

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Generalvertreter für Europa: Johannes Neide, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse 7.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 27

São Paulo, 30. Dezember 1910

VI. Jahrg.

Zur Finanzlage des Staates São Paulo.

Wir nahmen schon in unserem vorgestrigen Artikel Gelegenheit, auf einen Teil des Berichtes unseres Finanzsekretärs, des Herrn Dr. Olavo Egydio de Souza Aranha, einzugehen, und zwar gaben wir den Teil seiner Ausführungen wieder, der sich direkt mit der Lösung des Kaffeewertungsproblems beschäftigt. Heute wollen wir uns mit einigen der Haupteinnahmeposten unseres Budgets befassen, wie wir sie in dem genannten Bericht finden. Wenn man die Zahlen der interessanten Exporttabellen mit Aufmerksamkeit betrachtet, wird man sich des ungeheuren Reichtums unseres Staates erst recht bewußt. Der Wert unseres Exports betrug im Berichtsjahre nicht weniger als 416.760:831\$000, oder zum Kurs von 15 d. in Gold umgerechnet 26.017.551 Pfund Sterling, oder in deutscher Währung fast 521 Millionen Mark! Wir können nicht umhin, an dieser Stelle auf die Ausführungen einzugehen, die „Jornal do Commercio“ in seiner Nummer vom 18. dieses Monats an diese Zahlen knüpft. Das Rioblatt, bekanntlich immer noch fanatischer Anhänger eines möglichst hohen Kurses von mindestens 18 d., ist über die Haltung — und mehr wohl noch über den Erfolg der Vertreter S. Paulos im Bundesparlament, die die Festsetzung eines höheren Kurses als 16 d. zu verhindern wußten, verärgert, und läßt sich zu ziemlich haltlosen Behauptungen hinreißen. Es rechnet sich aus, daß S. Paulo für seine über 416.000 Contos wertigen Exportgüter zum Kurse von 18 d. 31.258.000 Pfund Sterling erhalten hätte, oder über 5 Millionen Pfund mehr als zum Kurse von 15 d. Nun, erstens einmal stand ja der Kurs während des ganzen für den Bericht in Frage kommenden Wirtschaftsjahres niemals wesentlich höher als 15 d. — wir hätten für unsere Waren also überhaupt nicht mehr bekommen können — aber selbst wenn wir annehmen, daß sich „Jornal do Commercio“ mit seiner Besprechung mehr auf die Zukunft beziehen will, und sie so meint, daß der Staat S. Paulo bei dem hohen Kurs jährlich gegen 5 Millionen Pfund oder 100 Millionen Mark mehr einnehmen würde, so ist das doch ganz verkehrt, denn das Ausland bezahlt uns immer in Gold, ganz gleich, wie unser Kurs ist. Wir haben für gegen 26 Millionen Pfund Sterling Waren exportiert, das macht zum Kurs von 15 d. über 416.000 Contos in unserem Gelde. Hätten wir den Kurs von 18 d. gehabt, so hätten wir doch keineswegs mehr als die 26 Millionen Pfund erhalten, sondern der Gegenwert in brasilianischem Gelde wäre nur dem höheren Kurse entsprechend kleiner gewesen, wir hätten dann eben die 26 Millionen Pfund

nicht in 416.000 Contos umrechnen können, sondern in entsprechend weniger, ungefähr 347.000 Contos. Ja, wenn wir die Preise machten, dann hätte „Jornal do Commercio“ recht, dann könnten wir sagen: Wir haben für 416.000 Contos Waren, billiger verkaufen wir nicht, und je höher der Kurs ist, desto lieber soll es uns sein, denn desto mehr Goldfüchse bekommen wir für unseren Kaffee etc. Hoffen wir, daß es einmal soweit kommt, aber vorläufig ist es doch ganz verkehrt, Berechnungen auf dieses „Wenn“ zu gründen. Nun, nehmen wir aber einmal an, wir hätten wirklich den Kurs von 18 d. und bekämen wirklich für unsere Waren 5 Millionen Pfund jährlich mehr. „Jornal do Commercio“ meint nun, die 5 Millionen Pf. Sterl. Ueberschuß „wären zum Teil in die Tasche des Produzenten geflossen, und zum Teil in die des Arbeiters, der heute den Staat S. Paulo flieht, wenn er Ausländer ist, weil ihm andere Länder bessere Arbeitsbedingungen bieten, oder, wenn er Brasilianer ist, viele der Bequemlichkeiten entbehren muß, auf die er ein Recht hat, besonders in einem Lande, das fast alles importieren muß“. Mag sein, daß der Kaffeepflanzer vielleicht etwas mehr für sein Produkt bekommen würde, der Arbeiter jedenfalls hätte auf keinen höheren Lohn zu rechnen, denn bekanntlich sind die Löhne sehr stabil und hängen nicht einmal sehr von dem Steigen und Sinken der Marktpreise der einzelnen Produkte ab, geschweige denn vom Kurs. Jeder, der die Verhältnisse kennt, weiß, daß ein Arbeiter immer mehr oder weniger denselben Tagelohn verdient, mag nun der Kaffee einen guten Preis haben oder nicht. Steht er sehr niedrig, so kann der Pflanzer eben seine Leute nicht mehr bezahlen — aber die Löhne herabsetzen kann er nicht. Steigt der Kaffee, so wird sich der Pflanzer schön hüten, die Löhne dementsprechend zu erhöhen, es müßte denn empfindlicher Arbeitermangel eintreten. Auch die Schlußworte des angeführten Satzes: „besonders in einem Lande, das fast alles importieren muß“ haben gerade für S. Paulo, und ganz besonders für die Arbeiterschaft, keine unbedingte Geltung. Gerade unser Staat erzeugt bereits sehr viele Industrieprodukte selbst, wie wir weiter unten sehen werden, und der eigentliche Arbeiterstand, besonders der brasilianischer Abkunft, verbraucht recht wenig als fertiges Fabrikat importierte Artikel. Auch bei dem größten Einzelposten des Paulistaner Exports fängt „Jornal do Commercio“ sein Klagegedel noch einmal an. Von den rund 416.760 Contos Exportwert entfielen allein auf den Kaffee rund 369.000 Contos, und die übrigen teils über Santos, — 16.332 Contos — teils über die Zentralbahn, — 24.173 Contos — teils auf anderen Wegen expor-

tierten Güter ergaben immerhin auch 47.760 Contos. Von letzterer Summe sind allerdings die erst nach S. Paulo ein- und dann wieder ausgeführten Güter im Werte von rund 4047 Contos abzuziehen, so daß für den Export des Staates, mit Ausnahme des Kaffees, noch 43.713 Contos einkamen. Diese verhältnismäßig hohe Summe ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß sich erstens der Staat überhaupt in einem Zustand wirtschaftlichen Aufschwungs befindet, und dann auch schon einen beachtenswerten Anlauf genommen hat, sich von der Alleinherrschaft des Kaffees zu befreien. Doch kommen wir noch einmal auf die Ansichten des „Jornal do Commercio“ zurück. Es erscheint uns das nicht überflüssig, denn wenn das große Rio-Blatt nicht müde wird, seine verfahrenen Theorien vorzuführen, so darf man auch nicht müde werden, sie zu widerlegen, denn schließlich könnten sie doch den Eindruck der Richtigkeit machen, da sie mit soviel Ueberzeugungstreue und Ausdauer vorgetragen werden. Also, „Jornal do Commercio“ sagt wörtlich ungefähr: „Der Wert des ausgeführten Kaffees betrug im Jahre 1909 369.009 Contos, oder 23.062.500 Pfund Sterling zum Kurse von 15 d. Was nun der Paulistaner sagt, ist, daß dieses Gold zum Kurse von 18 d. umgewechselt nur 307.423 Contos ergeben würde, oder rund 62.000 Contos weniger. Für ihn gilt die Quantität, nicht die Qualität des Geldes, er ist wie ein Kind, das 6 oder 8 Nickelstücke von 100 Reis einem silbernen Milreisstück vorzieht, weil es denkt, es hat dann „mehr Geld“. Nun, mit den Nickeln wird S. Paulo die goldenen Pfunde seiner Schulden nicht bezahlen etc. etc.“ Es ist unglaublich, bis zu welchem Grade der Verschrobenheit selbst an sich vernünftige Menschen durch Voreingenommenheit und Selbstverblendung gelangen können. Wir haben es an dieser Stelle schon des öfteren ausgeführt, daß allerdings für unsere Landwirtschaft ein plötzlich hochgehender Kurs ein großes Unglück wäre, und daß für unser zum größten Teile von der Landwirtschaft lebendes Land vorläufig ein niedrigerer, nur langsam ansteigender Kurs das einzig Richtige ist, denn es würde dem Landwirt gar nichts nützen, wenn er jetzt plötzlich für 10 oder 12 Milreis ein Pfund Sterling kaufen könnte. Er kauft eben kein Geld, sondern er verkauft es, er wechselt es in Papier um, und in Papier muß er seine Leute bezahlen. Erhält er für ein Pfund Sterling 15 Milreis Papier, so kann er bestehen, erhält er nur 10, so ist er verloren, denn seine Spesen sind in beiden Fällen genau dieselben. Doch genug davon.

Gehen wir nun zu einigen der weiteren Exportartikel unseres Staates über, die, wie bereits gesagt, zusammen 43.713 Contos oder gegen 2 zwei Drittel Millionen Pfund Sterling einbrachten. Das ist immerhin fast soviel wie der Gesamtexport von Venezuela beträgt. Im Jahre 1909 exportierte S. Paulo über Santos allein 7.478.000 Kilo Bananen im Werte von fast 576 Contos. Bier wurde über Santos für rund 1263 Contos, über die Zentralbahn für ungefähr 83 Contos exportiert. Auch der Export von Hüten war bedeutender, als die meisten unserer Leser gedacht haben mögen. Es wurden nämlich über Santos 80.923 Kilo im Werte von rund 910 Contos, und über die Zentralbahn 259.175 Kilo im Werte von rund 2903 Contos, also zusammen über 3800 Contos ausgeführt. Auch sonstige Industrieerzeugnisse brachten dem Staate schöne Summen ein. So sind zum Beispiel an Schuhwaren über Santos 125.000 Kilo im Werte von rund 785 Contos und mit der Zentralbahn 350.000 Kilo im Werte von gegen 2170 Contos, zusammen also 2955 Contos, exportiert worden. An gesalzenen Häuten wurden über Santos für fast 236 Contos, mit der Zentralbahn für 269 Contos verladen, Sohlenleder ging allein über Santos für über 635 Contos fort. Das höchste Kontingent unter den Erzeugnissen unserer Exportindustrie — man kann tatsächlich von einer solchen sprechen, wenn der Export allerdings auch zum allergrößten Teil nach anderen Bundesstaaten, nicht ins Ausland geht — stellten jedoch die

Textilwaren. Baumwollene Gewebe wurden über Santos . . . 1.277.316 Kilo, mit der Zentralbahn 3.225.836 Kilo ausgeführt, in einem Gesamtwerte von 6955 Contos. Dazu kommen noch rund 970 Contos für wollene Gewebe, 245 Contos für verschiedene Gewebe, und schließlich über 535 Contos für Sackleinen und fertige Säcke — insgesamt 8705 Contos für fertige Textilwaren. Die Liste ist noch nicht zu Ende, es sind noch anzuführen leere Flaschen mit fast 620 Contos, Eisenwaren mit 803 Contos, Milch mit 400 Contos etc. Wir haben uns noch einige landwirtschaftliche Produkte für den Schluß aufgespart. Besonders erfreulich ist, daß über Iguape $4\frac{1}{2}$ Millionen Kilo Reis im Werte von 1770 Contos, über Cananéa solcher im Werte von 184 Contos und mit der Zentralbahn $6\frac{3}{4}$ Millionen Kilo im Werte von mehr als 2000 Contos exportiert werden konnten. Vor wenigen Jahren noch mußte S. Paulo Unsummen für Reis nach dem Auslande schicken — der Import hat allerdings auch noch nicht aufgehört — und jetzt können wir für fast 4000 Contos davon exportieren. Auch an Bohnen wurde die in Anbetracht des großen Verbrauches innerhalb des Staates enorme Menge von 852.000 Kilo im Werte von 2.170:570\$000 ausgeführt. Santos exportierte Kleie im Werte von über 1000 Contos.

Natürlich bezog der Staat aus dem so bedeutenden und wertvollen Export auch bedeutende Einnahmen. Der Löwenanteil entfällt auch hier auf den Kaffee, der an Exportabgaben die riesige Summe von 33.210:696\$000 einbrachte, während die gesamte Einnahme des Staates 56.659:990\$000 betrug, während alle übrigen Einnahmequellen zusammen 23.449:294\$000 ergaben. Vielleicht nehmen wir bald einmal Gelegenheit, auf die nicht aus dem Kaffee stammenden Einnahmen unseres Staates näher einzugehen.

An die deutsche Kolonie von São Paulo und Santos.

Ein Weihnachts-Wunschzettel.

Weihnachten steht vor der Türe, das Fest, das kein Volk in der Welt so zu feiern versteht, wie wir Deutschen. das Fest, das mit seinem eigenartig-sinnigem Zauber und seinen tiefen Gedanken es immer wieder versteht, die Menschenherzen und sogar — entschuldigen Sie dieses „sogar“ — die Geldbeutel zu öffnen. Das gibt mir Mut zu diesem Aufruf.

Wer hilft mit, daß in unserer Hafenstadt Santos die zahlreichen deutschen Seeleute, die hier Woche für Woche an Land gehen, fern von der Heimat ein gemütliches Heim finden und in Zukunft Jahr für Jahr ein deutsches Weihnachtsfest feiern können? Wer hilft mit, daß hier in Santos die deutsche Seemannsfürsorge in weiterem Umfang betrieben werden kann?

Schon lange besteht hier ein englisch-amerikanisches Seemannsheim. In dem gemütlichen Lesezimmer an der Praça Telles Nr. 3 findet man allabendlich eine ganze Anzahl von Seeleuten, die dort die Zeitung lesen, in den illustrierten Zeitschriften blättern, Briefe in die Heimat schreiben, ein fröhliches Spielchen machen oder, die kurze Seemannspfeife im Munde, ein Plauderstündchen halten. Seit Jahren besucht der eifrige Seemannsmissionar alle englischen und amerikanischen Schiffe im Hafen, um seine Landsleute ins Seemannsheim einzuladen oder ihnen Lesestoff für die Reise aufs Schiff zu bringen. Daß er jetzt daran denken muß, wegen Platzmangels einen zweiten Raum für Offiziere und Ingenieure dazu zu mieten, ist ein schöner und deutlicher Beweis für die Nützlichkeit dieser Einrichtung und für die freudige Zustimmung, die sie bei den Seeleuten findet.

Für unsere deutschen Seeleute konnte bisher nicht viel getan werden. Wohl unterstützten schon seit Jahren auch deutsche Firmen und Privatleute erfreulicherweise die englische Arbeit mit Beiträgen und Ueberlassung von Zeitschriften für

das Lesezimmer; dafür stand dieses auch unseren blauen Jungen offen. Manch einer, der davon wußte, hat von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, namentlich solche, die auf einem englischen Schiffe zufällig eine Einladung mit erhielten. Für die große Masse aber, für die etwa 8000 deutschen Seeleute, die Jahr für Jahr den Hafen von Santos anlaufen, um unseren Hauptexportartikel, unseren berühmten Kaffee, hinüber und europäische Waren herüber zu bringen, geschah nichts. Wollten sie sich in den heißen Tagen ihr Aufenthalt einmal ein wenig vergnügen, waren sie allein auf die Wirtschafte angewiesen. Und was die zahlreichen Seemannskneipen mit ihrem Ausbeutungssystem und ihren höchst zweifelhaften Genüssen für Geldbeutel, Gesundheit und Charakter der Seeleute bedeuten, darüber wird man mir wohl jede nähere Ausführung erlassen. Das hiesige deutsche Konsulat könnte von den Folgen solcher „Vergnügungen“ manch traurige Geschichte erzählen. Hier liegen darum nationale und humane Pflichten für jeden, der im fremden Lande sein deutsches Herz noch nicht verloren hat. Es gilt, unseren Landsleuten auf den Schiffen die Möglichkeit zu verschaffen, an Land ein wirkliches Land zu finden, in dem sie sich einmal ohne Geldausgeben behaglich machen und einen kleinen Ersatz finden können für das fehlende Elternhaus oder eigene Heim, das sie entbehren und aufgeben müssen im Dienste der Mitwelt, im Dienste der modernen Großmacht, genannt Welthandel, dem die meisten Deutschen hier im Auslande ihren Lebensunterhalt, zahlreiche ihren Wohlstand verdanken. Wer ist bereit, unseren blauen Jungen ein wenig davon zurückzugeben?

In fast allen größeren Häfen der Welt entstehen jetzt deutsche Seemannsheime; auch Santos hat neuerdings ein solches erhalten. Da das englische Lesezimmer sowieso schon zu klein, überdies für deutsche Gemütlichkeit, ein fröhliches deutsches Volkslied oder Spiel, und besonders für Abhaltung besonderer Unterhaltungsabende dort nicht der rechte Platz war, auch das Gefühl, bloß geduldete Gäste zu sein, manchem einen gewissen Zwang auferlegte, habe ich, vom Evangelischen Ober-Kirchenrat in Berlin mit der Fürsorge auch für die deutschen Seeleute beauftragt, mich nach einem eigenen Heim umgesehen und ein solches auch im Hause eines Mitgliedes unserer Gemeinde gefunden. Durch die große Liebenswürdigkeit des Club Germania hierselbst und einiger Freunde in S. Paulo haben wir auch schon Lesestoff in schöner Auswahl, so daß ich es jetzt schon wagen konnte, die deutschen Seeleute zu uns einzuladen. Die 20 Matrosen, Heizer und Zimmerleute, die am ersten Abend meiner Aufforderung Folge leisteten, die gemütliche Stimmung, die uns bis kurz vor 11 Uhr bei deutschem Lied, Scherz und Spiel vereinigte, geben mir die frohe Hoffnung, daß wir auf der beschrittenen Bahn vorwärts kommen werden.

In Zukunft wird es Aufgabe des Pfarrers der hiesigen evangelischen Gemeinde sein, alle Schiffe, auf denen er deutsche Seeleute vermuten darf, zu besuchen, auf unser Heim aufmerksam zu machen und den Seeleuten dort zu bieten, was sie in anderen Seemannsheimen zu finden gewohnt sind: kostenlose Gelegenheit zum Lesen und Schreiben, Speise und Trank zu billigen Preisen (selbstverständlich ohne Zwang, etwas zu genießen), wenn gewünscht Nachtquartier, vor allem aber deutsche Unterhaltungsabende bei Musik, Tabak und sonstiger Gemütlichkeit und in Zukunft allweihnächtlich eine kleine Christfeier mit Lichterbaum und Geschenken. Der mir schon öfter gemachte Einwand, daß wir bei den Seeleuten wenig Gegenliebe finden würden, wird glänzend widerlegt durch die hohen Besuchsziffern anderer Seemannsheime. Einstweilen braucht unsere Arbeit natürlich Zeit, um überhaupt erst bekannt zu werden; doch scheinen wir hier schon jetzt einige Stammgäste zu haben, die dann immer andere nach sich ziehen. Daß wir selbstverständlich keinerlei Unterschied in der Konfession machen — wir fragen nicht einmal darnach —

und daß wir jede religiöse Einseitigkeit und engherzige Treiberei fernhalten werden, — muß ich das meinen Freunden erst versichern? —

Und nun gehts nach dem Sprichwort: „Das dicke Ende kommt nach“. Zu den schönen Dingen, von denen ich da gesprochen habe, gehört freilich noch allerhand, was uns hier fehlt, vor allem auch das leidige, aber nun doch einnal unentbehrliche Geld. Da die evangelische deutsche Kolonie von Santos einstweilen mit der finanziellen Sicherstellung eines eigenen Pfarramtes genug belastet ist, wende ich mich an weitere Kreise; handelt es sich doch, wie gesagt, um ein humanes und soziales Werk, das eigentlich jeden Deutschen ohne Unterschied der Konfession und des Wohnsitzes angeht. Ich richte daher an alle, besonders an meine Freunde in S. Paulo, die herzliche Bitte: Helft uns! Einmal durch Uebersendung von gebrauchten Gegenständen aller Art zur Ausstattung und Ausschmückung unseres Lesezimmers. Wir können gebrauchen: Zeitschriften aller Art, besonders illustrierte, auch natürlich alte Jahrgänge; Zeitungs- und Garderobehalter; Bücher, vor allem Erzählungen und Reisebeschreibungen (wer schenkt uns einen größeren, ganz einfachen alten Bücherständer oder -Schrank dazu?); ferner Briefpapier, das wir den Seeleuten gerne kostenlos zur Verfügung stellen; Aschenbecher und sonstige Rauchutensilien (Tabak und andere Rauchstoffe werden selbstredend nicht zurückgewiesen); Spiele aller Art, Dame und Mühle, Domino, Halma und Schach und was es sei. Ferner nehme ich gebrauchte Briefmarken aller Länder, auch die einfachsten brasilianischen in größeren Mengen, gerne an, um sie hier oder drüben zum Besten der Seemannsfürsorge zu verkaufen; ein paar Hundert gewöhnlicher brasilianischer Marken vermehren unsere Seemannsleihbibliothek schon um ein schönes Büchlein.

Vor allem aber brauchen wir den notwendigen „nervus rerum“ in klingender Münze: Für jede, auch die aller kleinste einmalige Geldgabe bin ich herzlich dankbar. Am meisten aber würde ich mich freuen, wenn sich recht viele freiwillig mit einem kleinen jährlichen Beitrag an unserer Sache beteiligen wollten.

Alle Sendungen oder Anerbietungen erbitte ich an Herrn Heinrich Bamberg, Rua S. Bento 76 a, oder an die Redaktion der „Deutschen Zeitung“, an die Casa Allemã in S. Paulo oder an mich selbst unter der Adresse der hiesigen Casa Allemã, Caixa 278.

Allen freudigen Gebern im Voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!“ und doppelt fröhliche Weihnacht!

Johns. Josten,
zurzeit Pfarrer und Seemannspaster in Santos.

Aus aller Welt.

— Der Mord an der Baronin Olivier Delvigne d'Ambicourt ist in seiner Vorgeschichte jetzt ziemlich aufgeklärt. Diese Vorgeschichte ist nicht uninteressant, sie könnte den Titel führen: „Ein Pariser Roman.“ Die Baronin stammte aus bürgerlichen Kreisen und trug ihren Titel von einer inzwischen geschiedenen Ehe mit dem Baron Olivier. Die junge Frau war hübsch, elegant und geistreich; sie arbeitete unter dem Decknamen Madol für die „Vie Parisienne“. Alle ihre Bestrebungen gingen dahin, sich eine Situation zu schaffen, die ihr ein sorgloses Leben in der Gesellschaft ermöglichte. Bei ihren Bemühungen zur Erreichung ihres Zieles war sie nicht besonders glücklich. Sie verlobte sich bald nach ihrer Scheidung mit einem Millionär und machte mit ihm eine Reise nach Marokko. Dann aber wurde die Verlobung plötzlich aufgelöst. Später hatte die Baronin Beziehungen zu einigen reichen Kaufleuten, die für ihre Bedürfnisse sorgten, aber nicht als künftige Ehemänner in Betracht kamen. Endlich lernte Madame Olivier Delvigne durch einen Heiratsvermittler den pensionierten Hauptmann Meynier kennen. Meynier war der Sohn eines wohl-

habenden Vaters, hatte seine Laufbahn als Offizier begonnen, war dann aber durch eine unglückliche Ehe und seine Dienstzeit in den Kolonien auf Abwege geraten. Er war ein Trinker und Spieler und vollkommen haltlos in seinen Leidenschaften. Wegen einiger dunkler Geschichten wurde er schließlich zur Disposition gestellt. Er kam dann nach Paris, um eine reiche Heirat zu machen und sich endgültig zu rangieren. Inzwischen machte er neue Schulden auf eine Millionerbenschaft, um die seine Familie sich seit Jahren bemühte. Meynier und die Baronin traten einander näher, weil jeder vom anderen hoffte, er könne die Mittel zu einem glücklichen Leben herbeischaffen. Von beiden Teilen der bessere war unzweifelhaft die Baronin, die ihrem Verlobten auch noch ergeben blieb, als es schon lange offenbar war, daß der Hauptmann Meynier ihre Hoffnungen enttäuschen mußte. Die Baronin half ihm mit Geld aus, sie versuchte, der Familie Meynier die Erbschaft zu sichern und hatte in dieser Beziehung sogar schon Erfolge zu verzeichnen, die freilich hinter den Hoffnungen des Hauptmanns erheblich zurückblieben. Nachdem das Vorleihen Meyniers bekannt geworden ist, glaubt die Behörde nicht mehr an einen Selbstmord. Sie nimmt an, daß der Mörder sich aus Paris entfernt hat und nach dem Ausland zu entkommen versucht.

— Auf Veranlassung der Berliner Kriminalpolizei ist ein Defraudant verhaftet worden, während sie einen anderen, der eine Berliner Firma geschädigt hat, verfolgt. Der 30 Jahre alte, aus Thal im Kreise Rosenberg gebürtige Kaufmann Johannes Gottwald, der in der Cranachstraße in Schöneberg seine Wohnung hatte, war seit vier Jahren bei einer Berliner Industriegesellschaft m. b. H. angestellt. Er genoß volles Vertrauen. Jetzt hat sich herausgestellt, daß er seit zwei Jahren nach und nach 95.000 Mark unterschlagen hat. Gottwald verstand es, seine Veruntreuungen durch falsche Buchungen zu verbergen. Ein Versehen führte endlich zu seiner Entdeckung. Er schützte in den vergangenen Wochen eine Geschäftsreise vor, ließ Frau und Kind im Stich und floh nach Hamburg. Bevor er dort jedoch einen ausreisenden Dampfer besteigen konnte, wurde er verhaftet. Von dem veruntreuten Gelde fand man fast nichts bei ihm. Bei dem entflohenen Defraudanten handelt es sich um den 28 Jahre alten Kaufmann Eugen Dresel, der zum Schaden einer Berliner Firma aus London mit 45.000 Mark geflohen ist. Dresel, der ein gebürtiger Berliner ist, vertrat mit einem Engländer eine Berliner Großfirma in London. Er spekulierte dort viel und erlitt so große Verluste, daß er sie aus seinen Einnahmen nicht mehr decken konnte. Nachdem er in London 5000 Mark der Kasse entnommen hatte, beschloß er, die Zeit, in der sein englischer Mitvertreter anderweitig beschäftigt war, zur Flucht zu benutzen. Die Abrechnung zwischen der Londoner Vertretung und dem Berliner Stammhause findet monatlich statt. Die Vertretung sendet das Geld durch die Londoner Filiale der Deutschen Bank an die Berliner Diskontogesellschaft ein. Jetzt benutzte Dresel die Abwesenheit seines Mitvertreters, um den Betrag von 40.000 Mark nach Köln an die Rheinisch-Westfälische Bank an seine eigene Adresse zu senden. Mit den 5000 Mark in der Tasche fuhr er dann nach Köln und erhob das Geld, um wahrscheinlich den Weg ins Ausland zu suchen. Dresel trägt gute englische Kleidung und spricht Deutsch, Englisch und Französisch. Auf seine Ergreifung ist eine Belohnung ausgesetzt worden.

— In Kassel wurde der Bergwerksdirektor August Burschmann auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft in Hannover auf offener Straße verhaftet. Burschmann, der Direktor der Gewerkschaft Graf Schwerin ist, steht im Verdacht, einen Rechtsanwalt in Hannover unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zum Ankauf minderwertiger Kuxe bewegen zu haben. Außerdem soll er sich der Unterschlagung schuldig gemacht haben. Soweit bisher feststeht, hat Burschmann auch

in Kassel zahlreiche Leute um erhebliche Summen geschädigt. Seine Transaktionen bewerkstelligte er aber meist so raffiniert, daß ihn die Staatsanwaltschaft nicht fassen konnte, obgleich zahlreiche Anzeigen gegen ihn erstattet waren. Burschmann wußte sich stets damit herauszureden, daß die „erhofften Konjunkturen nicht eingetreten seien“. Vor dem Königstor in Kassel hatte er sich eine luxuriöse Villa eingerichtet, die er aber in der letzten Zeit nicht zu betreten wagte, da er von seinen nach Dutzender zählenden Gläubigern förmlich verfolgt wurde. Statt seiner quartierte er in der Villa einen jungen Mann ein, der die Gläubiger empfangen und mit höflichen Worten „auf bessere Zeiten“ vertrösten mußte. In den letzten Wochen wurde Burschmann auch von der städtischen Steuerbehörde gesucht. Er sollte den Offenbarungseid leisten, da er rückständige Steuern nicht bezahlt hatte. Unmittelbar nach der Verhaftung wurde Burschmann nach Hannover transportiert. — Wie man weiter erfährt, ist der Verhaftete bereits wieder auf freien Fuß gesetzt worden, da die von dem ansehnlich betrogenen Rechtsanwalt erhobenen Beschuldigungen nicht aufrecht erhalten werden konnten.

— Jane Morris, die am Fuße des Cumberlandberges in County Jackson, in Kentucky zu Hause ist, darf sich rühmen, Mutter, Großmutter, Ur- und Ururgroßmutter von insgesamt 518 Nachkommen zu sein, die alle wohllauf sind, und von denen — darauf ist die alte Dame besonders stolz — bisher auch nicht einer mit dem Gericht das geringste zu tun hatte. Sie erfreut sich weiterhin des Glückes, ihre Nachkommen, die den größten Teil des Grund und Bodens der County im Besitz haben, in guten Vermögensverhältnissen zu wissen. Frau Morris ist jetzt sechsundachtzig Jahre alt, sie rechnet aber sicher darauf, das Hundert voll zu machen und auch die fünfte Generation noch heranwachsen zu sehen. Ihr Gatte starb vor 20 Jahren, sechs Jahre nach der Feier der goldenen Hochzeit. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die 518 Kinder, Enkel und Urenkel sämtlich einem einzigen Ehebunde entstammen. Die Urahnin selbst hatte sechs Söhne und neun Töchter. Die Söhne haben sich alle, von den Töchtern sechs verheiratet. Eine dieser Töchter hat 16, die andere 15 Kinder gehabt, und da auch der Kinderreichtum der übrigen Ehen sich auf ungewöhnlicher Höhe hielt, so konnte sich Jane Morris einer Schar von 128 Enkeln erfreuen, die ihrerseits alle heirateten und die Großmutter mit einem weiteren Familienzuwachs von 326 Sprößlingen heglückten. Auch von den Urenkeln haben sich einige bereits verheiratet und die Zahl der Nachkommen der Urahnin um weitere 49 Köpfe vermehrt.

— Der dänische Maler Johann Exner ist, wie aus Kopenhagen gemeldet wird, dort im Alter von 85 Jahren gestorben. Er war einer der bekanntesten Genremaler Dänemarks, der seine realistischen Motive sehr humorvoll darzustellen wußte, und erfreute sich großer Beliebtheit. Seine Werke sind in Dänemark in zahlreichen Reproduktionen verbreitet.

— Ein Porträt des Staatsministers Hobrecht, des früheren Oberbürgermeisters und Ehrenbürgers von Berlin, soll für den Magistratssitzungssaal von Künstlerhand gemalt werden. Wie bekannt wird, haben die Stadtverordneten in geheimer Sitzung dieser Vorlage des Magistrates zugestimmt.

— Aus Ostende wird gemeldet: Mehrere Fischerboote suchten infolge des herrschenden Sturmes Zuflucht in dem dortigen Hafen. Dies gab Anlaß zu ernstesten Zwischenfällen und skandalösen Vorgängen. Seitens der einheimischen Bevölkerung wurden die fremden Fischer angegriffen, ihre Fische wieder ins Wasser geworfen und ihre Barken ausgeplündert. Dieses Auftreten der Ostender Fischerbevölkerung veranlaßte den französischen Konsul zu einer Klage. Es ist wahrscheinlich, daß eine Entschuldigung, die auf diplomatischem Wege erfolgen soll, verlangt werden wird.

— Das Landgericht Hamburg verurteilte den 19 jährigen Neger Simon Cheffield aus Nordamerika, der am 8. Oktober die-

ses Jahres im englischen Generalkonsulat mit einem Holzhammer ein Attentat auf den Vizekonsul Mister Gandel verübt hatte, weil er wegen seiner schlechten Führung an Lord kein Reisegeld erhalten sollte, dem Antrage des Staatsanwalts gemäß zu zehn Monaten und einer Woche Gefängnis. Als strafverschärfend wurde die außerordentliche Roheit in Betracht gezogen, mit der der Neger die Tat verübt hat.

— Ein köstliches Kleinbahndiyl ereignete sich in Groß-Gerau. Der Dornberger „Expresß“, der im Volkswitz den bezeichnenden Namen „Rutsch“ führt und als Nebenbahn die Verbindung zwischen Dornberg und Groß-Gerau (für die Frankfurter, Darmstädter und Mainzer Linie nach Mannheim) herzustellen hat, stand gegen Mittag mit Fahrgästen dicht besetzt zur Abfahrt fertig auf genannter Station. Man wartete sehn süchtig auf das Zeichen zur Abfahrt. Nach langem Harren verließen einige Ungeduldige das Zügle, um nach der Ursache der ungewöhnlichen Verzögerung zu forschen. Da erblickten sie in der Ferne ihr vorgespantes Dampfroß, wie es pustend in Eilzugsgeschwindigkeit frei und ledig der Station Dornberg zueilte, sämtliche Personenwagen in Groß-Gerau zurücklassend. Alles Rufen, Winken und Signalisieren half nichts. Der „Rutsch“ jagte in eigensinniger Weltverachtung davon. Erst in Dornberg kam das mutwillige Dampfroß zur Besinnung. Nachdem man sich verwundert nach den fehlenden Wagen erkundigt hatte, drehte man um, rasselte zurück und holte die vergessenen Wagen mit ihren Insassen herbei.

— Der Kölner Bahnhofspolizei ist es gelungen, zwei junge Burschen zu verhaften, die seit längerer Zeit die deutsch-französischen D-Züge unsicher machten. Sie wurden dabei abgefaßt, als sie die reiche Beute in Sicherheit bringen wollten, die sie einer Russin auf der Reise von Paris nach Köln entwendet hatten. In den Koffern der internationalen Verbrecher fand man außer Waffen die gesamten Verbrecherwerkzeuge.

— In Frankfurt wurde der Bankbeamte Alphons Roeder der Darmstädter Bank verhaftet, der systematisch seit vielen Jahren durch raffinierte Schwindeleien eine große Anzahl Frankfurter Banken um umfangreiche Beträge betrogen hat. Auf die Schliche des Betrügers kam man auf folgende Weise: In den letzten Monaten erstatteten fünf Frankfurter Banken Anzeige, daß sie durch Ueberreichung eines gefälschten Kundenbriefes zur Hergabe von Beträgen in Höhe von 10.000 bis 20.000 Mark veranlaßt worden seien. Bei der Bestätigung stellte sich dann heraus, daß die Banken einem Betrüger zum Opfer gefallen waren. Vor einigen Wochen ereignete sich der letzte derartige Fall, durch den eine Frankfurter Bank um 10.000 Mark geprellt worden war. Während in allen früheren Fällen ein Dienstmann den Betrag von den Banken abholte, trug der gefälschte Brief bei dem letzten Betrüge die Adresse des Hotels National in Würzburg. Damit hatte die Polizei einen Anhaltspunkt. Sie folgerte, daß nach der Ausführung des Betruges ein Bankbeamter dabei die Hand im Spiele habe. Der Dienstmann wurde eruiert, der das Geld in den früheren Fällen abgeholt hatte und unter der Maske eines Linoleumlegers nach und nach durch alle Frankfurter Bankinstitute geführt, ohne daß es gelang, den Betrüger zu entdecken. Dann ließ man den Geldbriefträger aus Würzburg nach Frankfurt kommen, der die letzten 10.000 Mark an den Empfänger im Hotel National in Würzburg ausgezahlt hatte. Auf seiner Rundreise durch die Bankbureaus kam er auch in die Darmstädter Bank und erkannte dort den 25 jährigen Bankbeamten Roeder als denjenigen Mann, dem er diese Summe in Würzburg ausgezahlt hatte. Da man ganz sicher gehen wollte, ließ man auch den Kellner und das Stubenmädchen des Nationalhotel nacheinander nach Frankfurt kommen und brachte beide Personen unauffällig mit Roeder zusammen, den sie sofort wieder erkannten. Roeder wurde, als man Schriftproben von ihm verlangte, mißtrauisch, meldete sich krank, wurde aber sofort verhaftet. Er ist nicht geständig, doch sprechen zahlreiche Mo-

mente dafür, daß er allein sämtliche Betrügereien nach diesem Muster begangen hat. Obwohl er nur 130 Mark Monatsgehalt hatte, wurde bei ihm ein Bankkonto in Höhe von 37.000 Mark beschlagnahmt. Außerdem ist bereits nachgewiesen, daß unter anderen Namen bei verschiedenen Banken Beträge deponiert hat. Roeder war in dortigen Sportkreisen eine sehr bekannte Persönlichkeit, lebte in Saus und Braus und war in den Bars als der „reiche Alphons“ gern gesehen. Vor einigen Monaten hatte er sich für 16.000 Mark ein Motorboot gekauft, auf dem er in Gesellschaft von Bardamen kostspielige Reisen machte.

— Auf dem Bahnhof Bellevue in Berlin spielte sich in den letzten Wochen eine aufregende Szene ab. Als ein Stadtbahnzug einlief, stürzte sich plötzlich ein älterer Mann vom Bahnsteig auf die Schienen. Noch ehe der Lokomotivführer bremsen konnte, waren die Räder der Maschine und einige Wagen über den Körper des Mannes hinweggegangen und hatten ihn zermalmt. Die Leiche konnte erst nach längeren Bemühungen hervorgezogen werden und wurde nach dem Berliner Schauhause geschafft. Wie die polizeilichen Ermittlungen ergaben, handelt es sich um den achtunddreißigjährigen Kaufmann Erich Nitschke aus der Stephanstraße 6 in Berlin. Das Motiv des Selbstmordes ist unbekannt, doch scheint Nitschke die Tat in einem Anfall von Nervenüberreizung begangen zu haben.

São Paulo.

— Die große Rede des Paulistaner Abgeordneten Cincinato Braga hat den Gerüchten von dem bevorstehenden Uebergang der Vertreter S. Paulos ins Regierungslager, die seit dem Verzicht des Herrn Barbosa Lima auf die Führerschaft der Minorität nicht aufhören wollten, neue Nahrung gegeben. Das „Jornal do Commercio“ machte vorgestern diesbezügliche Bemerkungen, die vom „Diario de Noticias“ bestritten wurden. In der gestrigen Abendausgabe nun kommt das „Jornal“ nochmals auf die Frage zurück und sagt, in der Minorität gäbe es Leute genug, die aus ihrem Mißtrauen gegenüber der Haltung S. Paulos kein Hehl machten. Doch habe gestern eine maßgebende Persönlichkeit der Redaktion versichert, daß der Uebertritt nicht erfolgen werde. Die einzige Angelegenheit, die S. Paulo Sorge gemacht habe, sei die Kursfrage gewesen. Sie sei im Sinne S. Paulos erledigt worden, ohne daß man auf dem Gebiete des Parteiwesens Zugeständnisse von dem Staate verlangt habe. Weshalb also übertreten? — Wir möchten darauf erwidern, daß gerade dieses korrekte Verhalten der Bundesregierung ein Grund mehr zum Uebertritt für S. Paulo ist. Schon neulich, als wir die patriotische Haltung unseres Staatspräsidenten anlässlich der Meutereien lobend hervorhoben, sagten wir, daß S. Paulo entweder konservativ sein müsse oder aber nicht sein werde. Da die Regierung des Marschalls durchaus konservativ im besten Sinne ist, so hat S. Paulo allen Grund, sie zu unterstützen. Auch muß unser Staat notwendiger Weise sich seinen Einfluß auf die Leitung des Landes erhalten, was er auch nicht kann, wenn seine Vertreter der Bundesregierung Opposition machen. Ob dazu ein formeller Uebertritt ins Regierungslager erfolgt oder ob unsere Abgeordneten sich unabhängig halten werden, ist eine reine Formfrage, durch die das Wesen der veränderten, wir möchten sagen wieder normalen, Stellung unseres Staates zum Bunde nicht berührt wird.

— Antonio Cardoso Pinto wohnt mit seiner Frau im Brazviertel, Rua Placidina No. 4. Cardoso hat den Fehler, riesig eifersüchtig zu sein. Er leidet es nicht, daß seine Frau sich am Fenster sehen läßt, in jedem Vorübergehenden sieht er einen Rivalen. Daß das Ehepaar infolgedessen nicht gerade sehr friedlich zusammenlebt, läßt sich denken. Cardoso, der Zimmermann von Beruf ist, ließ nicht selten seine Arbeit lie-

gen, um schnell mal nachzusehen, ob zu Hause alles in Ordnung ist, denn irgend ein freundlicher Nachbar hat ihm gesagt, daß seine Frau ein Liebesverhältnis mit einem Nachbar unterhält. Jedoch fand er niemals etwas auszusetzen, die Haustür war stets geschlossen und die Frau niemals am Fenster. Schon glaubte er, es sei alles Verläumdung, als er gestern beim Nachhausekommen seine Frau am Fenster erscheinen sah, während ihr der gegenüber wohnende 20 jährige Schuhmacher Vincenzo Rubino freundschaftlich und vertraulich zuwinkte. Cardoso, blind vor Eifersucht, glaubte genug gesehen zu haben — die Frau hatte sofort das Fenster zugeschlagen und sich in das Innere des Hauses geflüchtet —, holte aus seinem Zimmer eine Browningpistole und stellte sich vor Rubin's Hause auf, um blutige Rache zu nehmen. Der unglückliche Schuster, der nicht ahnte, was ihm bevorstand, kam nach wenigen Augenblicken, ein lustiges Liedchen vor sich hinsingend, zum Vorschein und ging auf die Straße. Cardoso gab, ohne ein Wort zu sprechen, aus nächster Nähe drei Schüsse auf ihn ab, die ihn schwer verwundeten. Dann stellte sich Cardoso, wild mit der Pistole fuchtelnd, vor seine Haustür und bedrohte die Polizisten, die sich ihm näherten, und die, nur mit ihren Stöcken bewaffnet, ihm nicht zu Leibe zu gehen wagten. Unterdessen hatte sich eine große Menschenmenge zusammengefunden und Rufe wie „Schlagt ihn tot“, „Lynch den Mörder“ etc. wurden hörbar. Der Polizeikommissar Dr. Franklin de Toledo Pisa, der dazukam, ging auf Cardoso los und überwältigte ihn nach kurzem Widerstande. Auf der Polizei erklärte er dann, er sei von der Schuld seiner Frau nicht überzeugt, habe aber den Rubino töten wollen, damit er der Ehre anderer Leute nicht mehr zu nahe treten könne.

— Der Polizei wurde mitgeteilt, daß die 120 (!) Jahre alte Schwarze Dionysia Dias aus ihrer Wohnung, Rua Maria Antonia Nr. 16, verschwunden ist. Sie wird doch nicht mit einem gleichaltrigen Jüngling durchgebrannt sein?

— Vor mehr als zwei Jahren schon suchte der Hausbesitzer Miguel Conrado, der in der Rua 13 de Maio wohnt, den speziell mit der Ueberwachung und Verfolgung der Falschmünzer beauftragten Polizeikommissar des Santa Ephigeniadi-Strikts auf und erbot sich, die Polizei bei ihren Nachforschungen zu unterstützen. Conrado war der Polizei schon nicht ganz unbekannt, trotzdem gelang es, dank seinen Angaben, mehrere erfolgreiche Unternehmen gegen die Falschmünzer ins Werk zu setzen. Die Polizei hatte jedoch vollständig recht, wenn sie Conrado nicht traute, denn offenbar suchte er sie durch seine scheinbar uneigennütigen guten Dienste nur in Sicherheit zu wiegen, damit er selbst desto besser dem gleichen „Geschäft“ nachgehen könnte. Vor einiger Zeit erhielt die Polizei die Nachricht, Miguel Conrado sei im Begriffe, 100 Contos in falschen Noten unterzubringen. Eine angestellte Haussuchung verlief jedoch resultatlos. Bald darauf hörte die Polizei, er habe im Brazviertel dem bekannten Gauner Affonso Coelho 40 Contos in falschem Gelde verkauft. Seitdem wurde Conrado von der Polizei scharf überwacht. Geheimpolizisten folgten ihm auf Schritt und Tritt. Gestern gegen 10 Uhr morgens traf er sich mit einem unbekanntem Individuum auf dem Largo do Carmo. Der ihn beobachtende Geheimpolizist sah, daß die beiden Männer verschiedene Banknoten genau betrachteten und eifrig über etwas unterhandelten. Er konnte sich unauffällig nähern und verstand, daß sie ein neues Zusammentreffen um halb 6 Uhr nachmittags in der Varzea do Carmo ausmachten. Schon vor der festgesetzten Stunde wurden mehrere Geheimpolizisten dort aufgestellt. Miguel Conrado erschien pünktlich und wurde von einem der Polizeienten für verhaftet erklärt. Er leistete Widerstand, fing einen furchtbaren Lärm an, wodurch ein großer Menschenauflauf entstand. Schließlich wurde er überwältigt und gleich an Ort und Stelle einer Untersuchung unterzogen. Man fand bei ihm 44 falsche Noten von 200 Milreis. Die Anwesenden wurden zu Zeugen

aufgerufen und Conrado nach dem Zentralpolizeiamt gebracht, wo er einigermaßen in Verlegenheit kam, als er das Vorhandensein des falschen Geldes erklären sollte. Schließlich sagte er, er wisse nicht, wie das zugehe, daß er soviel Geld in der Tasche habe, sein Geld wäre es nicht. (Der Glückliche; anderen Leuten passiert gewöhnlich gerade das Umgekehrte, sie wissen nicht, wo das Geld hingekommen ist, das sie in der Tasche hatten.) Bei Conrado wurden noch mehrere Dokumente und Papiere gefunden, von denen eines von dem bekannten Falschmünzer José Bracchi unterzeichnet ist.

— Der minderjährige José Marino, der auf den Straßen Süßigkeiten verkauft, ging mit seinem Kram durch die Rua Florença, Abreu, und war so zerstreut, daß er mit dem Kopf gegen einen der eisernen Leitungsträger der Straßenbahn rannte, und zwar so heftig, daß er besinnungslos liegen blieb. Er wurde in sehr bedenklichem Zustande ins Krankenhaus gebracht.

— Zum Direktor der neuzugründenden Normalschule in Itapetininga wird Herr P. Voß ernannt werden, der jetzt die dortige Komplimentärschule leitet.

— Herr Albert Schwab, Besitzer des Hotel Albion, Rua Brigadeira Tobias 89, hatte die Liebenswürdigkeit, uns Proben seiner neuen Weinmarken „Ruländer Auslese“ und „Deutscher roter Burgunder“ aus dem Graf Kageneckschen Weingut am Kaiserstuhl im badischen Oberland sowie eine Flasche echten alten Schwarzwälder Kirschwassers zu übersenden. Herr Schwab hat die Weine bei seinem jüngsten Besuch in seiner alten Heimat selbst eingekauft. Wer den „Markgräfler“ kennt, dem brauchen wir nichts davon zu erzählen. Wem er unbekannt ist, den machen wir darauf aufmerksam, daß die Markgräfler Weine sich nicht nur durch Wohlgeschmack und Wohlbekömmlichkeit auszeichnen, sondern sich auch ihres geringen Alkoholgehaltes wegen für unser Klima ganz besonders eignen. Ihre Wohlfeilheit ist auch kein Grund, der Weinliebhaber vom Kaufe abhalten könnte. Die Herkunft aus dem berühmten Kageneckschen Weingut bürgt für die Reinheit der Weine. Wer daher sich selbst oder seine Angehörigen und Freunde zu Weihnachten durch eine „Weinkiste“ erfreuen will, dem können wir die Oberländer Weine des Herrn Schwab unbedingt empfehlen. Die Festgrüße erwidern aufs beste.

— Seit vorgestern nachmittag machte sich in den Straßen eine Verringerung des Straßenbahnverkehrs und in den Fabriken, die mittels Elektrizität betrieben werden, ein Versagen der Triebkraft bemerkbar. Die Ursache war ein Betriebsunfall, der im Elektrizitätswerk der Light in Parnahyba vorkam. Es zersprang nämlich die Stopfbüchse einer der Turbinen, sodaß diese außer Betrieb gesetzt werden mußte. Daran hat die Gesellschaft keine Schuld, denn so etwas kann überall vorkommen. Doch könnte die Light soviel Rücksicht auf das Publikum und besonders auf die Abnehmer von elektrischer Kraft nehmen, daß sie solche Vorkommnisse bekannt machte, damit sich die Fabrikbesitzer mit ihrer Arbeitseinteilung etc. danach richten könnten. Aber die Light und Rücksichten nehmen —.

— Gestern kamen der Kommandant und zahlreiche Offiziere des portugiesischen Kreuzers „Adamastor“ hier an. Eine Kommission des „Centro Republicano Portuguez“ war ihnen nach Santos entgegengereist. Im „Grande Hotel“ fand zu Ehren der Offiziere ein Bankett und im „Polytheama“ eine Festvorstellung statt. Heute werden die Offiziere einige sehenswerte Punkte der Stadt und ihrer Umgebung besuchen. Abends findet Empfang im „Centro Republicano Portuguez“ statt.

— Herr Dr. med. Stapler beklagte sich bei der Polizei über die 14 jährige Anna Pavlih, Tochter der Oesterreicherin Johanna Pavlih. Das Mädchen war früher im Landhause des Herrn Dr. Stapler in Sant' Anna angestellt und verließ am 11. dieses Monats den Dienst. Erst einige Zeit später vermißte man Schmucksachen im Werte von 400 Milreis. Der Verdacht fiel sofort auf Anna und Herr Dr. Stapler setzte sich mit de-

ren Mutter in Verbindung, um die Sachen wieder zu erhalten, jedoch vergeblich. Er wandte sich nun an die Polizei. Anna gab im Verhöre zu, die Sachen gestohlen und ihrer Mutter gegeben zu haben. Letztere gestand ein, von ihrer Tochter ein Kästchen bekommen zu haben, sie habe sich um dessen Inhalt aber nicht gekümmert. Die Untersuchung wird heute weitergeführt.

Munizipien.

Santos. Vorgestern kam, wie bereits angekündigt, der italienische Flieger Ruggerone hier an. Er wurde an Bord von vielen Landsleuten empfangen, unter anderen war der Vorsitzende des Clubs „Esperia“ anwesend. Ruggerone gedenkt seinen ersten Flug am ersten Weihnachtsfeiertage vom Antarticapark aus zu unternehmen. — Mit dem gleichen Dampfer kam übrigens auch der Flieger Piccolo an, der ebenfalls in S. Paulo Flugversuche zu unternehmen gedenkt.

— Der Dampfer „Amiral Ponty“, auf dem die Meuterei der Zwischendecker passierte, kam auf der Rückreise von Buenos Aires wieder hier an und ist nun damit beschäftigt, den Rest seiner Ladung — immer noch mehr als 600 Tonnen — zu löschen.

— Gestern versuchte ein Mann von der Besatzung des französischen Dampfers „Provence“, Singvögel an Land zu schmuggeln. Er hatte die Tierchen unter dem Hemd verborgen. Als ihn der Zollwächter bemerkte, wollte er fliehen, aber beim Laufen öffnete sich vorn das Hemd und der größte Teil der Vögel flog davon.

— Die aus Campinas gebürtige Maria Gomes de Oliveira, die mit dem Soldaten Adelino de Oliveira zusammenlebt, ist rasend eifersüchtig veranlagt. Am Dienstag nacht kam Adelino wieder einmal sehr spät nach Hause, was schon öfters vorgekommen war. Maria, überzeugt von der Untreue des Geliebten, beschloß zu sterben. Sie nahm vorgestern morgen eine Sublimatpastille, doch gelang es ihr nicht, das bessere Jenseits zu erreichen, denn man kam ihr schleunigst zu Hilfe, so daß sie sich außer Gefahr befindet.

— Mit dem Dampfer „Blücher“ der Hamburg-Amerikalinie wird am 5. Februar kommenden Jahres eine Anzahl von Vergnügungsreisen hier erwartet, die auch S. Paulo besuchen werden. Das Schiff wird außer Santos noch Para, Pernambuco und Rio anlaufen.

Campinas. Der hier tagende zweite landwirtschaftliche Kongreß beschloß, den nächsten Kongreß im Juni kommenden Jahres in Amparo abzuhalten.

Jaboticabal. Ein gewisser Paschoal Aulicino ist Grundbesitzer im hiesigen Munizip und wurde als solcher zur Grundsteuer eingeschätzt. Da er sich nicht im Munizip aufhält, suchte man nach ihm, um ihm den „Steuerzettel“ zustellen zu können. Dabei stellte sich dann heraus, daß der wohlhabende Mann in Barretos lebt, und zwar als — Bettler, der in Lumpen gehüllt, die Mildtätigkeit seiner Mitmenschen in Anspruch nimmt.

Pederneiras. Bis Februar nächsten Jahres dürfte die elektrische Lichtanlage unserer Stadt fertig sein. Man ist schon mit der Aufstellung der Leitungsträger beschäftigt.

Piracicaba. Heute wird Herr Dr. H. von Jhering, Direktor des Ipiranga-Museums, an der Volksuniversität einen Vortrag über das Thema: „Die Verwüstung und die Erhaltung der Wälder“ halten. Es steht zu erwarten, daß bei der Wichtigkeit des Gegenstandes die Zuhörerschaft sehr zahlreich sein wird, um so mehr, da die Landwirte besonders dazu eingeladen wurden.

Bundeshauptstadt.

— Baron Rio Branco und der italienische Gesandte Baron Avezzana unterzeichneten vorgestern einen Vertrag, der den

Austausch von Postsendungen ohne Wertangabe zwischen den beiden Ländern regelt.

— Kardinal Arcoverde hat den Minister des Innern, Maßregeln gegen gewisse Individuen zu ergreifen, die sich unberechtigt teilweise als katholische Geistliche aufspielen, die Kleidung der Geistlichen tragen etc. — Auch in S. Paulo wäre ein polizeiliches Vorgehen gegen die zahlreichen Betrüger dieser Art am Platze.

— In der gegenwärtigen Schwurgerichtsperiode werden die Mörder der Studenten, die seiner Zeit der Wut der Polizeisoldaten auf dem Largo de S. Francisco zum Opfer fielen, endgültig abgeurteilt werden.

— Der Landwirtschaftsminister gedenkt, in den Hauptviehzuchtzentren des Landes Viehzuchtstationen zu gründen, um die Viehzucht zu unterstützen, besonders die Viehrassen zu verbessern.

— Auf dem Largo de Santa Rita brannte ein erst drei Tage vorher eingeweihtes Kinematographentheater ab. Der Brand wurde durch die Unvorsichtigkeit des 16 jährigen Domingos Cotrim Chaves verschuldet. Das neue Gebäude war nicht versichert, sodaß der Besitzer einen Schaden von ungefähr 15 Contos erleidet. Auch die Nachbarhäuser wurden stark beschädigt.

— Die Deputiertenkammer nahm einen vom Senat ausgehenden Gesetzesvorschlag an, wonach dem Präsidenten der Republik ein äußeres Abzeichen seiner Würde verliehen wird. Dasselbe besteht in einer Schärpe in den Landesfarben, entsprechend der in den anderen Republiken Südamerikas üblichen Form.

— Der Verkehrsminister erklärte sich für nicht einverstanden mit dem Kontrakt der Bahia-Eisenbahn, so wie er ist. Der Minister forderte die Direktoren der Gesellschaft auf, binnen 10 Tagen im Ministerium vorzusprechen, um verschiedene Klauseln des Kontraktes abzuändern, widrigenfalls er seine Annullierung beantragen werde.

— Am dem Tage, an dem der Belagerungszustand abläuft, soll dem Marschall Hermes zu Ehren eine großartige Kundgebung veranstaltet werden, um die Dankbarkeit des Volkes für die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung ohne Anwendung von Gewalt auszudrücken.

— Wie man hört, beabsichtigt der Bundespräsident, seinen Wohnsitz vom 1. Januar ab nach dem Cattetopalast zu verlegen.

— Der Präsident der Kammer machte dem Kriegsminister von der Art und Weise Mitteilung, wie sich der Leutnant Aranha vom 52. Jägerbataillon im Kammergebäude aufführte (das ist der Offizier, von dessen Heldentat wir gestern berichteten). Hoffentlich gibt ihm der Kriegsminister Gelegenheit, „fern von Madrid“ über die Vorteile einer guten Erziehung nachzudenken.

— Zur Bezahlung von Bahnbauten wurden gestern Bundes-Anleihescheine im Betrag von 1978 Contos ausgegeben.

— Der italienische Deputierte Pietro Castellini reiste gestern nachmittag, bald nach dem Frühstück beim Baron do Rio Branco, nach Argentinien ab. Wir sind gespannt, ob er dort die bei Italienern übliche Mauserung seiner Ansichten über Brasilien ebenfalls durchmachen wird oder nicht.

— Es scheint, als ob das Konversionskassenprojekt im Senat nicht glatt erledigt werden solle. Der Senator Severino Vieira gedenkt nämlich dagegen zu sprechen. Doch kommt die Ablehnung des Gesetzentwurfs natürlich nicht in Frage.

— Das Requiem für die während der Meuterei gefallenen Offiziere, das gestern in der Candelariakirche abgehalten wurde, gestaltete sich ganz außerordentlich feierlich. Die prächtige Kirche, die schönste ganz Südamerikas, war ganz in Schwarz ausgeschlagen. Unter der hohen Kuppel erhob sich der Katakomben, der mit der Landesflagge bedeckt und von 30 Kandelabern umgeben war. Der Bundespräsident mit sämtlichen Mi-

nistern, die Mitglieder des Obersten Bundesgerichts, der Polizeichef von Rio, der Kardinal Arcoverde, zahlreiche Offiziere, hohe Beamte und viele Familien wohnten der Feier bei, so daß die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt war.

— Im Senat wurde gestern der Etat des Ministeriums des Aeußern in dritter, der des Marineministeriums in zweiter Lesung angenommen. Als man darauf zur Beratung des Zusatzantrages über den Bau von Telegraphenlinien in Goyaz überging, machte Herr Cassiano do Nascimento darauf aufmerksam, daß der Senat in dieser Sitzung schon Ausgaben im Betrag von 10.000 Contos über die Regierungsvorlagen hinaus bewilligt habe. Man möge erst die Regierung über das Projekt hören, denn vielleicht halte diese es für zweckmäßiger, eine Zeit abzuwarten, zu der die Bundeskasse sich einer größeren Fülle erfreue. Wenn man so fortfahre, sei die Einführung neuer Steuern unvermeidlich. Er werde keiner einzigen neuen Steuer zustimmen, denn die Bevölkerung sei schon so überbürdet, daß Brasilien nahezu unbewohnbar geworden sei. Diese vernünftigen Worte Herrn Cassianos, die durchaus den Ausführungen des Deputierten Alcindo Guanabara im Leitartikel der Montagnummer der „Deutschen Zeitung“ entsprechen, fanden leider bei seinen Kollegen keinen Anklang. Man wollte sich die Freude am Geldbewilligen nicht stören lassen.

— Die Untersuchung über die letzten Meutereien nimmt ihren Fortgang. Gestern wurde von Bord des „Barroso“ der Heizer, der des Mordes am Oberleutnant Carneiro da Cunha angeklagt ist, nach dem Marinegefängnis gebracht.

— Ein netter Hüter der öffentlichen Sicherheit ist der Polizist Candido Adhemar de Souza, der neulich nachts den 15-jährigen Handlungsgehilfen José Augusto Rodrigues in der Rua Santa Alexandrina durch einen Revolverschuß so schwer verletzte, daß der Jüngling bald darauf im Krankenhause starb. Der Polizist gab an, daß sein Revolver sich durch Zufall entladen habe. Durch die polizeiliche Untersuchung aber wurde festgestellt, daß Candido dem Handlungsgehilfen in jener einsamen Straße unsittliche Anerbietungen machte, die jener zurückwies, worauf der Polizist ihn ermordete.

— In einem Garten, der durch den Rio Comprido bewässert wird, wurde ein Sack angeschwemmt, der die Leiche eines neugeborenen, blauäugigen Kindes von auffallend schönen Gesichtszügen enthielt. Der Körper wies Merkmale auf, die auf Erdrosselung schließen lassen. Die Polizei such das Verbrechen aufzuklären.

— Einen neuen Fall von „lateinischer Anarchie“ meldet der Telegraph aus Manaus. Danach weigert sich der Kommandant des Militärbezirks, der Bundesregierung Bericht über die Vorgänge im Distrikt Alto Purus zu erstatten, und nimmt Partei für die Revolutionäre, die den neuen Präfekten nicht nach Senna Madureira lassen wollen. — Der „eiserne Besen“ wird noch viel Arbeit haben!

Aus den Bundesstaaten.

Minas. Am 20. dieses Monats feierte unser geschätzter Kollege „Jornal do Commercio“ in Juiz de Fora sein 16-jähriges Bestehen mit einer 22 Seiten starken, ausgezeichnet redigierten Festnummer, zu der wir dem Blatt und seinem tüchtigen Chefredakteur, Herrn Francisco Valladares, nur Glück wünschen können. Wir wünschen dem „Jornal do Commercio“ noch viele Jahre fröhlichen Gedeihens.

Parana. Die Bevölkerung von Palmas und Porto União verfolgte den Santa Catharinenser Agitator Eugenio La Maison. Wenn ihn die Polizei nicht in Schutz genommen hätte, wäre er jedenfalls von der wütenden Menge gelyncht worden.

Rio Grande do Sul. Die Stauer des Hafens Rio Grande, die sich im Ausstand befanden, nahmen die Arbeit wieder auf.

— In Porto Alegre brannte gestern bei Tagesanbruch die in einer Vorstadt gelegene Kirche „Nossa Senhora dos Navegantes“ nieder. Das Feuer wurde wahrscheinlich von verbrecherischer Hand angelegt. Die Kirche brannte vollständig nieder, es konnte nichts gerettet werden als ein goldener Kelch und zwei Heiligenstatuen, darunter die reichgeschmückte Muttergottesstatue vom Hauptaltar. Der Altar selbst ist mit 20 Contos versichert.

— In der Rua dos Andradas ermordete der Italiener Carnino Verissimo die Farbige Ignacia Coelho. Letztere beschäftigte sich mit Zauberei und verlangte von ihren „Kunden“ Geld, wobei sie die Widerwilligen mit ihren geheimen Kräften bedrohte. Carnino war eines ihrer Opfer. Er stellte sich nach vollbrachter Tat der Polizei. Es herrscht allgemeine Aufregung über die Tat des sonst gut beleumundeten Mannes.

Vermischte Nachrichten.

Es kommt nichts von selbst. In ein Geschäft traten zwei junge Leute — sagen wir Müller und Lehmann — zu gleicher Zeit als Kaufmannslehrlinge ein und erhielten, nachdem sie ausgelernt, von ihrem Chef dasselbe bescheidene Anfangsgehalt, da beide als Gehilfen weiter blieben. Nach einigen Monaten erhielt Müller aus freien Stücken eine Gehaltsaufbesserung. Dies erregte den Neid der anderen Kollegen, und besonders deshalb, weil Müller von seinem Chef, welcher seine Intelligenz wohl erkannte, zur Abwicklung von schwierigen Geschäften verwandt wurde. Müller mußte infolgedessen sich manche Schikane und manches bittere Wort gefallen lassen. Er wurde als Streber bezeichnet. Als Müller, um diesen Anfeindungen zu entgehen, seinem Chef kündigte, wurde er durch weitere Gehaltserhöhung veranlaßt, zu bleiben. Als Lehmann dies erfuhr, eilte er spornstreichs zum Prinzipal, um von diesem Rechenschaft darüber zu verlangen, wie es komme, daß Müller bereits zweimal mit Gehaltserhöhung bedacht sei und er vollständig übergangen würde. Er wäre mit Müller zu gleicher Zeit eingetreten, ebenso lange Gehilfe und hätte wohl demnach dasselbe Recht auf Zulage usw. Der Chef, ein sehr ruhiger Herr, der nicht viel Worte machte, sagte ihm, er würde ihm die Ursache auf der Stelle klarlegen. Er machte dies auf folgende Weise: „Herr Lehmann,“ sagte er, „sehen Sie dort auf dem Markt den Bauern mit dem großen Wagen? Gehen Sie einmal hin und sehen Sie, was er darin geladen hat.“

— Lehmann kommt mit der Meldung zurück, der Bauer hätte Roggen im Wagen. — Der Chef: „Wieviel?“ — Lehmann stürmt fort und berichtet, daß zwei Sack da wären. — Der Chef: „Was kostet der Roggen?“ — Lehmann läuft wieder hin und gibt Bericht. — „Nun,“ sagt der Chef zu Lehmann, „setzen Sie sich jetzt einmal hier an das Pult und machen Sie, als ob Sie arbeiten. Sie reden aber keinen Ton!“ — Der Chef läßt Müller kommen und schickt ihn mit demselben Auftrag zu demselben Bauern. — Müller kommt sehr bald zurück und meldet, der Bauer hätte zwei Sack Roggen zu dem und dem Preis, von welchem aber sicher noch etwas herabzudringen wäre. Sonst sei der Roggen rein, schwer und gut. Er hätte aber noch zwei Sack wundervollen Hafer, der sehr billig sei und den man gleich nehmen müßte, da der Hafer für die Pferde gerade verbraucht sei und am Platz kein so billiger zu bekommen wäre. Neben dem Bauer stehe aber noch einer, dessen Roggen erheblich billiger und auch gut sei. Dieser Kerl will auch einen eisernen Ofen kaufen und den Roggen gern verrechnen. Er habe ihn gleich mitgebracht! — Gelassen fragte der Chef den Lehmann, ob er nun wisse, warum Müller ein höheres Gehalt bekomme. — Schweigend verließ Lehmann das Kontor und nach kurzer Zeit das Geschäft.

Der Fremde.

Dem Leben nacherzählt von Ritas.

Der Tag ging zur Rüste.

Eine Wetterwolke zog drohend herauf und warf den Widerschein der Sonne über das weithingestreckte Ackerland. Ein bleifarben bedrückendes Licht.

In Wurfweite von dem kleinen Bauernhäuschen, weitab von dem eigentlichen Dorf, stand der Bauer auf dem Wiesengelände, emsig die Sense kreisen lassend, um noch vor Ausbruch des Wetters das Futter fürs Vieh zu bergen. Schon setzte ein schwacher Windstoß hier und da die bedrückende Schwüle in Bewegung. Bald raste wohl ein schärferer Wind über das Land, um seinem Gebieten Raum zu schaffen, nach seinen Lüsten zu schalten und zu tollen.

Auf der schmalen Landstraße tauchte die Gestalt eines Wanderers auf, sichtlich bestrebt, noch vor dem Losbrechen des Sturmes unter Dach und Fach zu kommen.

„Hallo, Bauer, erreiche ich das Dorf noch trocken?“ rief er, die Höhlung der Hand als Sprachrohr benutzend.

Der Bauer spähte zum Himmel, warf alsdann einen prüfenden Blick auf den Fremden, der sichtlich aus einer ganz anderen Gegend herstammte, schüttelte ein paarmal bedenklich den Kopf und schrie zurück:

„Ich glaub's nimmer! Es pfeift vom Wettergrund her. Das wird scharf toben. Wenn's nicht just pressiert, tretet's unter mein Dach, bis's vorüber! Wartet's, ich führ' Euch gleich 'über!'“

Der Fremde war es sichtlich zufrieden.

Und bald schritten die zwei wortlos dem Bauernhäuschen zu.

Die Bäuerin, eine rüstige Fünfzigerin, war eifrig dabei, das Nachtmahl für Mensch und Vieh zu bereiten. Die Ankunft des Fremden verwunderte sie nicht sehr. Es kamen so oft Touristen und Sommerfrischler über Land und nahmen gegen klingende Münze die Gastfreundschaft der Bauern in Anspruch.

„Macht's Euch bequem“, sagte der Bauer.

„Meinen Sie, daß das Wetter lange andauern wird?“ forschte der Fremde, indem er von der Erlaubnis des Hausherrn Gebrauch machte.

„Ich glaub's immer. Es kann die Nacht darüber hingehen.“

„Wetter, die Nacht?! Ich kann doch nicht die ganze Nacht — —“ Der Fremde stand wie ratlos.

Der Bauer warf nochmals einen prüfenden Blick auf ihn.

„Bäuerin,“ wandte er sich darauf an die Frau, „hast du's Bettzeug parat?“

„Der Herr kann sich nur hineinlegen,“ antwortete sie stolz.

„Dafür werde ich Euch Dank wissen, Leute!“

„Ihr seid wohl gewandert über Tag, daß Ihr bei dem Wetter an Nachtruhe denkt, Herr?“

„Das will ich meinen. Ich bin seit morgens vier Uhr auf den Beinen. Immer marschierst. Wenn das Wetter nicht gleich die Erde aufreißt, werde ich wie ein Toter schlafen!“

„Ja, man merkt's Euch an. — Habt Ihr im Dorf Bekannte, Herr?“

Der Fremde zögerte mit der Antwort.

„Bekannte eigentlich nicht . . .“

„Ihr seid's auf einer Tour also?“

„Ganz recht, mit dem Ziel Nirgendwohin!“ bestätigte munter der Gast. „Ich habe mir draußen in der Welt den Wind ein bißchen um die Nase wehen lassen und wandere nun zu meinem Vergnügen. Aber —“ sprang er schnell auf ein Thema über — „seid Ihr so ganz allein, Leute? Oder sind Eure Kinder selber schon wieder Eltern?“

Der Bauer und die Bäuerin tauschten einen langen Blick bei dieser unerwarteten Frage. Der Fremde bemerkte sofort, daß er damit eine weh klingende Saite in den Herzen der Alten

berührt hatte. Gleichwohl hingen seine Augen gespannt an den Lippen der anderen.

Und endlich gingen die Alten aus sich heraus. Einander abwechselnd erzählten sie, bald eine Träne im Auge, bald mit aufblitzendem Elternstolz:

„Nein, Herr, wir sind keine Alleinleut', wir. Wir haben einen Sohn, einen großen, stämmigen Burschen, daß es eine große Freude war, ihn zu sehen. War! Jetzt so in Ihrem Alter, Herr. Aber strammer, sicher. Nichts für ungut. Ging der Bäuerin und mir nicht gut damals. Wohnten noch im Dorf unten. Hatten zu placken. Und der Junge mußte mit heran. Sehr. Gefiel ihm schließlich nicht, so ohne Aussicht auf 'was immer bloß zu rackern. Haben's ihm damals verdacht. Heut' nicht mehr. Eines Tages, Herr, denkt unseren Schreck: ist der Junge auf und davon. Wie er ging und stand! Nichts weiter! Nicht einmal die immer offen daliegende Geldkatze mit den Notgroschen hat er mitgenommen, denkt Euch! Ja, er war immer ein ehrlicher Bursch', unser Junge. Und ist's heute noch, Bauer! Ist er, Bäuerin! Haben lange nichts von ihm gehört. Lange nichts. Bis eines Tages der dicke Brief kam mit den fremden Marken. Aus Amerika, Herr, Neww Schork. Liegt da. Soll eine große Stadt sein. Größer als die Hauptstadt. Also unser Junge war drüben Kuhhirte bei einem großen Bauer dicht bei Neww Schork. Verdiente viel Geld, schrieb er. Und schrieb aller vier Wochen einmal. Schickte auch 'mal zweihundert Kronen, Herr, denkt Euch! Bäuerin, zeig' dem Herrn das Geld, damit er's glaubt. Haben's nämlich nie angerissen. Erbte hier den Grund von dem Bruder der Bäuerin. Guter Grund. Aber frißt Kraft, Herr! Könnten unsern Jungen jetzt brauchen, wahrhaftig! Will aber nicht kommen, schrieb er. Verdiente drüben viel mehr. Die Bäuerin und ich sollten verkaufen und 'über kommen. Zu ihm. Nach Amerika, denkt Euch, Herr! Haben uns sehr besonnen. Damals, als er es schrieb. Wollten nicht. Was, Bäuerin, heute, wenn uns der Junge das Geld schicken wollte, alsdann würden wir uns nicht besinnen. Haben ihn zu gern, sehnen uns nach unserm Jungen, Herr. 's langt aber noch nicht. Das Häusel, versteht, hat was obenauf. Würde alles auffressen. Jetzt haben wir sieben Wochen keine Nachricht von unserem Jungen. Schrieb, er wolle „Geld machen“. Damit die Bäuerin, ich und er uns wohl fühlen sollen. In Amerika, Herr! Unser Junge! — — —“

Das Wetter brach mit unerhörter Gewalt los. Der Regen umprasselte in Strömen das einsame Haus, welches der Sturm in allen Fugen und Teilen zersplittern zu wollen schien.

Die drei mußten sich rasch in die große Wohnstube flüchten. Das Hexensabbatwetter ließ ein Gespräch nicht mehr aufkommen. Man hätte sich geradezu anbrüllen müssen. Zudem waren der Bauer und die Bäuerin um ihren Besitz besorgt.

Den Fremden verlangte es trotz drohender Gefahr des Wettereinschlags mit nicht ankämpfender Gewalt, das Bett aufzusuchen. Nachdem ihm das im Oberstock liegende Zimmer angewiesen worden, schnürte er eine dicke Ledertasche von dem verborgen gehaltenen Gürtel los, legte diese auf die alte Kommode der Wohnstube und rief, den Sturm überbietend:

„Bauer, verwahr't mir gut. Es ist mein ganzes Vermögen. Wenn's oben einschlagen sollte — damit ich's in der Hast nicht vergesse, Bauer! Betet für Euern Jungen, Leute! Vielleicht seht Ihr ihn früher, als Ihr glaubt, auch mit solcher Tasche voll Geld. Gute Nacht, Leute!“

Damit stolperte er die Treppe hinan. Die Bauersleute blickten ihm erstaunt nach. Und übersahen doch das eigentümlich vertrauliche Zunicken des Fremden.

Als oben die Tür zuschlug, starrten sie einander merkwürdig an. Das Wetter brauste und toste mit wachsender Gewalt und Wucht. Immer greller zischten die Blitze ums Haus. Sekundenlang stand es in einer blendendweißen Lohe, die es einzuschern drohte. Lange verharrten die Bauersleute in ihrer

Stellung, erhaben über des Wetters Getöbe, dem Dräuen der Gegenwart stumm und taub gegenüber.

Endlich kam wieder Leben in beide. Ein bedeutsamer Blick . . . wie auf Verabredung stürzten sie an die Leder tasche. Ein Reiß . . . und da blitzten ihnen Goldstücke entgegen. Goldstücke in einer Menge, die sie schwindeln machte.

Beider Blicke suchten und erforschten einander. Dann nickten sie. Sie waren von dem gleichen Gedanken beseelt; das — das würde reichen, viel mehr als das, um nach Amerika zu fahren, ihren Jungen wiederzusehen!

Wie ein Rausch kam es über sie.

Wortlos ging der Bauer hinaus in den Holzschober. Die Bäuerin wußte, fühlte es, daß er die Axt holte . . .

Wie einer stummen Verabredung gehorchend, schlich sie, ohne auf Sturm und Regen zu achten, in den großen Heuschober und schleppte mit überhastender Eile ganze Haufen ins Haus, auf den Gangflur, in die Wohnstube.

Oben schlug die Tür.

Mit angehaltenem Attem lauschte sie, den Blick in zitternder Erwartung auf den Stubeneingang gerichtet. Schwer kam es die Treppe hinunter.

Auf der Schwelle erschien der Bauer, schleuderte die Axt in den Heuhaufen und nickte ihr zu.

Nun kam eine nervöse Hast über beide. Der Bauer umschnallte sich die Ledertasche des Fremden, warf sich in seinen Sonntagsstaat und stand bald, den knorrigen Wanderstock ungeduldig ein paarmal aufstoßend, weggangsbereit. Die Bäuerin hastete in ihre Kleider.

Noch ein letzter abschiednehmender Blick durch den Raum. Dann ergriff sie entschlossen die brennende Lampe und warf sie auf den Heuhaufen, welcher alsbald prasselnd aufflammte.

Die Bäuerin blickte fragend an. Dieser nickte wie „gut gemacht!“ Darauf verließen sie festen Schrittes das Haus und traten beherzt in die sturmgepeitschte Nacht . . .

Der Himmel schien jähe seine sämtlichen Schleusen zu öffnen. Wütender rüttelte und zerrte der Sturmwind an den Fenstern. Da klirrte es. Und wieder. Wie in einem lustigen Jagensoben aus den zerklüfteten Fenstern stammende Heusträhnen heraus in die Nacht, um zischend unter der Wucht des Wolkenbruches zu verenden.

Und bald lag das kleine Bauernhäuschen, wie immer des Nachts, lichtlos, mit unangreifbarer Ruhe den entfesselten Elementen der Natur trotzend. —

* * *

In einem Gasthofs der Stadt las der Wirt den anwesenden Gästen, ein paar Arbeitern und einem augenscheinlich auf Reisen befindlichen älteren Bauernheppaar aus der Zeitung vor:

„Den eigenen Sohn ermordet!“ In der Ortschaft B. wurde gestern in dem Hause des Bauern R. ein grausiger Fund gemacht. Da die Bewohner, ein älteres Bauernpaar, bereits seit zwei Tagen ohne irgendeinen Hinweis spurlos verschwunden gewesen, die Fenster des Hauses sich zudem zufolge eines heftigen Gewittersturmes in stark demoliertem Zustande be fanden, schöpfte man Verdacht und schritt an die Untersuchung des Hauses. Zusammengetragenes, stark verkohltes Heu in der Wohnstube und im Flurgange verriet, daß versuchte Brandstiftung vorliegt. In dem Heu fand man eine hineingeworfene, explodierte Lampe und eine Handaxt mit festgeklebtem Blut vor. Unheil ahnend, forschte man weiter nach und machte dann in dem sogenannten Fremdenzimmer des oberen Stockwerks den grausigen Fund eines mit der Axt erschlagenen Mannes von etwa fünfundzwanzig Jahren. Der Fremde lag in Bett und ist nach Befund der Lage im Schlafe ermordet. In seinen Kleidern vorgefundene Papiere beweisen, daß es sich um den aus Amerika heimgekehrten eigenen Sohn des Hauses handelt . . .“

Ein dröhnender Faustschlag auf die Tischplatte zwang den

Gastwirt, abzubrechen und die anderen, erstaunt aufzublicken. Da bot sich ihnen ein überraschendes Bild.

Die Bäuerin, kalkbleich, suchte mit Aufbietung aller Kraft den aufgesprungenen, gleichfalls fahlbleichen Bauern zurückzuhalten und ihm den Mund zuzuhalten. Mit sieghafter, zäher Willenskraft strebte der Bauer, hart auftretend, zu dem Tische, auf welchem der Wirt die Zeitung hingelegt hielt. Wortlos, mit drohendem Blick entriß er dem Fassungslosen das Blatt und las mit hartem Gesichtsausdruck den hingewiesenen Artikel. Keine Wimper zuckte an ihm. Bis er jähe das Blatt von sich warf, rückwärts griff, als würde er umgerissen, und heiser aufschrie, wie ein plötzlich verwundeter Stier.

Hocherschreckt, die Augen voll Entsetzen, sprang die Bäuerin herzu, wie um ihn aufzufangen und zu halten.

„Bauer?“ schrie sie mit einer Stimme, in der eine maßlose Seelenangst ausgeprägt lag.

„Ja, ja, Bäuerin!“ schrie der Bauer mit Aufbietung aller Stimmenkraft rauh, unheildrohend.

Den Blick mit maßlosem Grauen auf ihn gerichtet, wich die Bäuerin vor ihm zurück, die Hand zur Abwehr erhoben.

„Du, unsern Karl, unsern Sohn, du hast ihn mit der Axt erschlagen!“ schrie sie gellend.

„Und du, du hast das Heu herbeigeschafft und die Lampe darauf geworfen, du!“ brüllte er, die Hände krallend, mit blutanlaufenden Augen auf sie zustürzend.

Da traf ihn von hinten her ein wuchtiger Fausthieb auf den Kopf, welcher ihn betäubt zurückprallen machte . . .

Der Wirt und die Gäste fielen empört und ergrimmt über das Mörderpaar her und banden und knebelten es.

Auf der Polizeiwache fand man auch die Ursache des Mordes, die lederne Tasche, an deren Eigentumsrecht der eingeschnittene Name keinen Zweifel übrig ließ.

Ein altes deutsches Lied der Hirten in der Weihnacht.

Wacht auf! Schlaft nicht, ihr Hirten all im Feld!
Die Nacht ist zerrissen; es glänzt die ganze Welt.
Es neigt sich ein Stern zu uns eilend daher;
Gleich wie ein Karfunkel
Aufglüht er im Dunkel
Je länger je mehr.

Schaut, oben am Himmel steht offen die Tür.
Viel Engel da dringen und springen herfür.
Ach, hätt' ich nun Flügel, so flög' ich hinein.
Wie wollt ich schön singen,
Wie sollt' es schön klingen
Von meinen Schalmein.

Jetzt tritt aus der hellen, der englischen Schar
Ein Bote und singt uns ein fröhliches Jahr.
Zur Nacht ist geboren ein Heiland der Welt.
Laßt eilends uns gehen,
Das Kindlein zu sehen
Und wie's uns gefällt.

Seht, nackend und frierend das Kindlein im Stall,
Das sonst hält in Händen das irdische All,
Liegt bloß und verlassen — seine Mutter ist arm,
Sitzt zwischen den Tieren,
Soll's Kindlein nicht frieren,
Ihr Herz ist so warm.

Auch unsere Herzen entbrennen nun sehr,
Entflammt in der Liebe nach Deinem Begehrt;
Und stehst Du dereinst in dem himmlischen Schein,
So laß in den Himmel
Aus diesem Getümmel
Auch alle die Hirten, die gläubigen, ein.

Erneut von Will Vesper.

Vom Lagerfeuer.

In einer kleinen Lichtung auf der Uferwand des Rio da Batalha brennt ein Feuer und wirft seinen flackernden Schein auf zu den Zweigen der Urwaldbäume, durch deren Kronen hier und da der klare Sternhimmel hindurchschimmert. Ein paar gelbbraune Männer und Kinder in dürftigen, zerrissenen Kleidern, mit schwarzen struppigen Haaren lagern bei der Flamme, wo auch eine Frau, der die dunkeln Strähnen lang über die Schultern fallen, damit beschäftigt ist, einen Fisch auf der Glut zu braten. Eine zweite Frau sitzt etwas weiter zurück, wo niedrig zwischen den Bäumen eine Hängematte ausgespannt ist, in welcher sie ihren Säugling schaukelt, indem sie mit leiser Stimme eine eintönige Melodie vor sich hinsummt. Zwei magere Hunde sitzen dabei und blicken gedankenvoll in die Höhlung eines leeren Kochtopfes, der neben Angelruten, Bogen, Pfeilen und Kürbisflaschen am Boden liegt. Guarani-Indianer sind es auf einem Streifzug. Unter der Gruppe am Feuer hat der alte Patay das Wort. Den Kopf auf die Hand gestützt, kauert er am Boden und erzählt seinen jüngeren Zuhörern von den längst vergangenen Zeiten der Urväter, wie es am Anfang war, als es noch keine Portugiesen (d. h. Brasilianer) gab, als die Guarani mächtig und stark waren, weil sie sich noch nicht an die ihnen verderbliche Lebensweise der Fremden gewöhnt hatten, und als die Männer noch tapfere Krieger waren, welche den Schrecken ihrer Feinde, der Avavai, bildeten. Was ist von dem Ruhm dieser Vorfahren den Urenkeln geblieben, die heute in den Sümpfen des Batalhaflusses ihre letzte Zuflucht fanden? Leise, eintönig und sonderbar abgerissen klingt in der Guarani-sprache die Erzählung des Alten, man könnte glauben, er spräche das Totengebet für sein sterbendes Volk.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts standen die Hütten dieses Stammes noch nicht auf dem Gebiet des jetzigen Staates S. Paulo, sondern fern im Westen, jenseits des gewaltigen Parana, am Iguatemi, einem rechten Nebenflusse dieses Stromes. Dieses Gebiet, welches jetzt den südlichsten Teil des Staates Matto Grosso bildet, stand zu jener Zeit, nachdem der Versuch, es durch die Anlage des Forts Nossa Senhora dos Prazeres für Portugal zu sichern, fehlgeschlagen war, weit mehr unter dem Einfluß Paraguays als Brasiliens, und der geringe Verkehr, den die dortigen Indianer mit Fremden hatten, ging ausschließlich nach dem erstgenannten Staat, zu dessen Bewohnern die Guarani sich schon infolge der Sprachgleichheit am meisten hingezogen fühlten.

Eines Tages bestiegen die Bewohner des Dorfes ihre Eibäume, um den Strom hinunter zu den Paraguayanern zu fahren, während nur 5 Personen in der Ortschaft zurückblieben. Es waren dies die Frau des Häuptlings, welche ihr jüngstes Kind auf dem Arm trug, ihr ältester, kaum dem Knabenalter entwachsener Sohn, noch eine andere Frau und ein alter Mann. Bald nachdem die anderen Dorfbewohner abgefahren waren, umzingelte eine Kriegerbande der feindlichen Avavai die Hütten, und fiel über die Zurückgebliebenen her. Der Häuptlingssohn, welcher seine Mutter tapfer verteidigte, wurde niedergeschlagen, ebenso der Greis, während die beiden Frauen mit dem Säugling gefangen fortgeschleppt wurden, nachdem die Avavai Feuer in die Hütten geworfen hatten. In Eilmärschen zogen nun die Räuber mit ihrer Beute nach ihrem Dorf zurück. Als die Nacht hereinbrach und man sich zum Lager anschickte, berieten die gefangenen Frauen, was zu tun sei. Sie wußten, daß die Krieger ihres Stammes ihrer Spur folgen und versuchen würden, den Avavai ihre Beute wieder abzuführen. Sobald es dunkel geworden war, banden sie daher heimlich die Pfeile der Avavai-Krieger an die Bogen fest, um sie im Falle eines Angriffes wehrlos zu machen. Indessen schienen auch die Avavai einen Angriff der Gua-

rani zu befürchten, jedenfalls beunruhigte sie das Schreien des kleinen Guarankindes dermaßen, daß schließlich einer der Krieger den Knaben am Bein ergriff, ihn aus den Armen seiner Mutter riß und ihn solange in den Rauch des Lagerfeuers hielt, bis er bewußtlos und halb erstickt still schwieg. Die Hoffnung der Guarani-Frauen erfüllte sich jedoch nicht, und am dritten Tage erreichten die Avavai mit den Gefangenen unangefochten ihr Dorf.

Unterdessen stand der Guarani-Häuptling, nachdem er mit seinen Leuten zurückgekehrt war, voller Entsetzen vor dem Werk der Erbfeinde seines Volkes. Vergebens suchte er nach einer Spur von seiner Frau und seinem jüngsten Sohn, und als er die Gewißheit erlangt hatte, daß beide geraubt worden seien, rief er die Männer zusammen, um sofort den Avavai zu folgen. Da schliffen die Krieger ihre Waldmesser und richteten die Pfeile über dem Feuer gerade, und die ganze Nacht erschollen die Zaubergesänge und Totenklagen. Als dann der Tag anbrach, suchten die Guarani rund um ihr zerstörtes Dorf nach der Spur des Rückzuges der Feinde, der sie dann vorsichtig folgten. Sie passierten die beiden verlassen Lagerplätze der Avavai und standen am Mittag des dritten Tages vor dem Dorf ihrer Gegner, welches in der Nähe eines Flusses angelegt war. Zufälligerweise befand sich gerade eine ganze Anzahl der Dorfbewohner beim Baden im Fluß, wo sie lachten und lärmten, während ihr Häuptling am Ufer saß und einen Korb flocht. Plötzlich erschien auf der Uferwand der Guarani-Häuptling. Mit trotziger Herausforderung trat er hervor und stürzte sich dann mit seinen Kriegern wütend auf die erschrockenen, wehrlosen Feinde, unter denen die Guarani ein furchtbares Blutbad anrichteten. Wohl hörten die Zurückgebliebenen in dem Dorf den Lärm des Kampfes am Fluß, aber in dem Glauben, daß es sich um eine Spielerei der Badenden handle, kümmerten sie sich nicht weiter darum, bis die Guarani mit wildem Geschrei auf die Hütten losstürmten. Nun stob alles in wilder Flucht davon, nur die eine Guarani-Frau lief sofort ihren Stammesgenossen entgegen, welche nun die flüchtenden Feinde durch den Wald hetzten. Besonders hartnäckig verfolgte der Bruder des Guarani-Häuptlings zwei Avavai, welche vor ihm herflohen und sich schließlich an einer stillen, tiefen Stelle des Flusses ins Wasser stürzten. Ohne sich zu besinnen, sprang der Guarani ihnen nach, aber sofort fielen nun die beiden über ihn her und suchten ihn durch Untertauchen zu ertränken. Er wehrte sich lange und verzweifelt, aber sein Messer war ihm aus der Hand gegliedert, und schließlich sah er, daß er unterliegen mußte. Da besann er sich im letzten Augenblick noch auf ein kleines Messer, welches ihm erst kürzlich ein Paraguayaner geschenkt hatte und das seitdem in seinem Gürtel steckte. Seine letzten Kräfte zusammennehmend, gelang es ihm, einen Augenblick von seinen Gegnern loszukommen. Die kleine Waffe fassend tauchte er unter, schlitze damit dem einen den Leib auf und versetzte dem anderen einen Stich in die Brust. Dann erklimm er, während die Körper seiner Gegner im Fluß versanken, völlig erschöpft das Ufer und rief durch einen lauten Signalschrei den Guarani-Häuptling und seine Leute herbei. Diese hatten unterdessen die ganze Gegend vergebens nach der Frau und dem Kind ihres Führers abgesucht. Alle Rufe blieben unbeantwortet, obwohl sich die Gesuchte nach den Angaben der anderen glücklich befreiten Guarani-Frau zur Zeit des Angriffes in dem Dorf befunden hatte. So mußten die Guarani schließlich abziehen, ohne sie gefunden zu haben. Ihr Häuptling aber konnte sein Weib und sein Kind nicht vergessen, und schon nach kurzer Zeit führte er die Männer seines Dorfes abermals gegen die Avavai. Wieder wurde ein feindliches Dorf überfallen, aber auch hier suchte man vergebens nach den Verschwundenen und mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Untröstlich über den Verlust verfiel der Häuptling von diesem Tage an in Trübsinn. Finster über die Mittel-

zur Befreiung seiner Frau und seines Kindes brütend, saß er in der Hütte und wurde bald von allen ängstlich gemieden, da man ihn für "wahnsinnig hielt. Als er dann zum dritten Male seine Krieger gegen die Avavai aufrief, wollte ihm niemand mehr folgen. Da übergab er seinem Bruder die Häuptlingswürde und ging in den Wald mit dem ausgesprochenen Wunsch zu sterben. Niemand folgte ihm als ein halbwüchsiger Knabe, sein zweiter Sohn.

Am Morgen, nachdem die beiden das Dorf verlassen hatten, erschien jedoch dort ganz unerwartet die verschwundene Gattin des Häuptlings, unversehrt mit ihrem Knaben auf dem Arm. Als die Guarani zum ersten Mal die Avavai überfielen, hatte sie das wilde Angriffsgeschrei so erschreckt, daß sie blindlings mit den Feinden in den Wald geflohen war. Als sie dann zur Besinnung kam und über ihre Kopflösigkeit nachdachte, war es zu spät, und mit Schrecken malte sie sich nun aus, wie ihr Gatte ihr wegen dieses Fehlers, welcher den Erfolg des ganzen Kriegszuges zunichte gemacht hatte, zürnen werde. Und diese Furcht vor seinem Zorn veranlaßte sie dann, auch bei dem zweiten Angriff der Guarani wieder mit den Feinden zu entfliehen, bis sie endlich die Sehnsucht dazu trieb, allein die Flucht zu versuchen, die ihr ja dann auch gelang. Unterdessen durchsuchte der Guaranihäuptling mit seinem Knaben allein die Wälder nach den Spuren der Feinde. Eines Nachmittags zog ein heftiges Gewitter auf und bald goß der Regen in Strömen. Da es dunkel zu werden drohte und das Wetter noch immer nicht nachließ, suchte der Häuptling Schutz unter einem Baumstamm und wies seinem Sohn einen anderen Unterschlupf in der Nähe an. Während sie so saßen und das Unwetter über sich hinbrausen ließen, wurden sie von einem Trupp ihrer Feinde aufgespürt und umstellt. Als der Häuptling die heranschleichenden Gestalten bemerkte, richtete er sich finster auf und rief ihnen trotzig zu: „Kommt heran, ihr Eulen, und laßt uns kämpfen!“ Da stürmten die Avavai mit ihren Knütteln vor und in der nächsten Minute schon lag der Guarani als blutige, gräßlich verstümmelte Leiche zwischen den niedergestampften Büschen des Waldes, umtanzt von den siegestrunkenen Feinden. Mit Entsetzen hatte der Knabe unterdessen das Schicksal seines Vaters wahrgenommen, das er nicht abwenden konnte, da er nur mit einer kurzen Keule bewaffnet war. Nun floh er wie ein gehetztes Wild durch den dämmerigen, regentriefenden Wald, verfolgt von einem Avavaikrieger. Mehr Leute zur Verfolgung des Kleinen auszuschicken, hatten die Gegner nicht für nötig gehalten. Aber trotz aller geschickter Wendungen, durch welche der Knabe seinem Verfolger zu entinnen suchte, kam dieser näher und näher und streckte schon die Hand aus, um seine Keule zu ergreifen. Da warf er sich gewandt vor die Füße seines Verfolgers und zerschmetterte mit einem gutangebrachten Hieb seiner kleinen Keule das Schienbein. Im Nu war der Guaraniknabe dann wieder auf den Füßen, und in dem Hagel von Keulenschlägen, welche nun den Kopf des verwundeten Avavaikriegers zermalnten, kam der ganze Stammeshaß und die Rachsucht zum Ausdruck, welche der Guarani bis heute gegen diesen feindlichen Stamm fühlt. Dann setzte der Knabe die Flucht nach seinem Heimatdorf fort, wo er auch glücklich anlangte und die Trauerkunde von dem Geschehenen überbrachte. „Mein Vater,“ sprach er, „starb von der Hand der Avavai, aber,“ setzte er stolz hinzu, „ich habe auch einen Avavaikrieger erschlagen!“

Jener Guaraniknabe aber, welcher auf dem Arm seiner Mutter mit dieser geraubt worden war, starb hochbetragt Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Sertão von Bauru. Er war der Vater des bekannten Guaranihäuptlings Honorio Araguyra, welcher im Mai 1901 bei dem unglücklichen Missionsversuch Monsignore Claro Monteiros am Rio Feio sein Leben unter den Pfeilschüssen der wilden Corôados

ließ und dessen Sohn Avacaaju jetzt Häuptling der am Arariba sitzenden Guaranihorde ist.

Villa Leopoldina, 16. Dez. 1910.

Nimuendaju.

São Paulo.

— Wie wir schon kurz mildeten, stellte der Abgeordnete Veiga Filho zu dem zur Verhandlung stehenden Budget für 1911 den Zusatzantrag, die beiden hauptsächlichsten Eisenbahnlinien unseres Staates, die Mogyana und die Paulista, zu verstaatlichen. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß ein Projekt von solcher Tragweite denn doch zu wichtig ist, um sozusagen als Anhängsel des Budgets mitgenommen zu werden. Glücklicherweise scheint man ja auch zu der Ansicht gekommen zu sein, daß es besser ist, die Angelegenheit in aller Ruhe und mit vernünftiger Abwägung jedes Für und Wider zu behandeln, wozu nötig wäre, daß der Zusatzantrag des Herrn Veiga Filho zurückgezogen und dafür ein richtiger Gesetzentwurf eingebracht würde. Ersteres ist vielleicht schon geschehen, während wir diese Zeilen schreiben. — Unsere Leser werden sich jedenfalls dafür interessieren, in welchen Jahren die Eisenbahnlinien laut Kontrakt dem Staat auf dessen Ansuchen überlassen werden müssen — natürlich gegen Bezahlung einer Entschädigung, deren Höhe den Aktionären dieselbe Verzinsung ihres Kapitals gewährt, wie sie sie durch die Dividenden der Eisenbahnen im Durchschnitt einer gewissen Reihe von Jahren genossen haben. Bei den meisten Strecken der Paulistabahn wäre die Verstaatlichung nach den Einzelkontrakten schon seit einigen Jahren möglich gewesen, bei den meisten Teilstrecken der Mogyana wird sie es in kurzer Zeit sein. Bei der Paulistabahn hat der Staat nämlich das Recht, die Linien zu übernehmen für die Strecken Jundiahy-Campinas seit 1902, Campinas—Rio Claro seit 1906, Cordeiros—Porto Ferreira und Porto Ferreira—Descalvado seit 1910, Rio Claro—Araraquara und Visconde do Pinhal—Jahu seit 1902, Araraquara—Jaboticabal seit 1908, Rio Claro—Ribeirão Bonito seit 1909. Für die Strecke Porto Ferreira—Santa Rita wird das Recht im Jahre 1914 eintreten. Bei der Mogyana ist das Verstaatlichungsrecht schon vorhanden für die Strecken Mogy Mirim—Amparo seit 1905, Mogy Mirim—Rio Grande seit 1908 (staatliche Konzessionen), Ribeirão Preto—Casa Branca mit den Zweiglinien nach Poços de Caldas und Casçavel, mit Zinsgarantie von 6 Prozent auf 7000 Contos, seit 1908 (Konzession der Bundesregierung). Eintreten wird das Recht für folgende Strecken: Casa Branca—Ribeirão Preto 1913, Mogy Mirim—Itapira 1912, Mogy Mirim—Espírito Santo do Pinhal und Amparo—Monte Alegre 1913 (staatliche Konzessionen); Rio Grande—Catalão, mit 6 Prozent Zinsgarantie auf 8490 Contos, im Jahre 1920 (Konzession der Bundesregierung). Man sieht also, daß bei den wichtigsten Strecken das Verstaatlichungsrecht bereits eingetreten ist oder in kurzer Zeit eintreten wird, Grund genug, der Sache jetzt näher zu treten. Der Hauptgrund für ein Eingreifen des Staates liegt in der nicht unbegründeten Befürchtung, die Linien könnten mit der Zeit ganz in den Besitz von Ausländern kommen, die sie dann nur im Interesse ihres Geldbeutels ausbeuten würden, ohne sich um die Interessen des Landes zu kümmern. Man weiß, daß schon seit längerer Zeit im Auftrage eines englischen Syndikates Aktien der beiden Gesellschaften aufgekauft werden — ganz neuerdings wieder kommt die Nachricht aus London, daß ein Syndikat im Begriffe stehe, eine Anleihe von drei Millionen Pfund Sterling zu diesem Zwecke aufzunehmen. Diese Nachricht mag wohl den etwas überraschend gekommenen Zusatzantrag des Herrn Veiga Filho zum guten Teil mit veranlaßt haben.

— Der Ackerbausekretär ermächtigte den Direktor der Einwandererherberge, den Betrag von 8:476\$600 für Ankauf und Aufstellung einer Dampfwascherei auszugeben, damit die

Wäsche der Einwanderer gewaschen und auf diese Weise die Verschleppung von Krankheiten nach dem Bestimmungsort der Einwanderer vermieden werden kann. Bekanntlich werden die Sachen der Einwanderer gleich nach ihrer Ankunft einer gründlichen Desinfektion unterworfen. Die Einrichtung einer Wäscherei soll diese Maßregel ergänzen.

— Der italienische Flieger Ruggerone hat sich bereits vorgestern für den vom hiesigen Aero-Club ausgeschriebenen Preis „Santos Dumont“ eingeschrieben. Die zur Erlangung dieses Preises vorgeschriebenen Bedingungen gedenkt er am 28. dieses Monats vor einer Kommission des Aero-Clubs auf dem Rennplatz in der Moooca zu erfüllen. Jedoch wird er schon vorher, am ersten Weihnachtsfeiertag, einen Flug im Antarcticapark unternehmen.

— Einer gestrigen Abendzeitung entnehmen wir die folgenden Betrachtungen, die uns einer gewissen Berechtigung nicht zu entbehren scheinen, besonders, was das Gewähren einer Zinsgarantie für ein schon ohnedies „garantiertes“ Unternehmen anbetrifft. „Wie bekannt, wird nach dem Antrag Sampaio Vidal die landwirtschaftliche Kreditbank (Banco do Credito Agricola) ihr Kapital von 50 auf 150 Millionen Francs erhöhen dürfen. Das ist genau das Kapital des Crédit Lyonnais. Viele Kongreßmitglieder sind der Meinung, daß dieses Projekt nicht durchgehen sollte, es wird aber wahrscheinlich doch geschehen. Die Verdreifachung des Kapitals wäre noch das Wenigste, wenn die Bank sich auf den Zweck beschränken wollte, zu dem sie gegründet wurde: die Landwirtschaft zu unterstützen. Schon jetzt verdient die Bank ihren Namen kaum noch. Gerade der Pflanzler, der ländliche Grundbesitzer ist es, der von diesem Institut am wenigsten unterstützt wird. Diese Erscheinung wird nach Annahme des Projektes Sampaio Vidal noch weit schärfer hervortreten. Die Bank wird den „landwirtschaftlichen“ Charakter ganz verlieren, denn sie wird sich mit Munizipalanleihen befassen und Wechselgeschäfte machen. Da nun Geschäfte rein finanzieller Natur größeren Gewinn abwerfen, wird die Bank ohne Zweifel ihren eigentlichen Zweck, die Unterstützung der Landwirtschaft, ganz vernachlässigen. Außerdem soll der Staat noch eine 6prozentige Zinsgarantie für ein Kapital von 150 Millionen Francs übernehmen, was ihm jährlich gegen 5400 Contos kosten kann. Und welche Gegenleistung wird die Bank bieten? Sie wird Munizipalkammern Anleihen gewähren, und dabei an sich nicht zu kurz kommen, Kursgeschäfte machen, kurz, sie wird nur dem Namen nach eine „landwirtschaftliche Kreditbank“ sein.

— Sobald die Antarcticagesellschaft ihre neue Zweigniederlassung in Ribeirão Preto fertig hat, wird sie daran gehen, auch in S. Carlos do Pinhal eine Brauerei zu errichten.

— Vorgestern nachmittags gegen 2 Uhr schlug der Blitz in das Haus Rua Herculano de Freitas No. 44 ein. Im Hofe des Hauses befand sich Frau Noemia Oana im Gespräch mit ihrer im Nachbarhause wohnenden Mutter, Frau Therese Jordan, die einen kleinen Enkel namens Orlando, ein zweijähriges Kind, bei sich hatte. Das Kind spielte mit dem Hofhund, dem die Bewachung des Hauses oblag, als plötzlich ein Blitz erst in eine Ecke des Hauses, das einen großen Riß bekam, einschlug, und dann mitten in die von den drei Personen und dem Hund gebildete Gruppe fuhr. Der Hund war sofort tot, Frau Noemia Oana und das Kind erlitten leichtere Verletzungen an der Brust und den Beinen, Frau Ther. Jordan wurde schwer verletzt, unter anderem wurde ihr die große Zehe des rechten Fußes zerrissen, auch erlitt sie eine heftige Nervenerschütterung, sodaß ihr Zustand bedenklich ist.

— Wie vorauszusehen war, wird das Projekt der Verstaatlichung der Mogyana und Paulista zurückgezogen werden, um eine übereilte Behandlung der wichtigen Frage zu vermeiden. Es ist wohl anzunehmen, daß bis zur nächsten Sitzungsperiode unseres Staatskongresses der „Trust“, der sich der beiden Linien bemächtigen möchte, sein Ziel noch nicht er-

reicht haben wird. — Auch über das die landwirtschaftliche Kreditbank betreffende Projekt sollte man sich Zeit zur Ueberlegung lassen.

— Die Firma Herm. Stoltz & Cia., die hiesige Vertreterin der weltberühmten Zigarrenfabrik Stender & Co. erfreute uns im Auftrage dieser Fabrik durch eine Füllfederhalter-Sendung, für die wir verbindlichst danken. Die Firma Stender & Co. geht in der Zeit von Weihnachten bis Drei Könige allen ihren Kunden, die mindestens 50 Zigarren im Werte von 10 Milreis oder 25 Havannazigarren im Werte von 11 Milreis kaufen, einen ebensolchen Füllfederhalter mit 14 karätiger Goldfeder und Einfüllspritze als Festgeschenk. Die Aushändigung erfolgt in der Zeitungsagentur in der Kristallgalerie Nr. 14. Niemand sollte versäumen, von diesem außerordentlich günstigen Angebot Gebrauch zu machen.

— Aus Rio Grande do Sul sandte uns Herr Direktor Leopold Perutz von der Austro-Americana-Linie, der gegenwärtig unseren Südstaat bereist, einen Weihnachtsgruß, für den wir besten Dank und Gegengruß übermitteln.

— Die erste Gabe, die für das Deutsche Seemannsheim in Santos auf Grund des Aufrufs des Herrn Pfarrers Josten bei uns einlief, beträgt 20 Milreis. Der gütige Geber ist Herr João Dierberger, Inhaber der Loja Floricultura, der uns gleichzeitig hat, in seinem Namen allen seinen Freunden, Bekannten und Kunden in Ablösung der Glückwunschkarten fröhliche Festtage zu wünschen, ein Wunsch, dem wir sehr gerne nachkommen. Vivat sequens!

— Herr João Manuel de Almeida kam vor einigen Tagen hier an und nahm in der „Pensão Sevilhana“, Rua Bom Retiro 88. Quartier. Gestern merkte er zu seinem Schreck, daß von seiner Barschaft 500 Milreis verschwunden waren. Er beklagte sich bei der Polizei und der Polizeikommissar, der die Eigentümerin des Gasthauses, Joanna Regadeira Ramirez, schon kennt, denn sie ist schon unzähligemale vor die Polizei zitiert worden, weil ihren Gästen immer Geldbeträge „abhanden kommen“, setzte sie auch diesmal hinter Schloß und Riegel. Viel helfen wird das wohl nun nicht, denn das Geld wird jedenfalls nicht wieder auftauchen. Warum hat man ihr nicht längst durch Entziehung der Konzession das Handwerk gelegt?

Casino. Gestern eine trotz des schlechten Wetters ziemlich gut besuchte Vorstellung. Heute wird ein besonders reichhaltiges und interessantes Programm ausgeführt werden. Nach der Vorstellung großer Ball. Morgen große Matinée mit Verteilung von Bonbons, abends Galavorstellung zu Ehren der portugiesischen Offiziere.

Santa Anna. Die gestrige Vorstellung war nicht sehr stark besucht, doch reizte das Publikum nicht mit seinem Beifall, besonders Debrêge. Rio Hartmann, Mignon Hette gefielen sehr. Heute nach der Vorstellung großer Ball. Morgen Matinée für Familien, Verteilung von Süßigkeiten an die Kinder etc.

Bijou-Theatre. Gestern gefiel besonders der „Gipsfigurenhändler“. Heute wird unter anderem der interessante Film „Das Weihnachten des kleinen Peter“ zur Vorführung kommen. Im Wartesalon wird ein reichgeschmückter Weihnachtsbaum aufgestellt sein, auch werden Geschenke an die Kinder verteilt werden. Morgen zwei große Vorstellungen am Tage. Beginn 2 Uhr Nachmittags, mit Verteilung von Bonbons an die Kinder.

Polythema. Der gestrige Abend war zu unfreundlich und naßkalt, als daß der Besuch der Theater hätte sehr stark sein können. Trotzdem hatte sich ein ziemlich zahlreiches Publikum eingefunden, um die „Dollarprinzessin“ zu hören. Heute wird „Der Graf von Luxemburg“ wiederholt. Eine Neuheit für S. Paulo: „Die Töchter von Jackson & Co.“ befindet sich in Vorbereitung.

Munizipien.

Santos. Der Zollwächter E. Bastos beschlagnahmte einen großen Koffer mit für gefälschten Kognak, Portwein etc. bestimmten Flaschenetiketten. Der Besitzer des Koffers gab an. Conti zu heißen und Apotheker und Chemiker in Buenos Aires zu sein. Nun, da soll er mal seine „chemischen“ Getränke lieber dort fabrizieren.

— In einer Kneipe der Rua Xavier da Silveira tranken einige Matrosen vom portugiesischen Kreuzer „Adamastor“ ein paar Flaschen Bier. Als es zum Zahlen kam, entstand ein Streit zwischen ihnen und dem Wirt, in dessen Verlauf die Matrosen die Revolver zogen und auf die unschuldigen Schnaps- und Bierflaschen schossen, daß die Scherben nur so flogen. Die Polizei kam zu spät, denn als sie erschien, waren die Revolverhelden schon an Bord zurückgekehrt. — Sollten sich die Matrosen der neuen Republik etwa das Betragen ihrer nord-amerikanischen Kameraden zum Muster nehmen wollen?

Jundiahy. Von der Bedeutung, die die hiesige Industrie bereits besitzt, geben folgende Zahlen eine Vorstellung: Die Weberei S. Bento beschäftigt 550 Arbeiter und 4 Beamte; die Werkstätten der Paulista 400 Arbeiter und 140 Beamte; die Werkstätten von Arens 110 Arbeiter und 6 Beamte; die englische Bahn 25 Arbeiter und 6 Beamte; die Stuhlfabrik 20 Arbeiter und 2 Beamte; die Brauerei 15 Arbeiter und 3 Beamte; die Schuhwarenfabrik 42 Arbeiter und 5 Beamte, zusammen 1454 Personen.

Campinas. Vorgestern fanden Versuchsfahrten mit dem neuen Personenwagen erster Klasse auf der Strecke Jundiahy-Rio Claro statt, die ein sehr befriedigendes Resultat ergaben.

Piracicaba. Die Landwirtschaft hat sehr unter der wochenlang andauernden Trockenheit gelitten. Die jungen Früchte der Kaffeebäume fallen ab, auch Mais-, Bohnen- und Reispflanzungen haben sehr gelitten. — Gleiche Nachrichten kommen aus Jundiahy, Mococa, S. Carlos, Espirito Santo do Pinhal u. s. w.

Rio Claro. Am 20. dieses Monats hatten wir wieder einmal in unserem neuen schönen Schulhause das Fest der Schulprüfung. Ich sage Fest, und mit vollem Recht; denn wenn unsere lieben Kleinen ihren Lehrern frisch und fröhlich alle Fragen beantworten, wie es hier geschah, und den Eltern zeigen dürfen, was sie schon alles „können“, so stellt sich von selbst die festliche Stimmung ein. Wenn es schon Unzufriedene bei dem Feste gegeben hat, so waren es die Lehrer, und warum? Sie hätten gerne noch mehr geleistet! Bei einem Schulbesuch von 4 bis 6 Jahren ist es schwer, ja einfach unmöglich, verschiedene Unterrichtsfächer gründlich und ganz durchzunehmen. Daher die Mahnung an die Eltern: schickt eure Kinder rechtzeitig in die Schule, und zieht sie nicht zu früh von der Schule zurück. Unsere Schule wächst, wir hatten diesesmal schon eine Klasse des siebenten Schuljahrs, und die Zahl der Schüler (Knaben und Mädchen) ist auf 99 gestiegen. Die Unterrichtsfächer sind die einer guten Volksschule: viel Gewicht wird auf deutsche und portugiesische Uebersetzungen und Aufsätze gelegt. Außerdem wird Privatunterricht erteilt in Französisch (Englisch hat leider ausfallen müssen wegen Lehrermangels, wird aber wieder aufgenommen), Geometrie, Botanik und Zoologie. Eine reichhaltige Ausstellung von schönen Handarbeiten der Mädchen zeugte von großem Fleiße auch auf diesem Gebiete des Unterrichts. Dem Direktor, Hrn. Pastor Kölle, unseren Glückwunsch. Just.

Taubaté. Nach langer Hitze und Dürre entlud sich über der hiesigen Stadt ein schreckliches Unwetter mit Donner, Blitz, Hagel und Sturm. Der angerichtete Schaden ist sehr bedeutend, ja, man kann sagen, daß die Mais-, Reis- und Bohnenernte so gut wie vernichtet ist, so daß ernsthafte Befürchtungen, daß die ärmere Bevölkerung bei der bevorstehenden

Teuerung der notwendigsten Lebensmittel stark zu leiden haben wird, nur zu gerechtfertigt erscheinen.

Bundeshauptstadt.

— Wie schon berichtet, beschloß der Kongreß, für der Präsidenten der Republik ein besonderes Abzeichen zu schaffen. Hier die genauere Beschreibung: Eine grün-gelbe seidene Schärpe von 15 cm Breite mit dem Wappen der Republik in Goldstickerei. An beiden Enden sind goldene Fransen von 10 cm Länge angebracht. An der Kreuzungsstelle befindet sich eine goldene Medaille mit den Worten: „Presidente da Republica do Brazil.“ Das Abzeichen wird bei der Feierlichkeit des Amtsantritts vom abtretenden Präsidenten seinem Nachfolger überreicht.

— Wie wir bereits meldeten, hat der Kardinal-Erzbischof von Rio um Maßregeln gegen Betrüger, die als katholische Geistliche auftreten, gebeten. Wie berechtigt die Klage war, ersieht man daraus, daß die Polizei an einem Tage 15 von diesen Herren „Patres“ einfing, die nun des Landes verwiesen werden sollen.

— Vier Arbeiter der Light and Power wurden die Opfer einer starken elektrischen Entladung, die zwei von ihnen sofort tötete. Der bedauerliche Unfall ereignete sich in der Rua Barão de Mesquita in Andarehy. Gegen 9 Uhr morgens waren die vier Arbeiter Manoel Joaquim, Manoel Abreu, Francisco Corrêa und Domingos Martins da Silva damit beschäftigt, einer Leitungsträger in das für ihn bestimmte Loch zu bringen. Sie bedienten sich zu diesem Zwecke eines Krahnens und verschiedener Stricke, als mit einem Male, als der Träger schon fast aufgerichtet war, irgend etwas an der Vorrichtung in Unordnung geriet. Der eiserne Träger fiel auf die dort vorbeiführende Kraftleitung und es erfolgte sofort ein furchtbarer elektrischer Schlag, durch den 2 der Arbeiter, Manoel Joaquim und Manoel de Abreu, beide Portugiesen, augenblicklich getötet wurden, während die anderen beiden Brandwunden davontrugen.

— Die Franzosen sind in der ganzen Welt als höfliche Menschen bekannt. Es scheint aber, als ob sie diesen Ruf zu Unrecht genießen. Es dürfte unseren Lesern noch erinnerlich sein, wie unsagbar taktlos sie sich gegenüber dem Marschall Hermes aus Anlaß der Frage der Instruktionsoffiziere benommen haben. Nicht genug damit haben jetzt verschiedene französische Offiziere, die der Marschall während seines Aufenthaltes in Frankreich kennen lernte, die Bitte an ihn gerichtet, sie ins brasilianische Heer zu übernehmen, obwohl sie wußten, daß die deutschen Instruktoren im Begriff sind, abzureisen. Das ist nicht nur taktlos, sondern auch aufdringlich.

— Immer neue Opfer der Meuterei spült das Meer ans Land. Gestern hat ein Polizeiboot wieder zwei Leichen geborgen, die schon bis zur Unkenntlichkeit verwest waren.

— Ein beachtenswertes Projekt hat gestern in der Deputiertenkammer Herr Adolpho Azevedo eingebracht. Er will einen Staatsrat (Conselho Federal da Republica) geschaffen wissen, der auf Ansuchen von Bundes-, Staats- oder Munizipalbehörden über politische und Verwaltungsfragen beschließen soll. Der Staatsrat soll sich zusammensetzen aus Rechts- und Wahlmitgliedern. Rechtsmitglieder wären die gegenwärtigen und früheren Präsidenten und Vizepräsidenten der Republik, die Präsidenten des Obersten Bundesgerichtes, des Obersten Militärgerichtes, der Deputiertenkammer und der Vizepräsident des Senates. Wahlmitglieder würden solche hervorragende Bürger werden, die von dem Staatsrat ausgewählt vom Senat in Vorschlag gebracht und vom Bundespräsidenten ernannt werden. Die Aemter wären lebenslänglich und würden mit 3 Contos monatlich honoriert, sofern die Inhaber nicht andere öffentliche Aemter ausüben.

Der Gedanke ist gut und lobenswert, von dem Wunsche eingegeben, die Beratung der Exekutive aus den Händen unverantwortlicher Politiker in diejenige verantwortlicher Personen überzuleiten. Aber wie wird sich bei uns die Ausführung gestalten, überhaupt wenn man das Monatsgehalt von 3 Contos ohne jeden Vorbehalt auszahlt? Wenn man für die Teilnahme an jeder Sitzung eine Extragrattifikation aussetzte, so könnte man schon eher auf Beschlußfähigkeit rechnen. Andernfalls aber werden wir dasselbe Schauspiel erleben, das Senat und Deputiertenkammer uns bieten.

— Der neue Polizeichef ist eifrig auf die moralische Reinigung der Stadt bedacht. Nachdem er neulich die in einigen belebten Straßen, wie der Rua Senador Dantas, wohnhaften Dirnen veranlaßt hatte, sich andere Quartiere zu suchen, hat er gestern auch die Räumung der Straßen do Passeio, Maranguape, Arcos, der Avenida Mem de Sa und des Largo da Lapa befohlen. Und zwar sollen die Dämchen sich innerhalb 8 Tagen Wohnungen suchen, die vom Stadtzentrum entfernt sind. Da werden in Zukunft viele Matrosen ihren Urlaub überschreiten!

Aus den Bundesstaaten.

Amazonas. Im Acregebiet scheint vollkommene Anarchie zu herrschen. Nun wurde auch der Präfekt des Distrikts Alto Purus, Elisiario Tavora, abgesetzt und nach Manaus geschickt. Landelino Benigno soll mit 200 Mann nach Senna Madurera aufgebrochen sein, um „die Geschäfte der Präfektur zu übernehmen“, d. h. die Herrschaft gewaltsam an sich zu reißen. Soviel man hört, wird er jedoch auf Widerstand stoßen. — Es wird wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen, bis der Marschall da einmal mit eisernem Besen auslegt.

— Im Saale der Handelsvereinigung zu Manaus wurde eine gegen die Uebergriffe der „Manaos Harbour Company“ gerichtete Protestversammlung abgehalten. Der Vorsitzende, Hr. Waldemar Scholz, und Herr Tancredo Porto, Chef des bedeutendsten Exporthauses, sprachen über die berechtigten Klagen des Handelsstandes. Der Vorschlag, den Vorstand der Handelsvereinigung zu beauftragen, energische Schritte bei der Direktion der Hafengesellschaft in London und bei der Bundesregierung zur Abstellung der Uebelstände zu unternehmen, fand einstimmige Billigung. Die Versammlung war sehr zahlreich besucht, die Vertreter sämtlicher Firmen unterzeichneten den Vorschlag.

Parana. Die Handelsvereinigung von Curityba hielt eine Generalversammlung ab, um über die vom Finanzsekretär des Staates an diese Körperschaft gerichtete Anfrage über die Gewerbesteuerfrage zu beraten. Die Kommission, die mit der Sache betraut worden war, gab ihr Gutachten dahin ab, daß der Handel keinerlei Steuererhöhung mehr tragen könne. Die Generalversammlung beschloß, die Anfrage des Finanzsekretärs in diesem Sinne zu beantworten.

— Der Präfekt von Curityba verbot das weitere Abhalten von Vorstellungen im Theater Guayra, solange nicht die vom städtischen Sanitätsamt vorgeschriebenen Verbesserungen an dem Gebäude ausgeführt sind.

— Der Geschäftsführer der „South Brazilian Railway“ reichte gestern der Munizipalkammer von Curityba die Pläne zur Einführung des elektrischen Betriebs der Straßenbahnen ein.

Rio Grande do Norte. Schon wieder einmal entgleiste ein Güterzug der „Great Western“-Bahn bei Pium. Die Lokomotive stürzte eine Böschung hinunter und wurde vollständig unbrauchbar gemacht. Menschen kamen wunderbarerweise nicht zu Schaden.

Vermischte Nachrichten.

Englands großer Mann. Die Engländer müssen immer ihren großen Mann haben, einen, an dem die Menge ihr eigenes Wesen und wohin es will, ablesen kann. Der letzte war Chamberlain. Seit er alt und krank ist, stand dieser Stuhl leer. Balfour näherte sich, aber mit zu leisen Schritten, er wirkt nur in der Nähe, er hat gar keine Begabung zum Plakat. Und inzwischen hat sich in aller Stille Lloyd George hingesetzt, Rt. Hon. David Lloyd George, seit 1908 Chancellor of the Exchequer, Finanzminister. Er saß auf einmal da. Und jetzt sitzt er fest, so fest, als wäre der Stuhl eigens für ihn hingestellt. Der Minister mag von ihm fallen, bleiben wird er Englands großer Mann, der, an dem zuerst ein neues England weithin sichtbar geworden ist, das England der Arbeit, das sich nun anschickt, das England der Grundrente zu begraben. Ein Finanzmensch, wie sonst Europa nur noch einen hat: Luzzatti. Klug, witzig, gelegentlich zynisch, bis zum Ingrim. Einer, der schweigen kann, bis der Augenblick kommt, wo das Wort wirkt, in das er dann aber die ganze Wut, Bitterkeit und Rachsucht des langen Schweigens legt. Einer, der keine Furcht vor dem Mächtigen kennt, weil er weiß, daß sie nicht mehr die Starken sind. Einer, der diese trügerische Kultur der Grundrentner nicht mehr blendet, seit er auf ihrem Grund überall den Profit gefunden hat. Aus ihm hätte unter Umständen einer von den genial gewissenlosen Abenteurern der Börse werden können, denen nichts widersteht, weil sie wissen, daß für ein Trinkgeld alles zu haben ist. Aber in diese höhnische Weltverachtung bringt nun sein großes Erlebnis einen neuen Zug. Sein großes Erlebnis, durch das er reif geworden ist, war, daß er einmal auf die andere Seite hinüber gesehen und die Armut erblickt hat. Dies muß furchtbar auf ihn gewirkt haben, er kann es nicht mehr vergessen, man hört es ihm seitdem in jedem Wort an. Sein Haß und sein Hohn haben jetzt ein Ziel, in seine vage weltmännische Verachtung ist ein tief menschliches Erbarmen gekommen, die Begegnung mit der Armut hat einen tätigen Christen aus ihm gemacht. Solcher tätiger Christen, denen kein Dogma viel ist, die aber den Gehaltsinhalt des Christentums ins Leben setzen wollen, ist hier eine ganze Menge. Zu ihnen gehört auch der Reverend R. J. Campbell, jetzt Verweser des City Temple, den Altgläubigen zum Aergernis, weil er sich an keinen geschichtlichen Christus hält, sondern lieber an den, den die Sehnsucht in guten Menschen auferweckt. Er hat von seiner Kanzel einmal Bernard Shaw sprechen lassen, ein anderes Mal die Buddhistin Annie Besant; deutsche Gewohnheiten mag das befremden, Gerhart Hauptmann oder die Bertha Suttner, diese zwei doch ganz frommen Menschen, sind noch nicht eingeladen worden, in einer Kirche zu predigen. Männer seiner Art sind in der Liberal Christian League beisammen, und um das soziale Werk dieser Christlichliberalen zu fördern, hat er neulich Lloyd George in den City Temple. Ein Finanzminister in einer Kirche, das Wort ergreifend, nachdem zuerst der Reverend ein Gebet gesprochen, dies alles kommt uns recht merkwürdig vor. Noch merkwürdiger aber, was der Finanzminister sagte. Bei uns fände man es kaum passend für einen geweihten Ort. Uebrigens die Bergpredigt ja wahrscheinlich auch nicht. Alles, was er gesagt hat, weiß eigentlich jeder Anfänger in Nationalökonomie. Daß das Problem Europas die Not ist, in allen Ländern, bei jeder Regierungsform und jedem Handelssystem. Daß überall eine winzige Minderheit in sinnloser Ueppigkeit schwelgt, die hart arbeitende Mehrheit aber hungert. Daß dieser Zustand jedem gerecht denkenden, sittlich fühlenden Menschen unerträglich ist und zum allgemeinen Wohl geändert werden muß, selbst auf die Gefahr hin, dabei manches einzelne wohlverworbene Recht zu verletzen,

Daß die Kriegsrüstungen der zivilisierten Welt nicht bloß jährlich fünfhundert Millionen Pfund kosten, sondern ihr auch noch die Kraft der besten Gehirne, der wirksamsten Arbeit entziehen. Daß England durch Abrüstung jährlich siebzig Millionen Pfund ersparen und also dann jedem Arbeiter wöchentlich einen Zuschuß von vier Schillingen gewähren könnte. Daß der englische Boden nicht halb soviel trägt, als er hervorbringen könnte, wenn er verständig bewirtschaftet wäre, statt zum Jagdvergnügen, zum Sport, zur Lustbarkeit der Grundbesitzer vergeudet zu werden. Daß den herrschenden Klassen zwar die Viehzucht und Pferdezucht am Herzen liegt als eine nationale Pflicht, nicht aber die Menschenzucht. Daß es zwei Formen von Arbeitslosigkeit gibt, eine nämlich der Armen, die keine Arbeit finden, und eine der Reichen, die zu faul sind, Arbeit zu nehmen, wodurch der körperlich und geistig am besten erzogene Teil der Nation, ihr bestes Material, allen nationalen Aufgaben entzogen wird. Daß diese Nichtstuernden, national unfruchtbaren Reichen mit ihrem faulenzenden Gefolge zwei Millionen der englischen Bevölkerung ausmachen, was dasselbe ist, wie wenn die drei Städte Manchester, Liverpool und Glasgow alle drei zusammen ausschließlich von unproduktiven Vergnügungslehenden bewohnt würden. Daß vor diesem einen entsetzlichen Problem Europas alle anderen zerrinnen und daß wir, um es zu lösen, alle Kraft, die wir haben, alle Leidenschaft, deren wir fähig sind, ansetzen müssen. Jeder kleine Student der Nationalökonomie weiß das alles längst. Ungefähr haben es uns schon vor fünfundzwanzig Jahren unsere deutschen Kathedersozialisten auch gesagt, nur mit etwas anderen Worten. Und die Fabians hier auch, die schon seit 1883 bestehen. Und überall in allen Ländern allerhand Professoren, Humanisten, Agitatoren. Aber sie haben es bisher immer nur so lange gesagt, bis sie Minister wurden. Hier sagt es jetzt einer, der schon Minister ist. Hier sagt's einer, der bewiesen hat, daß er seine Worte hält. Hier sagt's Englands großer Mann, die höchste sittliche Macht in Europas reichstem Land. Der Reverend R. J. Campbell erhob sich dann, um dem Redner für seine „unsterbliche Rede“ zu danken. Er sagte: „Ich bin stolz, daß sie in meiner Kirche hier gehalten worden ist. Ich hoffe, daß wir alle es noch erleben, den Redner als Ministerpräsidenten zu sehen.“ Und nun stand eine Frau auf und fragte, ob all dies Elend, das der Minister geschildert, ihm nicht beweise, in wie schlechten Händen die Regierung bei den Männern sei. Er erwiderte, die Männer hätten wirklich schlecht regiert und täten gut, die Hilfe der Frauen anzurufen. Und er sagte: „Ich werde für jedes Gesetz stimmen, das es den Frauen ermöglicht mitzuwirken an der Zerstörung dieses infamen Systems, das nach meiner Meinung eine Schande für die christliche Zivilisation ist.“

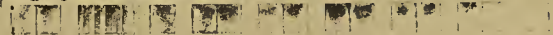
Vom „Fürstentum Rothschild. Auf den Karten darf man es freilich nicht unter diesem Namen suchen, das deuten schon die Gänsefüßchen an. Dort findet man nur das Forst- und Jagdgebiet Langau. Spricht man aber in Böhmen von einem „Königreich“ Schwarzenberg, so kann man in Niederösterreich ganz gut von einem „Fürstentum“ Rothschild sprechen, wenn auch dem Besitzer dieses Fürstentums, dem Herrn Baron Albert Rothschild, der feudale Einschlag der Schwarzenberge abgeht. Denn der Rothschildische Forstbesitz umfaßt ein geschlossenes Gebiet von 92 qkm, ist also beinahe so groß wie das Kronland Triest und Küstenland (95 qkm). Solcher Privatfürstentümer von Leuten, die in Handel und Industrie große Reichtümer gesammelt haben und nun das Bedürfnis fühlen, ihren Kapitalbesitz in Grundrente umzuwandeln und sich zugleich nach Art der altfeudalen Jagdherren die Freuden eines großen geschlossenen Jagdreviers zu sichern, finden sich gerade in dem niederösterreichisch-steirischen Grenzgebiete mehrere. Oestlich vom Rothschildischen breitet sich der Besitz des österreichischen Krupp aus, der im obersteirischen Gußwerk seine Hüttenwerke hat; und westlich reiht sich das

Revier des Industriellen Kugelwieser an, das den ganzen Lunzer See umfaßt. Aber das „Fürstentum“ Rothschild ist ihnen allen „über“ sowohl an Umfang als an Gedeihenheit der Einrichtung und Pflege. Der mächtige Geldmagnat hat keine Kosten gescheut, um seinem Besitz ein wirklich fürstliches Gepräge zu geben. Gleich wenn man, von Mariazell, das übrigens jetzt auf einer entzückende Gebirgsbilder erschließenden Schmalspurbahn erreicht werden kann, und dem Erlaaf-See über den Zellerrain kommend, kurz vor Neuhaus das Rothschildische Revier betritt, merkt man, daß man im Reiche eines Mannes ist, der nicht mit den Hellern zu rechnen braucht. Eine tadellose, breite, mit bequemen Gehweg ausgestattete Kunststraße beginnt, schmucke Försterhäuser stehen am Waldsaum, und an sorgfältig durch Regendächer geschützten Trögen und Raulengäsen, ohne den Wanderer auch nur zu beachten, in der futtermarmen Zeit Hirsche von wahrhaft kapitaler Beschaffenheit. Tritt man in das Tal des Ois, die der Ybbs zufließt und sich fast durchaus durch Rothschildisches Revier erstreckt, so nimmt die wohlgepflegte Landschaft gar den Charakter eines Naturparks an. Die prächtige Kunststraße wird noch breiter. Weiterhin gesellt sich zu ihr noch ein geschotterter und gewalzter Wiesenweg für Fußgänger. Rechts und links saftige Wiesen; darin in malerischer Zerstreuung saubere Häuschen für Waldarbeiter und Aufseher, deren jedes den Neid städtischer Kasernenbewohner zu erregen geeignet ist: für die oberen Forstbeamten prächtige Villen von künstlerischer Gestaltung und in idyllischer Lage: Jagdschloß Langau selbst, das Allerheiligste dieses Reviers, „unnahar euern Schritten“, durch das Fließchen von der Straße geschieden, lugt nur mit dem Giebel durch die Bäume des umgehenden Parkes und über die hohe Einfassungsmauer. Ein zweites Jagdschloß, Steinhach, liegt ganz unsichtbar hoch oben im Wald. An den steilen Hängen, die das Tal einschließen, steigt Hochwald auf, zwischen dessen Stämmen Rudel starker Hirsche äsen. Man erkennt auch die Anzeichen einer rationellen Waldwirtschaft: der jähe Oberlauf der Ois, der von linkerhand in das durchwanderte Tal einfällt, ist durch Auslegung des Bettes mit Baumstämmen in eine Rutschbahn zur Flößung des gefällten Holzes verwandelt, und der Unterlauf ist reguliert und in steinerne Böschungsmauern gefaßt, die jedes Hängenhinken des geschwemmten Holzes ausschließen und zugleich Hochfluten im Bett festhalten und schnell talwärts führen. Nur eine Waldnarzelle, den sogenannten Rotwald, darf keines Fällers Beil berühren: er wird im Urzustand erlassen. Wie dem Forst, wird auch dem Wald die sorgsamste Pflege zuteil. Hirsche, Rehe und Gamsen sind daher in großen Mengen vorhanden und werden immer nur bis zu einer bestimmten Zahl abgeschossen. Man hat daher auch den Eindruck, daß sich diese Tiere gar nicht wie Jagdtiere, d. h. gejagt, gehetzt fühlen, so zahm und furchtlos stehen sie im Walde, wenn ein Wanderer vorüberschreitet. Man wird sich allerdings auch nicht verhehlen, daß dieser ganze Betrieb mehr kostet, als er einbringt, daß er nicht von Dauer sein könnte, wenn nicht die Rothschildischen Millionen dahinterständen, mit einem Worte, daß er nicht als volkswirtschaftliche Leistung, sondern als Liebhaberei zu bewerten ist. Diesen Eindruck dürfte auch der Thronfolger Franz Ferdinand erhalten, der nach der „Neuen Freien Presse“ dieser Tage dem Fürstentum Rothschild einen Besuch abstatten wird, um seine jagdlichen und forstlichen Einrichtungen kennen zu lernen. Und dabei wird ihm wohl auch zum Bewußtsein kommen, um wie viel besser es für die allgemeine Volkswirtschaft wäre, wenn auf diesen weiten Gebiet einige Hundert oder Tausend Kleinbauerfamilien säßen.

Sachsen

in der Fremde verlangen in ihrem Interesse gratis u. franco Probenummern ihrer Heimats-Zeitung vom Verlag der **Sachsen-Post** Dresden-A.

Güterbahnhofstrasse 12.



Wiener Brief.

Wien, Mitte November 1910.

Auf einen Sommer, der kein Sommer war, schenkte uns der launische Wettergott eine Reihe herrlicher Herbsttage. Die Zauberstadt im Prater hat denn auch in elfter Stunde alles, was von dem nassen Lande sehnsüchtig zurückgeehlt war, an sich gezogen und das drohende Defizit der Jagdausstellung in einen Ueberschuß verwandelt.

Dafür wird aber auch dem genialen Ministerialbürokraten ein Denkmal gesetzt werden müssen, der den grandiosen und noch nie dagewesenen Einfall hatte, zur Hebung des ganz darniederliegenden Stadtbahnverkehrs, der jeden ahnungslosen Fahrgast in einen Rauchfangkehrer verwandelt und bei dem man keine halbe Stunde sicher ist, daß nicht ein Zug fährt — eine 25 prozentige Fahrpreiserhöhung ins Werk zu setzen. Ueber die lange besprochene Verbindung mit dem Südbahnhof hört man bei dieser Gelegenheit kein Wort. 160 Millionen hat dieses unbrauchbare Monstrum von Stadtbahn gekostet, das seinen Zweck nur bei sehr starkem Verkehr und sehr billigen Preisen erfüllen könnte.

Wir müssen uns auf den Verkehr der Zukunft vertrösten, denn wir haben uns in erstaunlich kurzer Zeit (obwohl als letzter Interessent der praktischen Erprobung des Flugproblems nahegetreten) einen allerersten Platz nach dieser Richtung hin gesichert. Der greise Ingenieur Kreß, in dessen Erfinderkopf dieser Gedanke zuerst erwachte und Wurzel faßte, hat wenigstens die Genugtuung, daß seine Lebensarbeit doch keine vergebliche war, wenn auch andere die Früchte ernten. Die Fliegermodelle des Ingenieurs Wells und des Fabrikanten Ivo Etrich gehören zu den bis heute vollkommensten Monoplanen. Dazu hatte letzterer das Glück, in seinem Werkmeister Illner einen Piloten von so hervorragendem Mut und Geschick zu finden, daß der Ruhm des Etrich-Modells heute bereits als ein unbestrittener gilt. In Gegenwart unseres Monarchen wurde auf der Wiener-Neustädter Ebene, einem geradezu idealen Flugfelde, eine Konkurrenz abgehalten, die glänzend verlief und unsere deutschen Nachbarn zum Ankauf der Modelle veranlaßte. Die Wiener, die noch vor Jahresfrist einen Blériot als Wundermann anstauten, jubeln heute ihrem Illner und dem wackeren Warchalowsky zu, der dem Wahrzeichen Wiens, dem alten Steffel, seine Grüße aus luftiger Höhe zusandte.

Auf der Semmeringer Heide, wo neben dem einstigen Flugplatze Blériots sich der große Campo Santo Wiens ausbreitet, war in den letzten Tagen die sonstige Stille durch ein ungeheuer reges Leben unterbrochen. Im eigenen oder im gemieteten Automobil, in Fiaker, Droschke und Tramway, in endlosen Fußgänger-Prozessionen zogen sie dahin, die Hunderttausende, um eine Blume liebenden Gedenkens, um prunkvolle Kränze konventioneller Lüge hinauszutragen. Dort erhebt sich seit wenigen Wochen ein neuer wundervoller Bau, die Grabeskirche, unter deren Hochaltar man als ersten den „toten Cäsar“ zur endgiltig letzten Ruhe gebettet. Aus der provisorischen Brettergruft hob man die unverändert gebliebene leblose Hülle des Mannes, dessen lebhafter, sprühender Geist Millionen Menschen mit einem Blick der klugen, wundervollen Augen, mit einem hingeworfenen Aperçu zu bannen, zu regieren vermochte und der nun wohl — wenn er noch reden könnte — mit sarkastischem Spott ein scharfes Witzwort unter die servile Menge geschleudert hätte, die von neuem sein Grab umstand und die den großen Toten doch so bald, so entsetzlich bald vergessen hatte. Lueger ist tot und sein Parteigebäude wankt. Nur in der pietätvollen Erinnerung seiner Gegner, der einzigen, die ihn wirklich erkannt und anerkannt, wird sein Andenken unvergessen bleiben; die sich bei Lebzeiten um ihn geschart, haben um seinen Mantel gewürfelt und ihn dabei zerrissen und beschmutzt. Herr

Stadtrat Hraba hat — wie man sagt, aus Zorn darüber, daß er nicht Vizebürgermeister geworden — die christlich-soziale Partei angerempelt und verkündet, daß bei ihnen der oberste Götze der „Gott Nimm“ sei. So kam es denn, daß die Christlichsozialen, nachdem sie Herrn Hraba genugsam gerügt hatten, das erledigte Landtagsmandat in der Leopoldstadt, das Lueger vor rund vierzehn Jahren durch die Macht seiner Persönlichkeit den Sozialdemokraten entrissen und seither innegehabt hatte, an den Arbeiterführer Schuhmeier verloren haben. Die greisenhafte liberale Partei, auch bereits in drei Gruppen gespalten, bot bei diesem Anlasse wieder ein ergötzliches Bild. Der einzige, den Cäsar selbst zu seinem Erben bestimmt, zögert, den kurulischen Stuhl zu besteigen, in die verödeten Räume hineinzuschreiten, aus denen man alle Frische und Reine mit dem Großen hinausgetragen hat — auf einer Totenbahre. Der Ministersessel dünkt Herrn Dr. Weißkirchner besser als die zweifelhafte Gunst des Pöbels, der heute vergöttert, morgen steinigt und übermorgen schon vergessen hat.

Nach dem Deutschen Kaiser wurde in diesen Tagen auch einem anderen Souverän zugejubelt. Der kunstsinnigste deutsche Fürst, Johann II., der Regierer des Hauses Liechtenstein, feierte seinen 70. Geburtstag. Was dieser populärste Schützer der Künste, der nach dem Vorbild seiner Väter in der alten Kaiserstadt Hof hält, — ist doch die Vorstadt Liechtenthal die Schöpfung eines seiner Ahnherrn, des Fürsten Adam — für die Entwicklung der Malerei und aller sonstigen schönen Künste getan hat, wird mit Oesterreichs Geschichte und der Geschichte der Kunst ewig verknüpft bleiben. Die Liechtensteinzimmer sind der Stolz der Museen und Galerien Wiens. Auch die Akademie der bildenden Künste, die jetzt auf die Schmelz verlegt werden soll, gehört zu den reich beschenkten.

Die Schmelz, dieses ungeheure Exerzierfeld, muß endlich auch einer teilweisen Verbauung zugeführt werden, da die westlichen Vororte sie schon wie mit einem Gürtel umschließen. Nach dem Beispiel des 13. Bezirkes Hietzing, wo eine ganze Reihe von Humanitätsanstalten in geringen Entfernungen voneinander errichtet wurden (wie das großartige Wiener Versorgungshaus in Lainz, das Invalidenhaus, das Kaiser-Jubiläums-Spital und last not least die Alfons Rothschild'sche Nervenheilanstalt, für die der große Philantrop 20 Millionen testierte), besteht nun für die Schmelz bezüglich der Akademie ein großartiges Projekt. Nach den Plänen des Oberbaurates Wagner soll der Schmelzer Friedhof zu einer ausgedehnten Gartenanlage umgewandelt werden und diese das vordere Parterre des neuen Akademiegebäudes bilden. In dem Hauptbau soll die „Moderne Galerie“, die als Aftermieterin im Belvedere ein klägliches Dasein fristet, zu einem ihres Namens würdigen Glanze erweckt werden. Um Raum und Licht für Kunst und Künstler zu schaffen, ist das sich immer und immer wieder bewährende Pavillonsystem ins Auge gefaßt. Die bereits chronisch gewordene Frage mit dem städtischen Museum käme der Lösung näher, auch die Träume von endlicher Errichtung einer Glyptothek würden erfüllt. Das alte Akademiehaus auf dem Schillerplatz soll erhalten bleiben und für Zwecke der Wiener Postdirektion adoptiert werden. (Apropos Postdirektion! Da wurden anlässlich des 80. Geburtstages des Kaisers eigene Jubiläumsmarken angefertigt, notabene für den Gebrauch bestimmt — aber auf sämtlichen Wiener Postämtern erhält kein Privatier solche Marken. Die wurden sofort ausschließlich den Markenhändlern überlassen.) Allerdings steht vor allen diesen schönen Plänen als eiserne Mauer der Kostenpunkt, denn für Kunstzwecke hat das Ministerium und das Parlament niemals Geld. Wann wird endlich bei uns ein Ministerium für schöne Künste geschaffen werden? Wann werden endlich die schönen Künste aufhören dürfen, die Regierung nur als böse Stiefmutter zu betrachten?

Die Literatur hat es freilich auch nicht besser. Obwohl Oester-

reich sich vor aller Welt in dem Ruhme sonnen kann, die größte deutsche Erzählerin zu besitzen — beging man doch erst vor wenigen Wochen das 80. Geburtsfest Marie von Ebner-Eschenbachs, — blamiert die Jury des niederösterreichischen Landesautorenpreises, der für das beste heimische Drama gestiftet, aber noch niemals wirklich verliehen worden ist, alle arischen Schriftsteller, indem sie die Behauptung wagt, sie bekäme seit Jahren kein zu prämiierendes Drama. Der Grund liegt aber natürlich ganz wo anders. Die Herren fürchten, sich mit der Krönung eines talentlosen Protektionskindes bloßzustellen, daher wird der Preis als solcher einfach aufgehoben und in vier Almosen, pardon! — Ehrengaben zerteilt.

Mehr Ehre hat der niederösterreichische Landesausschuß mit Bau und Elektrifizierung der Maria-Zeller Gebirgsbahn eingelegt (allerdings auch mit einer schon fahrplanmäßig gewordenen Kostenüberschreitung von „nur“ 5 Millionen), deren Großartigkeit der der altherühmten Semmeringbahn nicht nachsteht. Die Zahl der Wallfahrer und Touristen nach dem reizenden Erdenfleck hat sich dadurch bereits auf das Fünffache erhöht und es dürfte nur wenige Wiener geben, die nicht wenigstens einmal den Gnadentempel besucht haben. Auch unser Kaiser, der zuletzt vor mehr als 50 Jahren mit dem Wagen nach Mariazell fuhr, äußerte sich bei seinem vormonatlichen Besuche auf das höchste befriedigt. Bei diesem Anlasse besichtigte er die herrlichen Anlagen des Großindustriellen Arthur Krupp in der an Naturschönheiten so reichen Walster, den — ein technisches Wunder! — künstlichen Hubertussees mit dem großartigen Treppenstauwerk, und das schöne geschmackvolle Denkmal, das den Kaiser selbst als vom Berge herabschreitenden Jäger darstellt. Leider war das Wetter zu ungünstig, als daß der Monarch auch Gelegenheit gefunden hätte, Luegers unsterbliche Schöpfung, die wohl einzig dastehende neue Wiener Hochquellenleitung zu besichtigen. Die Eröffnung erfolgt am 2. Dezember. Damit ist für Wien auf Jahre hinaus eine Wassernot zur Unmöglichkeit gemacht.

In Wien schießen die Theatergründungen wie Pilze aus der Erde. Da fing das Residenztheater in der Rotenturmstraße gleich mit einem verunglückten Prolog des Dr. Paul Wertheimer an und hat auch wirklich bisher lauter Malheur zu verzeichnen. Die Kleine Bühne, von der Tochter des Urniadirektors Umlauf gegründet und in dem ehemaligen Urniagebäude installiert, hat schon eine Direktionskrise überstanden, nachdem Herr Josephi bereits ausgesprungen ist. Der Namenspatron des Raimundtheaters schaut schon seit dem vorigen Jahr verwundert auf die Umwälzung da drinnen, und das Bürgertheater, das schon bald nach seinem Beginn Ideale bürgerlichen Kunstgenusses à la „Gretchen“ brachte, hat richtig auch den Weg zur Operette gefunden. Die Wiener Theaterverhältnisse sind bereits auf einem derart traurigen Niveau angelangt, daß für den österreichischen Dramatiker überhaupt keine Residenzbühne mehr zur Verfügung steht, nachdem das im Zeichen Anzengrubers gegründete Volkstheater und das Josephstädter Theater nun ausschließlich von französischen Cochonnerien leben. Das Wiener Volksstück ist heimatlos geworden, das prachtvolle Volksstück-Ensemble in alle Winde zerstreut. Die Wiener Kabarets, als da sind „Fledermaus“, „Max und Moritz“, „Hölle“ und gleich daneben als besonders geistvoller Einfall der „Himmel“ (der es einem aber begreifen lehrt, daß man Hölle und Fegefeuer vorzieht, von wegen der etwas ledernen Lustigkeit) sind alle nur ein geistloser Abklatsch der französischen Originale und fristen im offiziellen Teil ein klägliches Dasein. Nach Schluß allerdings entfalten sich dort die wüsten Champagnergelage der hoffnungsvollen Großindustriellensöhnchen mit ihren süßen Mädchen.

Im Burgtheater klappt noch die Lücke Kainz oder vielleicht

besser gesagt: die Lücke Mitterwurzer, den auch Kainz nicht ganz ersetzen konnte. Dem neuen Direktor Baron Alfred Berger blickt man auch nicht allzu hoffnungsfreudig entgegen. Das Carltheater hatte seinen Bombenerfolg vor einem Parterre von 65 — zwar nicht Königen, aber doch Regenten, wie es Theaterdirektoren sind, mit Leo Falls Operette „Das Puppenmädchen“; der Text von Leo Stein vernünftig und gut geführt, die Melodien glänzende „Schlager“. Frau Zwerenz, die man bereits im Niedergange glaubte, bot in einer Episodenrolle eine Prachtleistung.

In der Künstlervereinigung „Hagenbund“ hatten wir die genialen Schweden zu Gäste, von deren Kunst man hier zum ersten Male ein prachtvoll geschlossenes Bild zu sehen bekam und die man nur ungern scheiden ließ. An demselben Tage, an dem der Hagenbund seine Pforten schloß, öffnete die Sezession die ihren, unter des Erzherzogs Rainer Protektorat tagt dort zum ersten Male eine internationale retrospektive Ausstellung: die Kunst der Frau. Unsere lebenden Größen Tina Blau und Olga Wisinger-Florian bestehen vor allen Jahrhunderten mit den größten Ehren.

Wie sehr das Ausland, ja unsere nächsten Nachbarn irrig und kenntnislos über die österreichischen Verhältnisse urteilen, hat sich wieder einmal beim Wiener Volksbildungsverein gezeigt. Da riet ein Münchener Schriftsteller den Wienern eindrucklich die Errichtung einer musikalischen Volksbibliothek nach Münchener Muster an. Der Gute war nicht informiert darüber, daß Wien nächst Paris die größte volkstümliche Musikbibliothek auf dem europäischen Festland besitzt. München hat 5000, Wien — 80.000 Entlehnungen im Jahr! Die Zahl der Entlehnungen aus den 10 Volksbibliotheken (180.000 Bände) erreicht in diesem Jahre die sechste Million. Wien hatte die ersten volkstümlichen Universitätskurse und Deutschland folgte erst hinterher. Die Wiener University extension mit ihren österreichischen Universitätsfilialen hat bereits eineinhalb Millionen Hörer. Die 30 Kurse in München werden zusammen von halb soviel Personen besucht, als ein einziger fliegender Universitätskursus in Waidhofen a. d. Ybba — einem niederösterreichischen Landstädtchen! Die Ziffern sprechen da eine beredete Sprache. Und da ließ sich die Stadt Wien im Jahre 1907 den Platz für das Volksbildungsheim mit 65.000 Kronen abkaufen und verweigert diesem Vereine jede eigentliche Subvention — denn 4000 Kronen stehen zu der des Magistrates Berlin mit 160.000 Mark wohl in keinem Verhältnis.

Aber mit wahrhaft königlicher Verschwendung sorgen die Stadtväter für die Schaffung großer Luftreservoirs. Kaum war der Maria-Joseph-Park auf der kahlen Wüste zwischen Arsenal und Staatsbahnhof den jauchzenden Kindern eröffnet, wurde die Einweihung des erweiterten Türkenschanzparks feierlich begangen. Auf dem riesigen Flächenraum von 150.000 Quadratmeter wechseln prachtvolle Baumgruppen mit Teichen, Wiesenflächen und Spielplätzen ab. Bald wird der Wiener Stadtpark, der nur ein Drittel so groß ist, verödet sein. Infolge der Wienflußregulierung brach in den letzten Jahren eine furchtbare Ratteninvasion ein, die die Anlagen bereits gänzlich unterminiert hat.

Auch eine Eisbahn ist für den kommenden Winter im Türkenschanzpark vorgesehen und ein paar Steinwürfe weiter wird die herrliche Schloßanlage auf dem Cobenzl, die die Stadt Wien für den Wald- und Wiesengürtel käuflich erworben hat, zum großartigsten Wintersportplatz, den sich eine Residenz in solcher Nähe nur wünschen kann. Die Saison der Tanzfeste hat noch nicht begonnen, Fürstin Pauline Metternich hält erst ganz im Geheimen ihre Pourparlers, um mit neuen Sensationen ihre treuen Anhänger zu überraschen. Aber nur noch eine kleine Weile — und auf die Allerseiden-Melancholien folgt ein voller Frühkarnevalszauber. . . .

Yort,



São Paulo.

— Zur Ablösung der Neujahrskarten nehmen wir auch in diesem Jahre Spenden für gemeinnützige Anstalten entgegen, über die in unserem Blatte quittiert werden wird. Wir bitten unsere verehrten Leser, von dieser Ablösungsmöglichkeit recht eifrig Gebrauch machen zu wollen.

— Als Ablösung der Neujahrsgatulation überwies uns Hr. Hugo Spiro für den Deutschen Hilfsverein 10 Milreis, über die wir hiermit dankend quittieren.

— Herr Karl Schnapp übergab uns zur Ablösung der Neujahrsgatulationen 10 Milreis zugunsten des Vereins Deutsches Krankenhaus, über die wir hiermit dankend quittieren.

— Die Brasilianische Bank für Deutschland ließ anlässlich der Einweihung ihres Neubaus an der Ecke der Rua da Boa Vista dem Verein Deutsches Krankenhaus und der Santa Casa ein Geschenk von je 1 Conto zugehen. Mit diesen Ueberweisungen hat die Bank die Einweihung zweckmäßiger gefeiert, als sonst hier üblich ist.

— Im Ackerbausekretariat wurde Sonnabend der Kontrakt zwischen der „Empreza de Colonisação Sul Paulista“ und der „Brazilian Railway Construction Company“ unterzeichnet, nach welchem erstere Gesellschaft an letztere die Konzession für die Eisenbahnlinie S. Paulo—Santo Antonio do Juquia gegen eine Entschädigung von 100.000 Pfund Sterling abtritt.

— Der Abgeordnete Veiga Filho zog Sonnabend, wie vorauszusehen war, seinen Antrag auf Verstaatlichung der Paulista und Mogyana zurück. Ebenso wurde auf Antrag der Finanzkommission der Kammer der Zusatzantrag, nach dem ein Prohibitivzoll für den Export von Kleie gelegt werden soll, aus dem Budget ausgeschieden. Beide Anträge werden in der nächsten Sitzungsperiode als besondere Gesetzentwürfe zur Verhandlung kommen. Dagegen wurde der Antrag des Herrn Sampaio Vidal betreffs Gewährung einer Zinsgarantie von 5 Prozent für eine inländische Seide verarbeitende Seidenspinnerei und -weberei ins Budget für 1911 aufgenommen.

— Die Deputiertenkammer beschloß, einen Vorschlag zum Gegenstand der Beratung zu machen, nach welchem dem Coronel Paulo Orozimbo de Azevedo 5000 Hektar an sein Gut Rio Claro bei Mogy das Cruzes angrenzende Staatsländereier zur Verfügung gestellt werden, unter der Bedingung, daß er binnen 5 Jahren eine Bahnlinie von Mogy das Cruzes nach dem Gute Rio Claro baut und 200 Kolonistenfamilien auf der Lande ansiedelt.

— Der Staatssekretär des Innern erklärte dem Präsidenten der Munizipalkammer von Santos, daß dem Gesuche, einen Teil der zum Bau von Schulhäusern aufgenommenen Anleihe zur Erbauung eines Gebäudes für die Handelsschule in Santos zu verwenden, nicht stattgegeben werden könne, da die Mittel lediglich zur Errichtung von Volksschulen bestimmt seien. Jedoch gedenke die Staatsregierung in Santos zwei neue große

Schulgebäude für Volksschulen (Grupos Escolares) aufzuführen, falls die Kammer die Bauplätze zur Verfügung stelle.

— Die Fabrik für Molkereiprodukte auf der Kolonie Nova Odessa wird reorganisiert werden. Der Ackerbausekretär beauftragte den Direktor damit, die von den Kolonisten und umliegenden Gutsbesitzern angebotene Milch aufzukaufen und Milchkühe von der Rasse Caracu zu erwerben.

— Der Ackerbausekretär erhielt vom Paulistaner Bundesdeputierten Dr. Galeão Carvalhal ein Telegramm, nach welchem die Deputiertenkammer in Rio einen Zusatzantrag zum Budget annahm, durch den dem Staat S. Paulo eine Kostenbeihilfe von 150 Contos zum Bau der Brücke zwischen S. Vicente und Itaipus bewilligt wird.

— Am letzten Donnerstag abend suchte José Lombardo seinen Schwager, den in der Rua Itapetininga Nr. 15 wohnhaften Maurergesellen Nicolau Massarella auf, um von diesem die Bezahlung einer alten Schuld von 100 Milreis zu verlangen. Massarella weigerte sich, das Geld herauszurücken. Augenzeugen berichteten, daß die beiden Schwäger ziemlich angetrunken waren und sich mit den größten Grobheiten überhäuften, die bald in Handgreiflichkeiten ausarteten. Es regnete Ohrfeigen, Fußtritte, Fausthiebe, bis schließlich beide zu Boden fielen. Schließlich mischten sich andere Leute hinein und brachten die Kampfhähne auseinander. Nach ganz kurzer Zeit fühlte sich jedoch Massarella plötzlich unwohl und fiel ohnmächtig nieder. Man holte einen Arzt, der indes nur feststellen konnte, daß der Tod bereits eingetreten war. Da man nicht weiß, ob der Tod vielleicht infolge eines Herzschlages oder eines von Lombardo erhaltenen Fußtrittes eingetreten ist, wird der Leichnam vom Polizeiarzt untersucht werden. Lombardo wurde bis auf weiteres in Haft genommen.

— Gewiß haben unsere Leser schon von dem unter den Malaien vorkommenden Amoklaufen gehört, das darin besteht, daß ein plötzlich wahnsinnig Gewordener zum Dolch greift und blindlings alle, die ihm in den Weg kommen, niederstößt. In einen ähnlichen Zustand blinder Wut geriet Sonntag hier in S. Paulo der Soldat Eustachio Gomes da Silva, der der Kavallerieabteilung unserer Polizei angehört. Er hatte Sonntag nachmittag in der Mooca Dienst. Er hatte mit noch anderen Soldaten die Volksmenge vom Betreten des Rasens der dem Jockey-Club gehörigen Rennbahn abzuhalten, wobei er von der unzufriedenen Menge beschimpft und verhöhnt wurde. Er geriet darüber so in Aerger, daß er einigemal auf die Menge einritt, wobei ein Mann vom Pferde getreten wurde. Nach anderer Lesart soll das Pferd in einen Graben geraten sein und dort den ebenfalls soeben hineingefallenen 59-jährigen Domingos Nigra getreten haben. Jedenfalls ist der Soldat von dem unvernünftigen Janhagel auf das schwerste gereizt worden, was allerdings seine ganz unbegreiflichen folgenden Handlungen nicht erklärt. Ein Unteroffizier befahl ihm mehrere Male, sich ruhig zu verhalten, aber er gehorchte nicht, weshalb ihn der Unteroffizier für verhaftet erklärte. Da drehte er sein Pferd herum und jagte nach der Stadt. Am Kasernentor wollte ihn ein Unteroffizier entwaffnen, Eustachio schoß auf ihn, traf aber nicht. Auch er erhielt einen Revolverschuß, der ihn aber nur ganz leicht an der Hand verletzte. Dann jagte er nach Sant' Anna, wo ihn eine Patrouille überraschte und einfing. Es gelang, ihn wieder bis ans Kasernentor zu bringen, wo er entwaffnet werden sollte. Er ließ es sich aber nicht gefallen, sondern gab auf seine Kameraden zwei Schüsse ab und entfloh wieder. Nun hegann der tolle Ritt durch die Straßen der Stadt. Er schoß blindlings um sich, überall das größte Entsetzen verbreitend. Wohl noch niemals hat ein einzelner Mensch die ganze Stadt in solche Aufregung gebracht. Natürlich liefen auch gleich die unsinnigsten Gerüchte von Meuterei der Kavallerie usw. um und wurden geglaubt. Eustachio raste von der Luzkaserne durch die Straßen Tres Rios

und Affonso Penna. An der Ecke dieser Straße versuchte ihn der Unteroffizier Antonio Gonçalves vom zweiten Bataillon aufzuhalten, erhielt aber einen Schuß durch die Brust (er erlag der Verwundung im Militärhospital). Eine Strecke weiter stellte sich ihm ein Polizist entgegen, auf den Eustachio ebenfalls schoß. Er traf aber nur den Stock des Polizisten. Die Kugel verwundete noch den hinter dem Soldaten stehenden 11jährigen Sebastião de Moraes leicht am rechten Oberschenkel. In der Rua Ribeiro de Lima wollte ihn einer der ihn verfolgenden Kavalleristen, Fernando Severiano da Silva, verhaften, erhielt aber einen Schuß durchs rechte Bein, so daß er vom Pferde stürzte. An der Ecke der Rua dos Imigrantes blieb der Schmied Giuseppe Rizzolotti stehen, um zu sehen, was vorging. Eustachio schrie ihn an: „Was hast du mich anzusehen, Dummkopf!“ und schoß ihn durch den linken Vorderarm. In der Rua Consolação zwang er einen Fruchteishändler, ihm einige Gläser seiner Ware zu geben. Dann raste er weiter, immer blindlings um sich schießend. In der Avenida Paulista, nahe bei der Ecke der Rua Martim Francisco, schoß er den Polizisten José Luiz Pereira nieder, der ebenfalls seiner Verwundung — er war durch den Magen geschossen — erlag. An der Avenida Angelica kam er an dem Polizisten Benedicto Philadelpho vorüber, der ihn militärisch grüßte, da er glaubte, Eustachio befinde sich im Dienst. Er erhielt einen Schuß durch den zum Gruß erhobenen Arm. Noch mehrere Personen erhielten Streifschüsse oder verletzten sich, indem sie bei der eiligen Flucht vor dem Wütenden zu Fall kamen. Die Verfolger hatten Befehl, auf ihn zu schießen, taten es aber nicht, aus Furcht, Unbeteiligte zu verletzen. Schließlich verloren sie ihn aus den Augen und Eustachio versteckte sich in einem Gebüsch in der Nähe der Avenida Paulista. Dort ließ er sein Pferd und begab sich zu Fuß in mehrere Geschäfte, wo er, immer mit dem Revolver drohend, Brot, Schnaps, Sardinien etc. forderte. Dann ritt er weiter bis nach Santo Amaro, wo er an der Tür eines Geschäftes abstieg. Man hatte auch hier schon von ihm gehört, und einige beherzte Männer paßten einen günstigen Augenblick ab, um ihn zu überwältigen. Er erklärte aber, er sei nicht der Gesuchte, sondern einer der Verfolger, und so ließ man ihn denn wieder laufen. Während der ganzen Nacht durchstreiften Patrouillen die Umgebung der Stadt, ohne etwas zu erreichen. Eustachio auf seinem Braunen wurde schon fast zur Mythe, überall wollte man ihn gesehen haben, und die unglaublichsten Streiche wurden von ihm erzählt. Gestern suchte man noch den ganzen Vormittag vergeblich, endlich erhielt die Polizei sichere Nachricht, daß er bei Pinheiros im Walde verborgen sei. Hier wurde er denn umstellt und nach einigem Widerstande verhaftet. Es wurden noch 17 Patronen bei ihm gefunden. Er erklärte beim Verhör, vollständig besinnungslos gehandelt zu haben.

— Gestern nachmittag um halb 3 Uhr verschied nach langem Leiden Frau Magdalena Cichon. Den trauernden Hinterliebten übermitteln wir unser aufrichtiges Beileid.

— Zu den schier unzähligen Opfern, die der Kampf um die Eroberung der Lüfte nun schon gefordert hat, ist noch ein weiteres gekommen: Der italienische Flieger Giulio Picollo hat am Sonnabend nachmittag auf der Radrennbahn in der Rua da Consolação so schwere Verletzungen davongetragen, daß er noch in der Nacht darauf gestorben ist. So hat gleich einer der ersten ernsthaften Versuche, den staunenden Bewohnern S. Paulos dieses neueste Wunder der Technik vorzuführen, ein tragisches Ende nehmen müssen. Picollo hatte einige Freunde und Vertreter der Presse eingeladen, seinen Versuchen beizuwohnen. Diese waren von Anfang an vom Unglück verfolgt. Der heftige Wind und der sehr beschränkte Raum boten an sich schon keine günstigen Vorbedingungen, so daß Picollo von vielen Seiten vor dem Aufstieg als einem allzu tollkühnen Wagnis gewarnt wurde. Trotzdem ließ er seinen Blériot-Ein-

decker auf die zum Ablauf des Apparates eigens hergestellte, 15 Meter lange schiefe Ebene bringen und setzte den Motor in Tätigkeit. Kaum hatte die Luftschaube mit ohrenbetäubendem Geräusch einige Umdrehungen gemacht, als Flammen aus dem Motor emporschlügen. Auf den Zuruf der Umstehenden gelang es dem Flieger noch, den Flugapparat zum Stehen zu bringen. Es waren einige Tropfen Gasolin auf den Motor gefallen und hatten sich entzündet, als dieser sich in Bewegung setzte. Das Feuer teilte sich auch den inneren Teilen des Motors mit, doch gelang es Picollo und seinem Mechaniker, den Brand in wenigen Minuten mittels aufgelegter Tücher zu löschen. Der Apparat wurde wieder auf die Höhe der schiefen Ebene gebracht, der Motor wollte aber nicht mehr so regelmäßig arbeiten wie vorher, sondern funktionierte nur stoßweise. Jedenfalls hatte er durch das Feuer etwas gelitten. Da brachten, als man schon glaubte, Picollo würde vernünftigerweise die Versuche abbrechen, einige Personen die Nachricht, sein Konkurrent Ruggerone habe in der Mooca mit glücklichem Erfolge einen Flug gewagt. War es schon vorher Picollos heimliche Absicht gewesen, aus dem „Versuch“ einen weiten Flug über die Stadt werden zu lassen; so ließ er sich nun nicht mehr halten. Sein Ehrgeiz ging dahin, als Erster über das Häusermeer unserer Stadt dahinzugleiten. Er hatte sich sogar tausende von gedruckten Zetteln herstellen lassen, mit den Worten: „Aus der Höhe des Himmels wünscht den Paulistanern glückliche Weihnachten Giulio Picollo.“ Diese Zettel wollte er während seines Fluges auf die Stadt hinabwerfen. Er wagte also den tollkühnen Versuch. Der Apparat hob sich kurz nach dem Ablauf etwas, doch blieben die vorderen Räder auf dem Boden. In wenigen Augenblicken war der verhältnismäßig geringe Zwischenraum zwischen der schiefen Ebene und der zementierten Radrennbahn, die, wie bekannt, stark geneigt ist, zurückgelegt. Als Picollo sah, daß es ihm nicht gelingen werde, sich in die Luft zu erheben, ehe er dieses Hindernis erreichte, stellte er mit großer Geistesgegenwart den Motor ab und erhob sich von seinem Sitze, um abzuspringen. Es war zu spät. Als er eben absprang, schlug der Apparat mit aller Kraft gegen die Rennbahn und ging in Trümmer. Der unglückliche Flieger wurde noch ein Stück weitergeschleudert. Er erlitt außer inneren Verletzungen einen schweren Schädelbruch mit Beschädigung des Gehirns. Er wurde nach dem Hospital Umberto I. gebracht, wo man ihm alle Hilfe angedeihen ließ, jedoch kam er nicht mehr zur Besinnung und verstarb um 2 Uhr 15 Minuten nachts. Für seine Familie hat die „Fanfulla“ eine Subskription eröffnet.

— In jedem neuen Heft entwickelt der Jubiläumsjahrgang, von Velhagen & Klasing's Monatsheften (herausgegeben von Hanns v. Zobeltitz und Paul Oskar Höcker) neue besondere Reize, einen immer größeren Reichtum in Inhalt und Ausstattung. Das kürzlich erschienene 4. Heft führt den großen Roman „Lebensringe“ von Helene Böhlau zu Ende, gleichzeitig setzt ein Roman von Ottomar Enking „Momm Lehensknecht“ ein und für den Januar ist schon der Beginn eines neuen Romans von Ernst Zahn „Die Frauen von Tanno“ in Aussicht genommen. Außerdem bringt das Heft noch zwei erzählende Beiträge: eine phantastische Geschichte „Rübezahl als Laborant“ von Ew. Gerhard Seeliger und eine zierliche Humoreske von Hermann Anders Krüger „Das Serpentinchen“. Das allgemeinste Interesse werden die Reiseberichte von Colmar Frhr. v. d. Goltz aus Argentinien erregen, die unter dem kennzeichnenden Titel „Aus dem Neuland der unbegrenzten Möglichkeiten“ erscheinen. Ueber das „Kleid der Bühne“ plaudert Antonie Steimann; die „Wirtschaftspolitik im Theaterleben“ behandelt Robert Saudek in einem aus intimster Kenntnis geschöpften Beitrag. Der bekannte Musikhistoriker Paul Bekker spricht von der Orgel und ihrem Bau; Dr. Georg Wegener, der jetzt den Kronprinzen auf seiner Weltreise begleitet, steuert einen Artikel aus dem Nordland bei; über die „Engel in der

„deutschen Kunst“ schreibt Dr. Max Osborn in einem feinsinnigen, mit farbigen Bildern geschmückten Essay. Auch eine neue Komposition von Wilhelm Kienzl, ein Weihnachtslied, bringt das überaus vielseitige Heft, in dem von bekannten Autoren noch Alberta v. Puttkamer, Hans Benzmann, Will Vesper, Hanns von Zobeltitz, Carl Busse, Paul Warncke vertreten sind.

— Gestern fand die Neuwahl des Direktoriums der Mogyabahn statt. Der langjährige, um die Gesellschaft hochverdiente Präsident, Herr Bento Quirino dos Santos, hatte seines hohen Alters wegen eine Wiederwahl von vornherein abgelehnt. Es wurden in den Vorstand gewählt die Herren Joaquim Augusto Ribeiro do Valle, José Egydio de Souza Aranha, Manuel de Moraes, Guilherme de Andrade Villares und José Paulino Nogueira. Es waren 720 Aktionäre, die 295.215 Aktien repräsentierten, zum Teil persönlich, zum Teil durch Bevollmächtigte vertreten, erschienen. Herr Dr. Paulino Nogueira wird, wie man hört, von seinen Mitdirektoren zum Präsidenten gewählt werden.

— Anmeldungen für das neue Schuljahr der Deutschen Schule in Villa Marianna werden sowohl in der Schule selbst als auch von sämtlichen Vorstandsmitgliedern entgegengenommen. Wir verweisen auf die Anzeige.

— Von dem für Sonntag angekündigten Fluge oder richtiger Flugversuche Ruggerones ist nichts außerordentliches zu berichten, wenn man von den allerdings außerordentlichen Preisen absehen will, die Kutscher und Automobilführer forderten. Unter 20 bis 30 Milreis war kein Fuhrwerk nach der Mooca zu haben. Außerordentlich waren auch die Hitze, der Staub und die Menschenmenge. Zu sehen gab es nicht viel; Ruggerone machte zwar einige Versuche, hoch zu kommen, es gelang ihm auch einmal, fast die ganze Länge der Bahn in geringer Höhe über der Erde zu durchmessen, dann senkte sich der Apparat wieder. Allerdings mag der herrschende sehr starke Wind eine größere Leistung unmöglich gemacht haben. Ähnlich ging es übrigens am gleichen Tage dem deutschen Luftschiffer Oelerichs in Rio, der sich nach vielen Versuchen kaum zwei Meter über den Boden erheben konnte und dessen Apparat schließlich gegen einen Zaun fuhr, wobei einer der Flügel gänzlich zerbrach. — Die Sammlung für die Hinterbliebenen des unglücklichen Giulio Picollo hat bereits über 5 Contos ergeben.

Casino. Die Hauptnummern der gestrigen gut besuchten Vorstellung fanden, wie immer, vielen Beifall. Heute Benefizvorstellung zum besten der graziösen spanischen Tänzerinnen Alfonso, an der auch die Dambay, die brasilianischen Künstlerinnen Bugrinha und Nair Costa etc. teilnehmen werden.

Polytheama. Die gestrige Vorstellung war nicht gerade sehr besucht, was wohl zum guten Teil daran liegen mag, daß der „Walzertraum“ schon recht sehr bekannt ist. Die Aufführung war übrigens sehr gut, sodaß die Zuschauer ihren Beifall nicht sparten. Heute wird „Der lustige Bauer“ gegeben.

Sant'Anna. Eine sehr gut besuchte und auch sehr unterhaltende Vorstellung, die von gestern. Debriège, La Bella Sirena, Jeanne Kerloo etc. fanden großen Beifall. Morgen erstes Auftreten der Goodows und der Akrobatentruppe The Tenox.

Bijou-Theatre. Bei allen gestern gegebenen Vorstellungen war das Haus brechend voll. Die vorgeführten Filme gefielen ohne Ausnahme ganz außerordentlich. Heute große Neuheiten, unter anderem der hochinteressante Film „Der Spießgeselle“. Nächstens der großartige Film „Die Clowns“ von Pathé Frères.

Munizipien.

Santos. Schon seit einigen Tagen befindet sich ein gewisser Manoel José Caetano hier, der bis vor kurzem der Kriegsmarine angehörte. Er konnte hier keine Beschäftigung finden, weshalb er beschloß, in S. Paulo sein Glück zu ver-

suchen. Da er kein Reisegeld hatte, wollte er die Reise zu Fuße machen. Vorher aber mußte er sich natürlich noch Patronen für seinen Revolver kaufen. Das tat er auch in einem Geschäft der Rua S. Leopoldo. Als er den geladenen Revolver jedoch in den Gürtel stecken wollte, ging ein Schuß los und traf den 12-jährigen Antonio João durch die rechte Lunge. Der arme Junge wurde in sehr bedenklichem Zustande nach dem Krankenhause gebracht.

— Gestern um ein Uhr morgens lud der auf dem Morro de S. Bento wohnhafte Joaquim Dias eine Pistole, wobei ihm der Portugiese João Gomes da Silva zusah. Plötzlich entlud sich die Waffe und Gomes wurde von der Kugel in die Brust getroffen. Er wurde in sehr bedenklichem Zustande nach dem Krankenhause gebracht. Die Augenzeugen gaben einstimmig an, daß das Unglück rein zufällig geschehen sei.

Campinas. Am Freitag abend fand im Vereinshause der „Concordia“ die Weihnachtsfeier der von Herrn Karl Zink geleiteten neuen deutschen Schule statt. Gesänge und Vorträge wechselten mit einander ab, auch wurde ein Theaterstück aufgeführt. Herr Karl Zink verteilte als Knecht Ruprecht verkleidet Süßigkeiten an die Kinder. Das Fest war sehr gut besucht und verlief zur allgemeinen Zufriedenheit.

— Herr Dr. H. von Jhering kam gestern von Piracicaba hier an und besichtigte in Gesellschaft des Direktors das landwirtschaftliche Institut. Heute wird er die Kolonien Campos Salles und Nova Odessa besuchen.

— Am 25. ds. hielt der „Deutsche Schul- und Leseverein“ seine Weihnachtsfeier in dem geräumigen Lokal der „Concordia“ ab, das vom Vorstand dieses Vereins freundlichst zur Verfügung gestellt worden war. Der Besuch war äußerst zahlreich, sodaß sich viele mit Stehplätzen begnügen mußten. Ein prächtig geschmückter Weihnachtsbaum legte auf das Ganze gleich den ausgesprochenen Hauch deutsch-vaterländischer Feiern. In etwa 1½ Stunden wurde das Programm abgewickelt, das aus Deklamationen, Liedern mit Klavierbegleitung und zwei theatralischen Weihnachtsaufführungen mit Gesang: „Geben ist seliger als nehmen“, Bescherungsszene, und „Die Rückkehr des Verschollenen oder fröhliche Weihnacht“, bestand. Die kleinen Darsteller machten ihre Sache so gut, daß reicher Beifall sie belohnte. Nach der Aufführung folgte die Bescherung, die in dem kleinen Volk erst recht die Weihnachtsfreude auslöste und da auch die beliebten Süßigkeiten nicht fehlten, so amüsierten sich die Kinder köstlich und mit ihnen die Alten. Bis Mitternacht blieb man in fröhlicher Weihnachtsstimmung beisammen.

Piracicaba. Ein trauriges Ende fand eine vergnügt angetretene kleine Reise, die der Weichensteller der Sorocabana Francisco Domingues m. seiner Frau u. den Kindern am Weihnachtsabend unternahm. Er beabsichtigte, die Festtage mit seiner Familie bei seinem Schwiegervater zuzubringen, der ein kleines Gut besitzt. Die Familie fuhr mit der Bahn nach Rio das Pedras und bestieg dort ein Fuhrwerk. Unterwegs wurden die Zugtiere scheu, und Domingues sprang vom Wagen, um sich vor sie zu stellen und sie aufzuhalten. Er kam jedoch zu Fall, und das Gefährt ging über ihn weg, wodurch er so schwer verletzt wurde, daß er nach wenigen Minuten verschied. Das Fuhrwerk schlug um, wobei auch die Frau und die Kinder des Unglücklichen noch verwundet wurden.

Bundeshauptstadt.

— Der heilsame Schreck, den die Meutereien der Mehrheit und die drohende Vertagung der Minderheit der Deputiertenkammer eingejagt hatte, hat nicht lange angehalten. Auch die Stimme der Vernunft hat sich nicht Gehör zu verschaffen vermocht. Anstatt sich mit den zahllosen in der ersten Lesung eingebrachten Zusatzanträgen zu begnügen, haben die Deputierten auch in der zweiten Lesung so viele Wünsche vorgetragen, daß die Finanzkommission die größten

Schwierigkeiten hat, diese Anträge alle zu bearbeiten. Daher besteht noch immer die Gefahr, daß die 7 Tage bis zum Ende des Jahres zur Erledigung nicht ausreichen und daß infolgedessen die Sitzungen des Parlaments geschlossen werden müssen, ohne daß das Budget bewilligt ist. Trotzdem bezeigen in gewohnter Disziplinlosigkeit viele Deputierte Lust, auch in der dritten Lesung noch Zusatzanträge einzubringen. Augenblicklich schweben Verhandlungen, um das zu verhüten.

— Am letzten Donnerstag wurde im Hause des Herrn Ferdinand Mentges, des beliebten Wirtes des Hotel Internacional, das Fest der silbernen Hochzeit gefeiert und zur selben Zeit fand die Vermählung der einzigen Tochter des Herrn Mentges, Fräulein Marie Mentges, mit Herrn Alberto Bianchi statt. In kleinem erlesenen Kreise, auf der herrlichen neuerbauten Terrasse des Hotels, wurde ein Diner serviert, welches hinsichtlich der Güte und Reichhaltigkeit der Speisen und Getränke kaum in Rio seines gleichen finden dürfte. Die zahlreichen Freunde des Hauses hatten für so reichliche Blumen gesorgt, daß das ganze Hotel einem Rosengarten glich, in dem Tochter und Mutter anmutig die Honneurs machten. Nach dem Mahle begab sich das junge Paar auf die Hochzeitsreise nach Petropolis. — Zu der Doppelfeier übermittelt die „Deutsche Zeitung“ noch nachträglich ihre besten Glückwünsche.

— Hospital Evangelico. Unter diesem Namen wird in allernächster Zeit in der Rua Bom Pastor ein gut eingerichtetes Krankenhaus verschiedener evangelischer Gemeinden Brasiliens eröffnet werden. Dasselbe steht gegen mäßiges Entgelt auch anderen Kranken zur Verfügung. Außerdem würde es auch alle unbemittelten deutschsprechenden Kranken aufnehmen, gleichgültig welcher Konfession, wenn es gelänge, innerhalb der betreffenden Kolonien einen Fonds zu deren Unterbringung zu schaffen. Für diesen überaus humanitären Zweck wird sich gewiß der Wohltätigkeitssinn der deutschen Kolonien erwärmen können. Zu weiteren Auskünften sind die Aerzte des Hospitals, Dr. Pereira und Dr. Hauer, beide Rua Alfandega 79, gern bereit.

Aus den Bundesstaaten.

Pernambuco. Bei Itambé wohnte der Landarbeiter José Amarantho mit seiner Frau Olegaria und zwei Kindern, der 3jährigen Maria und dem erst 4 Monate alten Manuel, in einer mit Stroh gedeckten Hütte. Außerdem hatten sie noch zwei Kinder einer armen Witwe bei sich, die ebenfalls noch im ersten Kindesalter standen. José und Olegaria arbeiteten den Tag über auf dem Feld und mußten die Kinder wohl oder übel zu Hause allein lassen. Dieser Tage nun bot sich ihnen, als sie nachmittags nach Hause kamen, ein schrecklicher Anblick: Das Haus war in Flammen aufgegangen, und alle vier Kinder waren verbrannt. Jedenfalls haben sie mit Feuer gespielt und das Unglück herbeigeführt.

Künstliche Menschen.

Wunderwerke der Mechanik.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten finden wir als wichtigstes Spielzeug die Puppe in mannigfachster Form und Ausführung; ein Abbild des Menschen. Als Marionette wurde sie auch für den Erwachsenen, dem sie im Banne des Spiels beiseelert erschien, in früheren Jahrhunderten — und ganz neuerdings wieder — ein beliebtes Unterhaltungsmittel, in dem der naive Betrachter fast unbewußt eine Verkörperung gewisser Normalcharaktere sah.

Es ist leicht zu begreifen, daß geschickte Künstler die Illusion so vollkommen wie möglich zu machen suchten, und nicht nur das Äußere der Puppe so menschenähnlich als angängig zu machen bestrebt waren, sondern auch dahin trachteten, solche Puppen menschliche Bewegungen und Verrichtun-

gen ausüben zu lassen oder sie gar redend zu machen. Der Aufschwung der Mechanik und Uhrmacherkunst im späten Mittelalter ließ tüchtige Meister an diese Aufgaben herantreten, und wir haben ganz vorzügliche Automaten aus jener Zeit. Ja, selbst im Altertum verfertigte man bereits ähnliche mechanische Kunstwerke, wie die Mitteilungen über die beweglichen Statuen des Athener Dädalus (600 v. Chr.) und die fliegende Taube des Archytas (400 v. Chr.) beweisen. Sehr bekannt geworden ist der künstliche Mensch, den im Anfang des 13. Jahrhunderts der durch seine vielen wissenschaftlichen Arbeiten hochgeschätzte Geistliche Albertus Magnus zu Regensburg konstruierte. Er vermochte sich zu bewegen und die Türen zu öffnen.

In neuerer Zeit sind hin und wieder auf Variétébühnen „künstliche Menschen“ vorgeführt worden, mit denen es eine eigene Bewandnis hatte. Man erinnert sich noch des laufenden, schreibenden und radfahrenden künstlichen Menschen Enigmarelle, der vor einigen Jahren von einem Amerikaner in Berlin vorgeführt wurde.

Aber gerade die Einzelheiten, die der Konstrukteur dieses neuen Erdenbürgers ohne Fleisch und Bein über den Mechanismus mitteilte, machten den Fachmann etwas skeptisch und riefen Erinnerungen wach an jenen famosen Schachspieler des Herrn von Kempelen, in den ein Besiegter Schnupftabak hineinblies, worauf der „Automat“ mit einem kräftigen Niesen reagierte! Soviel Menschenähnlichkeit aber verlangte man den doch nicht von dieser „Maschine“, und sowohl der „künstliche“ Schachspieler, wie sein Besitzer und das Publikum zogen verschnuft von dannen!

Der Ingenieur Feldhaus, der sich viel mit solchen alten Automaten beschäftigt, zeigte denn auch die Unmöglichkeiten dieses Mechanismus und entlarvte Enigmarelle als amerikanischen Humbug.

* * *

Die großartigsten Automaten aber, die je verfertigt wurden, stammen von den berühmten Schweizer Uhrmachern Jaquet und Henri Droz, den größten Künstlern dieser Art, die je gelebt.

Noch heute stehen die hervorragendsten Uhrmacher und Mechaniker staunend vor ihren erhalten gebliebenen „Androiden“, von denen später die Rede sein wird. Der ältere der beiden Künstler, Pierre Jaquet Droz, wurde 1721 in La Chaux-de-Fonds (Schweiz) geboren, studierte erst Theologie und widmete sich dann der Uhrmacherkunst. In kurzer Zeit überflügelte er, der Theologe, alle berühmten Meister dieses alten Uhrmacherortes, und bald war er — obwohl Autodidakt in dem Fach — der hervorragendste Uhrmacher und Mechaniker seiner Zeit. Naturgemäß war der Sinn des Künstlers darauf gerichtet, über den eigenen Heimatskreis hinauszukommen, und er beschloß, eine Uhr zu schaffen, wie sie bisher noch nicht in gleicher Kunstfertigkeit existiert haben sollte. An diesem Kunstwerk arbeitete Pierre Jaquet Droz mehrere Jahre und zog mit ihm 1761 nach Madrid zum Hofe des Königs Ferdinand VI. Wir wissen nicht, wo dieses Werk, das den Namen seines Verfertigers in der ganzen Welt bekannt machte, geblieben ist, und auch die Nachforschungen des Ingenieurs F. M. Feldhaus, auf dessen Untersuchungen wir uns stützen, führten zu keinem Resultate, aber der Naturforscher Bernoulli hat eine genaue Beschreibung dieser Uhr hinterlassen. Es war eine prächtige Pendule, die Stunden, Minuten und Sekunden zeigte und alle Viertelstunde anschlug. Sie zeigte den Lauf der Sonne und des Mondes und auch die Mondphasen. Dazu kam nun eine Fülle von geradezu verblüffenden beweglichen Figuren.

Nummehr kehrte Pierre Jaquet Droz in die Heimat zurück, um einen längst gehegten Plan auszuführen, nämlich den, einen

künstlichen Menschen zu schaffen: einen „Androiden“. Es entstand in jahrelanger Arbeit der erste jener drei wunderbaren Automaten in Menschengestalt, der „Schreiber“. Diese Figur sowohl wie die beiden anderen, der „Zeichner“ und die „Klavierspielerin“, die der Sohn (Henri Louis Jacquet Droz) schuf, haben die Größe und Gestalt drei- bis vierjähriger Kinder. Alle drei Automaten sind noch heute das Komplizierteste und Genialste, das die Mechanik und Uhrmacherskunst aufzuweisen hat. Ich habe sie selbst mehrfach arbeiten sehen. Am bedeutendsten aber ist unstreitig die erste der drei Figuren, der Schreiber, von Pierre Jacquet Droz, und ein Fachmann hat von ihm gesagt, daß gegen dieses Werk der mechanische Webstuhl, der eine der kompliziertesten Maschinen unserer Zeit ist, eine Kinderklapper sei, — natürlich wenn man von der praktischen Seite der Sache absieht.

Der Schreiber sitzt an einem Pult, er taucht die Feder in die Tinte und beginnt dann schnell und fließend in schöner Schrift beliebige Worte und Sätze zu schreiben, die bis sechzig Buchstaben haben können. Ist eine Zeile vollgeschrieben, so wird in richtigem Abstände eine neue angefangen, und auch der Abstand der einzelnen Worte voneinander ist ein durchaus richtiger.

Noch mancherlei hervorragende Arbeiten schuf der alte Droz, bis er am 28. November 1790 auf einer Reise nach Genf starb.

Henri Louis Droz — geboren am 13. Oktober 1752 —, sein Sohn, war ihm ein würdiger Nachfolger. Nachdem ihm an Handfertigkeit nichts mehr zu lehren war, schickte ihn der alte Droz auf die Universität Nancy, wo er Mathematik, Naturwissenschaft und Maschinenbau studierte. Von dem jüngeren Droz stammen die beiden anderen Androiden, der Zeichner und die Klavierspielerin. Diese Werke entstanden in den Jahren 1769—1773. Der Zeichner ist das geniale Werk des jungen Droz; er ähnelt äußerlich dem Schreiber. Vor einem Pult sitzend, zeichnet er mit Bleistift verschiedene Bildchen: Das Porträt des Königs Louis XV., den Hund des Königs mit der Unterschrift „Mon Toutou“, u. a.

Die „Klavierspielerin“ oder besser gesagt Harmoniumspielerin, bringt einige alte Weisen allerliebste zu Gehör. Dabei gleiten ihre Finger nicht nur zum Schein über die Tasten, während diese etwa — was ja den Mechanismus sehr vereinfacht hätte — gezogen würden, sondern sie drücken wirklich die Tasten nieder und nur durch den Fingerdruck der Spielerin wird der Ton erzeugt. Hebt man die Arme der Figur hoch, so verstummt das Harmonium, aber die Finger arbeiten nach wie vor.

Menschen haben ihre Schicksale, aber auch diese künstlichen Menschen wurden von allerlei Schicksalsschlägen heimgesucht. Der Künstler reiste mit ihnen durch Europa, und so waren die Automaten allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt. Sie verunglückten auf einer Seereise, wurden aber aufgefischt, später von den verschiedensten Behörden konfisziert, gelangten nach dem Tode des Droz in die Hände herumziehender Jahrmarktsaussteller, wurden vielfach, nachdem allerlei zerbrochen war, verpfuscht, standen schließlich viele Jahre lang verstaubt in einem Schlosse bei Bayonne, wurden schließlich von einem Engländer für 30.000 Francs aufgekauft, gingen wieder verloren und kamen endlich vor einigen Jahren in die Hände des rechten Mannes, des bekannten Berliner Kunstsammlers Marfels, der sie von einem ersten Berliner Uhrmacher, einem Künstler in seinem Fach, E. Fröhlich, von Grund auf reparieren ließ, so daß sie wieder vollkommen einwandfrei arbeiteten. Für eine sehr hohe Summe sind die Kunstwerke dann kürzlich von dem Museum in La Chaux-de-Fonds angekauft worden.

Durch den Unverstand der Menschen hat übrigens auch der Verfertiger dieser Automaten kolossal zu leiden gehabt. In Madrid legte die heilige Inquisition Beschlag auf die Werke und hielt auch Droz einige Zeit gefangen, da der Impresario aus geschäftlichen Gründen allerlei Geheimnisvolles über ihn verbreitet hatte. Wieder in Freiheit gesetzt, soll Droz, durch Krankheit geschwächt, sofort abgereist sein, ohne länger in dem ungastlichen Lande auf Herausgabe der Kunstwerke zu dringen.

Der Verlust dieser so mühevoll geschaffenen Automaten ging dem jungen Droz sehr zu Herzen und untergrub seine überhaupt schwache Gesundheit, so daß er — nur 39 Jahre alt — am 18. September 1791 zu Neapel starb.

Noch heute aber zeichnet sein Maler, spielt seine Klavierspielerin ihre lieben alten Weisen; seine künstlichen Menschen überleben ihren Schöpfer nun schon länger als ein Jahrhundert.

Bruno H. Bürgel.

Verbrannt, weil es den Grossvater nicht wecken wollte.

Ein unglückliches Verhängnis hat das bescheidene Glück einer armen und achtbaren Arbeiterfamilie in Floridsdorf in Trauer und tiefen Schmerz verwandelt. Im Hause Nr. 21 der oberen alten Donau hat sich das tragische Ereignis abgespielt. Dort wohnt im Souterrain in einer aus Zimmer und Küche bestehenden, auffallend nett und sauber gehaltenen Wohnung das Ehepaar Heller. Der Mann ist Gerüster, ein fleißiger, braver Arbeiter, und die beiden Leute, die sehr jung geheiratet haben, leben im schönsten Einvernehmen. Ihr ganzes Glück sahen sie in ihren beiden Kindern, der armen, auf so schreckliche Weise ums Leben gekommene Lisi, die ein Alter von viereinhalb Jahren erreicht hat, und dem dreijährigen Leopold. Auch der bei dem Ehepaar wohnende Vater der Frau, der bei der Firma Siemens u. Schuckert in Arbeit stehende Herr Leopold Gadinger, war seinen Enkelkindern in zärtlichster Liebe zugetan. Herr Gadinger, dessen Arbeitszeit in die Nachtstunden fällt, muß bei Tag schlafen und da er ein kräftiger Mann und sein Dienst kein leichter ist, ist es erklärlich, daß er nicht so leicht aus dem Schlafe erwacht. Darin ist wohl mit ein Grund zu suchen, daß er nichts von dem schrecklichen Unglück merkte, das sich im Zimmer der Hellerschen Wohnung, wo er schlafend im Bette lag, ereignete. Frau Heller war gegen 11 Uhr mit der Bereitung des Mittagessens beschäftigt und hatte einen Topf mit Erdäpfeln zum Sieden auf den Ofen gesetzt. Sie mußte seit geraumer Zeit zum Kochen den Zimmerofen benutzen, da der Küchenherd rauchte und nicht geheizt werden konnte. Als die Frau die Wohnung verließ, um beim Greisler einige kleine Einkäufe zu besorgen, schärfte sie ihren beiden Kindern ein, ruhig am Sofa sitzen zu bleiben, miteinander zu spielen und den Großvater nicht aufzuwecken. In der Abwesenheit der Frau kochte das Wasser in dem Topfe mit den Erdäpfeln über und hob den Deckel. Die kleine Lisi eilte zum Ofen, um den Deckel vom Topfe abzuheben, wie sie es oft von der Mutter gesehen hatte. Hierbei kam das arme Kind mit dem Kleidchen der glühenden Wand des Ofens zu nahe, der Stoff fing Feuer und im Nu war das Mädchen von Flammen eingehüllt. Statt aufzuschreien und zu weinen, war das Kind nur des Verbotes eingedenk, den Großvater nicht zu wecken. Es verbiß seinen Schmerz und lief, lichterloh brennend, in den Hof und auf die Gasse. Am Gange wollte eine Frau dem Kinde Hilfe bringen. Ehe sie aber die Decken, mit denen sie die Flammen ersticken wollte, aus ihrer Wohnung herbeibringen konnte, war das Kind schon aus dem Haustor gelaufen, wo es seiner entsetzten Mutter, die eben heimkehrte, in die Arme stürzte. Mit bloßen Händen riß die unglückliche Mutter die brennenden Kleider vom Leibe des Kindes, wobei sie sich selbst beträchtliche Brandwunden zuzog. Sie trug das arme Kind in die Woh-

Dünger

Kalisalze, Chilalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.

FERNANDO HACKRADT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa de Correio 566.

nung, wo ihre Jammerrufe den Großvater aus dem Schlafe weckten. Er hatte von dem ganzen Vorfall nichts bemerkt. Die arme kleine Lisi, die schwere Brandwunden am ganzen Körper erlitten hatte, war nicht zu retten. Sie wurde ins Allgemeine Krankenhaus gebracht, wo man den unglücklichen Eltern, die in aller Frühe ins Hospital gekommen waren, um nach ihrem Kinde zu sehen, die traurige Mitteilung machen mußte, daß es kurz vorher seinen Wunden erlegen sei.

Vermischte Nachrichten.

Der Negerboy als Steuerbote. Vor einiger Zeit kam vor dem Berliner Bezirksausschuß die Klage eines Steuerpflichtigen um Befreiung von der Berliner Gemeindeeinkommensteuer zur Sprache, die ein lehrreiches Bild von den Schwierigkeiten bot, die die Zustellung einer Steuerzuschrift in unseren Kolonien verursacht. Die nach Berlin W. adressierte Steuerheranziehungsverfügung der Steuerdeputation wurde dem Kläger, der als Beauftragter einer Bergbaugesellschaft in Ostafrika nach Diamanten schürfte, aber leider keine fand, nach Muansa nachgesandt. Dies ist die auf deutschem Gebiete belegene Endstation der von Norden in das Land einmündenden englisch-ostafrikanischen Eisenbahn. Dort ist ein Kaufmann, der die Sendungen für die inzwischen in das Innere abmarschierten Adressanten annimmt und dies auf der Postzustellungsurkunde bescheinigt. In der dortigen lieblichen Gegend ist die gebräuchlichste Zeitbestimmung der Wochenmarsch, und unser Steuerschuldner war nun glücklich sechs Wochen weit weg, tief im Innern des ungestaltlichen Erdteils, mit einer großen Karawane von 3000 Trägern, die die einzelnen Teile der zur Diamantengewinnung erforderlichen Maschinen auf ihren Schultern trugen. Es erhält also ein zuverlässiger Niggerboy die Mappe mit der Steuerveranlagung und den sonstigen Briefen und soviel Nahrungsmittel, wie er tragen kann, und tragt los, sechs volle Wochen lang im blühendsten Sonnenbrand von 40 Grad Celsius durch Urwald und Dornendickicht, durch wasserlose Steppe, über Berg und Tal, schwimmt über Flüsse, wobei er noch sehr aufpassen muß, daß ihn nicht ein Krokodil mitsamt der Berliner Steuerveranla-

gung verschlingt und sich an ihr den Magen verdirbt. Endlich gelangt er glücklich an den Lagerplatz der Bergbaugesellschaft, aber — o Pech! — der Steuerschuldner ist mit einer kleineren Expedition schon drei Wochen weitergezogen und buddelt in der Oase einer recht afrikanischen Wüste, von wo aus man nichts weiter als Himmel und Sand sieht, nach Diamanten, die sich aber auch hier alsbald nicht finden lassen wollen. Unser Neger kommt auch glücklich halb verhungert und verdurstet hier an und übergibt mit großer Feierlichkeit in der Wüste die Berliner Steuerveranlagung, die den Schuldner so sicher trifft, wie der Tod den Menschen. Schleunigst reklamiert der Schuldner vermittelt Depesche — ein teures Vergnügen, denn das Wort kostet 2.75 Mk. — und übergibt dem zunächst wieder aufgefütterten schwarzen Mitbruder die Depesche sowie den Kostenbetrag dafür nebst Botenlohn. Die nächste deutsche Postanstalt ist aber natürlich wieder sechs Wochen davon entfernt, der nächste Nachbar, ein Farmer, wohnt drei Wochen weit. Und wieder tragt der Neger mit der Depesche durch Dick und Dünn und bringt sie getreulich nach der Poststation. Von dort aus zuckt der elektrische Funke durch zwei Weltteile, und noch an demselben Tage kommt die Depesche in Berlin an. Aber leider ist die Reklamationsfrist schon längst verstrichen. In der Klageinstanz vor dem Bezirksausschuß, wo der eben geschilderte Sachverhalt von dem inzwischen nach Berlin zurückgekehrten Kläger unter allgemeiner Heiterkeit des Gerichtshofes und der Parteien erörtert wurde, billigte jener dem Kläger die sogenannte Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu, da er durch einen unabwendbaren Zufall an der rechtzeitigen Einlegung des Rechtsmittels gehindert worden war. In der Sache selbst erzielte der Kläger die vollständige Freistellung von der Steuer. Ehre dem wackeren schwarzen Postboten!

Wie Königin Viktoria von England eifersüchtig wurde. Der englische Sterling gilt allgemein für die schönste aller Münzen, nur wenige aber dürften wissen, daß er von einem Italiener, und zwar von dem Römer Pestrucchi, geprägt wurde. Pestrucchi war ein sehr berühmter Graveur, der in London sein Glück machte und sich auch die Sympathie der Königin Viktoria erwarb, die damals erst seit kurzem verheiratet war. Er hat interessante, aber bis jetzt noch nicht gedruckte Memoiren hinterlassen, aus denen Vico Mategazza in der „Nazione“ einiges mitzuteilen in der Lage ist. In London tauchte eines Tages eine Römerin auf, die sich nicht nur durch Schönheit und Toilettenpracht, sondern auch durch Geist und Bildung auszeichnete; sie kam aus Berlin, wo sie sich der Gunst eines sehr hohen Herrn erfreut hatte. Am englischen Hofe hatte sich bald das Gerücht verbreitet, daß die schöne Römerin auch in London nach hohen Herren Ausschau halte und sich vor allem die Huldigung des Prinz-Gemahls gefallen lasse. Das Gerücht drang natürlich auch zu den Ohren der Königin, die, da ihr selbst bereits eine etwas zu lange Unterhaltung zwischen ihrem Gatten und der Italienerin aufgefallen war, von Eifersucht gepackt wurde. Eines Morgens schickte sie zu Pestrucchi und ließ ihn bitten, sofort ins Schloß zu kommen, da sie ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen müsse. „Ich habe gehört,“ sagte sie, als er erschien, ohne jede weitere Einleitung, „daß Sie zu der Frau Soundso, die so vielen Herren den Kopf verdrehen soll, in freundschaftlichen Beziehungen stehen. Ist das richtig?“ Pestrucchi erwiderte, daß er die Dame allerdings seit längerer Zeit kenne. „Ausgezeichnet!“ fuhr die Königin fort, „dann können Sie mir einen großen Gefallen erweisen: Überbringen Sie ihr persönlich dieses wichtige Schriftstück hier, aber sofort!“ Mit diesen Worten überreichte sie dem Stecher ein beschriebenes Blatt Papier; es war ein Ausweisungsdekret, das der schönen Römerin befahl, innerhalb achtundvierzig Stunden England für immer zu verlassen. Pestrucchi übernahm den unangenehmen Auftrag nur sehr ungern, aber er mußte sich fügen, wenn er sich die Königin nicht zur Feindin machen wollte. . .

Handelsbericht von Rio de Janeiro.

vom 1. bis 15. Dezember 1910.

Der Wechselkurs war in der ersten Hälfte dieses Monats trotz der politischen Wirren und der umgehenden beunruhigenden Gerüchte stabil und hielt sich auf 16 ein Achtel bis 16 drei Sechzehntel. Die Brasilianische Bank für Deutschland notierte bis zum 6. Dezember 16 ein Achtel, die übrigen Banken 16 drei Sechzehntel. Am 6. Dezember nahm auch die deutsche Bank letztere Notierung an, welche dann bis zum 15. unverändert blieb. Die äußersten Notierungen waren:

	1.—15. Dez.	16.—30. Nov.
London	16 ¹ / ₈ —16 ³ / ₁₆ d	16 ¹ / ₈ —18 ¹ / ₈ d.
Hamburg	727—730 reis	645—732 reis
Paris	589—592 „	523—592 „
Italien	594—600 „	571—601 „

Der offizielle Wert des Milreis war 598 bis 604 Reis Gold, das Pfund Sterling 14,827 bis 14,884.

Der Kaffeemarkt war von Anfang an fest, da vom Auslande weitere Preissteigerung gemeldet wurde. Die Preise stiegen, trotzdem die Käufer sich zurückhaltend zeigten, bis zum 9. d. M. auf 11\$500, Typ 7. Nach Beendigung der Revolte, während welcher das Geschäft stockte, sank der Preis auf 11,\$200, stieg dann aber bis zum 15. Dezember wieder auf 11\$300 bis 11\$400. Die äußersten Notierungen für Marke 7 waren 10\$900 bis 11\$400 per Arroba gegen 10\$200 bis 11\$200 in der letzten Hälfte November. Im Auslande waren die Preise folgende:

	1.—15. Dez.	16.—30. Nov.
Newyork	13 ¹ / ₈ —13 ³ / ₈ cents pro Pfund	12 ¹ / ₈ —13 cents pro Pfund
Hamburg	54,75—57,25 Mk. „ 50 kg.	52,75—54,50 Mk. pr. 50 kg.
Havre	67,50—70,75 Fr. „ 50 „	65,00—67,00 Fr. „ 50 „

Hier wurden 91.000 Sack verkauft gegen 87.000 Sack in der zweiten Hälfte November. Auf den Hauptplätzen des Auslandes war der Verkauf folgender:

Vom 16. bis 30. November:

Newyork	1.138.000 Sack
Hamburg	6.14.000 Sack
Havre	730.000 Sack
London	235.000 Sack

Total 2.717.000 Sack

Vom 1. bis 15. Dezember:

Newyork	1.201.000 Sack
Hamburg	670.000 Sack
Havre	584.000 Sack
London	262.000 Sack

Total 2.717.000 Sack

Es trafen ein 125.863 Sack gegen 129.938 Sack in der vorhergehenden Periode, verschifft wurden 104.348 Sack gegen 117.799 in der zweiten Hälfte November. Der Stock betrug am 15. d. M. 303.720 Sack.

Nach der auf Veranlassung des Centro do Commercio do Café angestellten Schätzung wird die über Rio de Janeiro zu exportierende Kaffeeernte für die Periode vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 etwa 3 Millionen Sack betragen.

Der Import war in der ersten Hälfte Dezember ziemlich bedeutend. Am größten war die Zufuhr von Kartoffeln, Weizen, Butter, Zement und Petroleum.

Bohnen wurden von Valparaiso und Lissabon 762 Sack importiert. Der Preis war für diese Ware 26 bis 27\$000 per Sack. Inländische Ware trafen 11.345 Sack ein. Verladen wurden 14.120 Sack, der Stock betrug am 15. nur 7978 Sack. Die Preise waren fest und stiegen für verschiedene Sorten ziemlich bedeutend, während andere Sorten wie feijão manteiga und enxofre nicht zu haben waren. Gute Bohnen von

Porto Alegre kosteten 22\$500 bis 23\$500 gegen 11 bis 15\$000 in der vorigen Periode. Weiße Bohnen kosteten 22 bis 23\$000.

Der Reis-Import belief sich auf 2615 Sack, die Zufuhr von Nationalware auf 11.365 Sack. Verladen wurden 7495 Sack, Stock 7740 Sack. Englischer Reis kostete 25 bis 34\$000 pro Sack. Die Preise von Nationalreis sind unverändert geblieben. Für 1. Qualität wurden 24\$500 bis 25\$500 bezahlt, für 2. Qualität 18 bis 21\$000.

Kartoffeln wurden 25.450 Kisten importiert, worunter 250 Kisten von Hamburg. Die Zufuhr vom Inlande betrug 6640 Sack. Die Preise für französische Kartoffeln sind gestiegen. Dieselben kosteten 16\$500 bis 17\$000 pro Kiste zu 60 kg. Der Preis inländischer Ware blieb unverändert (160 bis 200 Reis pro Kilo).

Die Zufuhr von Mais war noch bedeutender als in der vorigen Periode, und betrug 37.444 Sack. Trotzdem war die Tendenz fest und die Preise stiegen eine Kleinigkeit. Prima Ware kostete 7 bis 7\$200, geringere 6\$500 bis 6\$800 pro Sack maïs von La Plata ist nicht zu haben.

Der Import von Weizenmehl betrug nur 3000 Sack von Newyork, der von Weizen 118.854 Sack von Argentinien. Der Markt war ziemlich lebhaft, jedoch blieben die Preise fast unverändert. Moinho Inglez notierte 22\$500 bis 24\$500, Moinho Fluminense 22 bis 23\$500, Moinho Santa Cruz 22 bis 24\$000 für 2 Sack, je nach Qualität.

Die Zucker-Zufuhr war ziemlich bedeutend, 72.604 Sack, so daß die Preise zuerst etwas zurückgingen. In den letzten Tagen legten sie jedoch wieder an. Zuletzt war die Tendenz fest. Es wurden 59.808 Sack verladen, der Stock betrug am 15. Dezember rund 185.000 Sack. Weißer und Kristallzucker kosteten 210 bis 240 Reis pro Kilo, gelber Kristallzucker 170 bis 180 Reis, Mascavo 150 bis 190 Reis pro Kilo.

Brauntwein war gesuchter wie vorher. Es wurden viele Geschäfte abgeschlossen, einige Sorten stiegen im Preis. Es trafen 407 Volumen ein. Brauntwein von Parahy kostete 100 bis 105\$000 pro Pipa, solcher von Campos und vom Süden 80 bis 85\$000, von Bahia 75 bis 80\$000.

Die Preise für Alkohol blieben unverändert, obwohl die Nachfrage lebhaft war und viele Käufe abgeschlossen wurden. Die Zufuhr betrug 291 Volumen. Die Preise waren: 120 bis 125\$000 für 36 gradigen, 140 bis 145\$000 für 40 gradigen Spiritus (pro Pipa, ohne Faß).

Die Schmalz-Zufuhr betrug 7299 Volumen, meist vom Süden, verfrachtet wurden 5378 Volumen, so daß ein Stock von 9370 Volumen verblieb. Der Markt war flau, einige Marken wurden im Preise herabgesetzt. Es wurde nach Qualität 920 Reis bis 1\$000 pro Kilo notiert.

Butter wurden von Frankreich 1595 Kisten importiert. Die Zufuhr von Nationalware betrug 10.225 Volumen. Die Preise blieben im allgemeinen unverändert. Die bekannten französischen Marken kosteten 2\$200 bis 2\$420 pro Kilo, Minas-Butter 2\$800 bis 3\$200, solche vom Süden 1\$600 bis 2\$200 pro Kilo.

Carne Secca wurden 7744 Ballen vom La Plata importiert. Von Rio Grande do Sul kamen 8149 Ballen. Der Verkauf war ziemlich lebhaft, so daß der Stock auf 787.500 Kilo zurückging. La Plata-Ware kostete 520 bis 880 Reis pro Kilo, frische Ware 900 bis 920 Reis, solche von Rio Grande 480 bis 640 Reis pro Kilo.

Alfafa vom La Plata wurden 3000 Ballen importiert, die Zufuhr inländischer Ware betrug 1781 Ballen. Letztere kostete 170 bis 180 Reis pro Kilo, erstere 160 bis 770 Reis.

Der Import von Zement war recht beträchtlich, im ganzen 30.411 Tonnen, wovon allein 21.755 von Deutschland. Die Preise blieben unverändert, 10 bis 12\$500 pro Tonne.

Die Zufuhr von Baumwolle war wieder sehr groß und

betrug 13.362 Ballen. Verladen wurden 11.349 Ballen; Stock am 15. Dezember 15.476 Ballen. Der Markt war ruhig, die Preise gingen etwas zurück und betruhen 12 bis 13\$500. Weiteres Sinken im Preise ist wahrscheinlich, da im Norden bereits Geschäfte zu geringen Preisen abgeschlossen wurden und in Recife ein Stock von rund 45.000 Ballen lagert, welcher für den Export nicht geeignet ist.

Der Import von Petroleum betrug 21.957 Kisten. Die Preise blieben unverändert und betruhen 6\$600 bis 6\$800 pro Kiste.

Tabak war mehr gesucht wie vorher. Die Zufuhr betrug 15.170 Ballen. Die Preise blieben unverändert, 800 Reis bis 2\$400 pro Kilo.

Die Schifffahrtbewegung war folgende. Es liefen im Hafen von Rio de Janeiro ein:

Brasilianer	56 Dampfer
Deutsche	8 Dampfer
Engländer	29 Dampfer
Franzosen	7 Dampfer
Italiener	9 Dampfer
Oesterreicher	3 Dampfer
Holländer	4 Dampfer
Verschiedene Nationen	7 Dampfer

Zusammen 123 Dampfer

Es fuhren aus:

Brasilianer	41 Dampfer
Deutsche	6 Dampfer
Engländer	21 Dampfer
Franzosen	8 Dampfer
Italiener	7 Dampfer
Oesterreicher	2 Dampfer
Holländer	2 Dampfer
Verschiedene Nationen	4 Dampfer

Zusammen 91 Dampfer

Aus aller Welt.

— In Kopenhagener Adelskreisen herrscht große Aufregung darüber, daß der Hofjägermeister und Kammerherr Graf Knuth-Liliendahl sich geweigert hat, eine Duellforderung anzunehmen. Vor wenigen Wochen fand eine Versammlung von Mitgliedern des Kopenhagener Rennvereins, dessen Vorsteher Graf Knuth-Liliendahl ist, statt, und bei dieser Gelegenheit entspann sich ein heftiger Wortwechsel zwischen dem Grafen und dem Rittmeister Clauson-Kaas, der gegen den Grafen die schwere Beschuldigung des Wortbruchs in einer Geldaffäre richtete. Der Wortwechsel ging bald zu Tätlichkeiten über; die beiden Gegner kamen in ein so heftiges Handgemenge miteinander, daß man sie mit Gewalt trennen mußte. Am folgenden Tage sandte Rittmeister Clauson-Kaas dem Hofjägermeister seine Sekundanten. Graf Knuth-Liliendahl, der ein modern denkender Herr ist und die in Dänemark allgemein herrschende Antipathie gegen den Duellunfug teilt, lehnte indessen die Herausforderung ab und erklärte, daß er eine Generalversammlung des Rennvereines ersuchen werde, in der zwischen ihm und dem Rittmeister schwebenden Angelegenheit zu urteilen. Die Duellverweigerung des Grafen Knuth-Liliendahl rief in einem gewissen Kreis der Kopenhagener Adelsgesellschaft tiefste Entrüstung hervor. Die betreffenden Herren versammelten sich alsbald unter dem Vorsitz des früheren konservativen Kultusministers Scavenius im Lokal des „Adligen Klubs“, um die Angelegenheit zu beraten. Es wurde beschlossen, den Grafen Knuth-Liliendahl wegen seines Verhaltens, das die Standesehre verletzte, gesellschaftlich zu boykottieren. Mehrere Stimmen erhoben sich sogar dafür, daß man den Grafen „zwingt“, sein Mandat als Abgeordneter der

Ersten Kammer des Reichstages niederzulegen (!) Die duellfreundlichen Herren des Adels sind aber, wie es scheint, in der Minderheit. Ein großer Kreis von Kopenhagener Adligen billigt die Zweikampfverweigerung des Grafen Knuth-Liliendahl. Die Angelegenheit ist geeignet, eine Zersplitterung der Kopenhagener Adels- und Hofgesellschaft herbeizuführen. In der bürgerlichen Gesellschaft Dänemarks wäre ein solcher Streit ganz undenkbar. Die öffentliche Meinung in Dänemark wie das Volk in seiner Gesamtheit betrachtet das Duell als einen fossilen Ueberrest aus alten Zeiten. Der modernen dänischen Auffassung vom Zweikampf entspricht auch das dänische Strafgesetz, das den Zweikampf mit schwerer Gefängnisstrafe ahndet.

— Mit raffinierten Tricks hat eine Erpresserin gearbeitet, die jetzt in der Person der 43 Jahre alten Emma Przallas in Berlin verhaftet worden ist. Emma Przallas, die früher als Zimmermädchen in Hotels und Pensionaten tätig war, unternahm Rundreisen durch die Provinz und suchte auf den Bahnhöfen oder während der Eisenbahnfahrt die Bekanntschaft älterer oder jüngerer Herren. Ihre stattliche Erscheinung machte es ihr leicht, „Anschluß“ zu finden. Hinterher benutzte sie die Beziehungen zu Erpressungen. Zunächst erkundigte sie sich, ob ihre „Freunde“ verheiratet waren. Dann fuhr sie schwereres Geschütz auf: sie schrieb, daß sie durch den Verkehr mit ihnen in die Lage gekommen sei, sich zurückziehen zu müssen und deshalb auch eine neue Stellung als Stütze nicht habe antreten können. Gingen die „Freunde“ von früher auf die ersten Anzapfungen nicht ein, dann wurde das nicht mehr ganz junge Fräulein deutlicher, und wenn auch das nicht half, so mietete sie sich in dem Wohnort des früheren Liebhabers ein und belästigte ihn dort solange, bis sie endlich ihr Ziel erreichte und das Geld erhielt. Von der Provinz aus operierte die Erpresserin auch gegen Berliner. Endlich wandte sich ein Opfer an die Polizei. Als die Erpresserin, die stets die Unschuld vom Lande spielte, wieder nach Berlin kam, wurde sie auf dem Anhalter Bahnhof von Kriminalbeamten festgenommen.

— In den Wandelgängen der russischen Reichsduma wurde viel über ein anglo-russisches Projekt einer Bahn durch Persien nach Indien gesprochen. Als die Urheber des Planes bezeichnet man den früheren Handelsminister Timirjaesew, den ehemaligen Dumapräsidenten Chomjakow und mehrere Finanzgrößen Petersburgs. Zum Bau der Bahn soll außer englischem und französischem auch deutsches Kapital herangezogen werden. Die Linie soll von Baku um den Kaspisee nach Rescht, Teheran, Kirman, Achmadebad und dann nach Beludschistan führen, um bei Nuschki an das indische Bahnnetz angeschlossen zu werden.

— Ein Pariser Blatt meldet, daß die Prinzessin Luise sich entschlossen hat, den belgischen Staat zu verklagen, um die Auszahlung ihres Anteils an den sechzig Millionen zu erwirken, die der König für Gründungen bestimmt hatte, die aber vom Staat reklamiert werden. Die Prinzessin hat einem Mitarbeiter einer Pariser Zeitung gesagt, es handle sich für sie nicht um eine Geldfrage, sondern um eine Frage der Kindesliebe. Hinter diese beiden Fragen wird man wohl ein Fragezeichen machen dürfen.

— Aus Saarbrücken wird geschrieben: Am 25. Mai 1909 fand man am Ufer der Saar gegenüber Brebach die Leiche des Tagelöhners Josef Telk aus Tirol. Der Kopf des Toten wies eine Schußwunde auf, die durch den Hals gegangen war. Die Gendarmerie verhaftete einige Tage später einen Mann, der am Tatorte herumsuchte und dabei einen Revolver aufhob. Der Verhaftete war der Täter, der an den Tatort zurückkehrte, um sich den Revolver zu holen. Da bei dem Toten kein Geld gefunden wurde, verurteilten die Geschworenen den Täter wegen Raubmordes zum Tode, obwohl der Verurteilte fortwährend beteuerte, daß er den T. in der Notwehr erschossen und ihn auch nicht beraubt habe. Das Reichsgericht hob das Ur-

teil wegen eines Formfehlers auf und verwies die Sache an die erste Instanz zurück. In der erneuten Verhandlung wurde festgestellt, daß der Angeklagte einen sehr schlechten Leumund besaß. Er hat sich wenige Monate vor der Tat mit einer Räuberbande zusammen herumgetrieben, die viele Verbrechen auf dem Kerbholze hatte. Man hat ihn auch im Verdacht, an einem im Jahre 1908 bei Differdingen verübten Mord beteiligt gewesen zu sein. Für einen Mord an Telk sprach vor allen Dingen die Lage der Leiche und der Umstand, daß sie wahrscheinlich die steile Böschung des Flusses hinabgeschleift worden war. Spuren, die auf einen Kampf deuteten, waren nicht mit Sicherheit festzustellen. Der Verteidiger aber machte hiergegen mit Erfolg geltend, daß ebenso gut Totschlag vorliegen könnte, zumal Telk auch Verletzungen aufwies. Die Lage der Leiche sei erklärlich, denn der Geschossene könne nach Ansicht des Sachverständigen noch einige Schritte weit getaumelt sein. Auch eine Beraubung sei nicht nachzuweisen. Die Geschworenen erkannten den Angeklagten diesmal nur der Tötung ohne Ueberlegung für schuldig, worauf ihn der Gerichtshof zu fünf Jahren Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust verurteilte.

São Paulo

— Als Ablösung der Neujaursgratulation übersandte uns Herr Photograph O. R. Quaaas 10 Milreis zugunsten des Seemannsheimes in Santos.

— Der Finanzsekretär unseres Staates, Herr Dr. Olavo Egydio de Queiroz Aranha wird am kommenden 10. Januar eine Urlaubsreise nach Europa antreten. Seine Vertretung wird jedenfalls der Sekretär des Innern, Herr Dr. Carlos Guimarães, übernehmen.

— Die Herren N. Ferroni und Max Berringer haben eine neue Kurstabelle herausgegeben, die die Umrechnung des Milreis in Shilling und umgekehrt zum Kurse von $15\frac{1}{2}$ bis $16\frac{1}{2}$ mit Bruchteilen von einem Vierundsechzigstel gestattet. Das Büchlein ist sehr sorgfältig gedruckt und wird allen Geschäftshäusern gute Dienste leisten. Der Preis beträgt 2 Milreis. Besten Dank für die Uebersendung.

— Herr Pavlik bittet uns, mitzuteilen, daß die Nachricht aus dem Polizeibericht, seine Tochter habe bei Herrn Dr. Stapler Schmucksachen entwendet, die bei der Haussuchung aufgefunden wurden, nicht der Wahrheit entspreche.

— Das allseitige Bestreben, die Stadt sowohl nach außen als auch besonders in hygienischer Beziehung möglichst auszugestalten, läßt eine Frage laut werden, die bei der Größe und dem Werdegange der Stadt eigentlich schon längst aktuell geworden ist. Wir meinen die Anbringung bzw. Aufstellung von öffentlichen Bedürfnis-Anstalten, mit denen man um so eher beginnen sollte, als die Kostenfrage von vornherein gelöst erscheint und jeder Benutzer, wie drüben üblich, gerne ein kleines Entgelt entrichtet. Ohne unseren Restaurants und öffentlichen Etablissements nähertreten zu wollen, haben wir doch derart mangelhafte und stellenweise unmögliche Zustände angetroffen, daß es geradezu verwunderlich erscheint, daß solche Verhältnisse, die längst haltlos sind, in einer modernen Stadt, wie S. Paulo, noch geduldet werden. Unsere so glücklich verteilten Plätze geben die beste Gelegenheit zur Aufstellung solcher Häuschen und die Stadtverwaltung könnte sich hier den allgemeinen Dank der gesamten Bürger erwerben. In Rio ist man bekanntlich, wie in der öffentlichen Sauberkeit überhaupt, auch in Bezug auf die Errichtung von öffentlichen Bedürfnisanstalten bereits viel weiter fortgeschritten, als in unserer „Kunstmetropole“.

W.
— Die Direktion der Paulistabahn gewährte der Präfektur von Barretos eine Beihilfe von 10 Contos zur Errichtung einer zootechnischen Station.

— Herr Alberto Kuhlmann hat sein seit 9 Jahren in der

Alameda Cleveland bestehendes „Collegio Kuhlmann“, das sich des besten Rufes erfreute, an den Direktor des „Gymnasio Italo-Brasileiro“, Herrn Frederico Spicacci verkauft, der seine Anstalt nach der Alameda Cleveland verlegt. Herr Kuhlmann wird die Leitung der Knaben- und Mädchenkurse seines bisherigen Kollegs beibehalten und auch im Gymnasium Unterricht erteilen. Wir verweisen auf die Anzeige.

— Der von den Eisenbahnen des Staates in den letzten zehn Jahren erzielte Reingewinn beläuft sich auf nicht weniger als 400.073 Contos, die teils als Dividende verteilt, teils zu Neubauten verwandt wurden. Dabei sind die Einkünfte aus den in den letzten drei Jahren dem Verkehr neu übergebenen 800 Kilometern neuer Linien nicht mitgerechnet. Die Eisenbahngesellschaften haben also im Durchschnitt jährlich fast genau 40.000 Contos verdient, für das Jahr 1910 wird der Reingewinn auf gegen 48.000 Contos veranschlagt. Grund genug für den Staat, daran zu denken, sich diese riesige Einnahmequelle zu sichern.

— In der Gesellschaft Germania wird am Sonnabend, den 31. Dezember, die übliche Silvesterfeier stattfinden. Cotillontouren und sonstige Ueberraschungen werden auch in diesem Jahre dafür sorgen, daß die letzten Stunden des alten, und die ersten Stunden des neuen Jahres bei fröhlichster Stimmung vergehen.

— Um die Besiedelung und Entwicklung der zwischen S. Paulo und Santo Antonio do Juquia liegenden Zone zu fördern, gewährte der Staatskongreß seiner Zeit der Kolonisationsgesellschaft „Sul Paulista“ gewisse Vergünstigungen, besonders Zinsgarantie für die zu erbauende Eisenbahn S. Paulo—Juquia. Ein ganz ähnliches Privileg erhielt die „Brazilian Railway Company“ für eine Bahnlinie von Santos nach Juquia. Mit einem Male nun überließ, wie wir schon kurz meldeten, erstere Gesellschaft der letzteren alle ihre Rechte und Pflichten gegen eine Abfindungssumme von 100.000 Pfund Sterling oder 1500 Contos. Das mag für die Teilhaber der „Sul Paulista“ ein ganz gutes Geschäft sein, ob aber damit dem allgemeinen Besten gedient ist, möchten wir bezweifeln. Der Staatsregierung scheint es offenbar so, denn sie hat den Abschluß des Geschäftes begünstigt, wurde doch der betreffende Kontrakt nicht vor einem Notar, sondern auf dem Ackerbausekretariat unterzeichnet. Allerdings spart der Staat ja nun die Zinsgarantie für die 20.000 Contos Kapital der „Sul Paulista“ und hat nur noch die für die 11.000 Contos der „Brazilian Railway“. Ob aber die Nachteile für den Staat nicht doch die Vorteile überwiegen? Ein großer Teil des Staates wird jedenfalls nun des Segens einer Eisenbahnlinie nicht teilhaftig, ganz abgesehen davon, daß sich die beiden Gesellschaften eine im Interesse der Bevölkerung sehr heilsame Konkurrenz gemacht hätten.

— Die Deputiertenkammer in Rio nahm einen Zusatzantrag des Deputierten Dr. Cardoso de Almeida an, nach welchem in S. João do Ipanema (bei Sorocaba, derselbe Ort, bei dem sich das große, der Bundesregierung gehörige, aber schon seit langen Jahren außer Betrieb befindliche Eisenwerk befindet) eine Militärschule nach dem Muster derjenigen von Rio de Janeiro gegründet werden soll. Die Besitzer des Reifezeugnisses der neuerrichtenden Schule werden, wenn sie nicht die Offizierskarriere vorziehen, das Recht haben, sich bei irgend einer Hochschule des Landes immatrikulieren zu lassen. — Jedenfalls sind die jungen Leute in vieler Beziehung in Ipanema besser aufgehoben, als in Rio de Janeiro, wo sie immer in alle politischen Umtriebe hineingezogen werden. Außerdem wird es vielen Vätern aus dem Staate S. Paulo leichter werden, ihre Söhne nach dem näheren und billigeren Ipanema zu schicken.

Theater S. José. Heute vierte Abonnementsvorstellung mit Bizets bekannter Oper „Carmen“. Die Besetzung ist folgende: „Carmen“ Maria Azzali; „Don José“ Giovanni Vals;

„Escamillo“ Gaetano Azzolini; „Capitano“ Nino Silvestri; „Moraless“ Luciano Rossini; „Micaela“ Adalgisa Minotti; „Frasquita“ De Negri usw. Man kann sich vom Besuch der Vorstellung einen genußreichen Abend versprechen.

Munizipien.

Santos. An einem Neubau in der Rua Senador Feijo arbeiteten u. a. Miguel Munhoz und sein 16 jähriger Sohn José. Vor dem Frühstück hatten sie einen heftigen Streit mit ihren Arbeitsgenossen José Ramos Domingues und Joaquim Dias. Der Bauunternehmer kam dazu und gab Munhoz recht, während er die beiden anderen sofort entließ. Sie entfernten sich, kamen aber nach kurzer Zeit mit dicken Knüppeln bewaffnet wieder und fielen über die beiden Munhoz, die eben frühstückten, her. Erst nachdem beide schlimm zugerichtet waren, konnten die Angreifer verhaftet werden, während die Angegriffenen ihre Wunden im Krankenhaus verbinden ließen.

— Gestern nachmittag gegen ein Uhr verstarb im Hotel Albion in S. Paulo ganz plötzlich an einem Herzschlage Herr Heinrich Bauer, Leiter unserer deutschen Schule. Er war in der Hauptstadt schon seit einigen Tagen anwesend, um Heilung von dem schweren Herzleiden zu suchen, das ihn schon seit Monaten quälte.

Er konnte vor 2 Jahren bereits auf eine 10 jährige Tätigkeit an der deutschen Schule zurückblicken. Damals wurde ihm zu Ehren vom Schulvorstand und von den Schülkern eine kleine Feierlichkeit veranstaltet, bei der so recht zur Geltung kam, wie beliebt der nun Verstorbene bei seinen Vorgesetzten und bei seinen Schülern war. Heinrich Bauer war ein durchaus lauterer Charakter, der es ernst nahm mit seinem Berufe. Er erfüllte seine Pflicht als Lehrer mit dem größten Eifer, wie es denn auch seinen unermüden Bemühungen in erster Linie mit zuzuschreiben ist, wenn die deutsche Schule in Santos eine solch angesehene Stellung einnimmt. Der Verstorbene war aus dem Großherzogtum Hessen gebürtig und hatte seine Studien an einem Lehrerseminar seiner Heimat gemacht. Erst im Juli dieses Jahres hat er sich verheiratet, schon damals kränkelte er, schrieb seinem Leiden aber wohl keine ernstere Bedeutung zu. Er ist jung gestorben, noch nicht 40 Jahre alt. Er war stets ein guter Mensch und tüchtiger, pflichttreuer Lehrer. Ehre seinem Andenken!

— Der portugiesische Kreuzer „Adamastor“ verließ gestern gegen halb sieben Uhr abends den Hafen, nachdem der Kommandant noch dem Centro Republicano Portuguez und der Festkommission ein solennes Frühstück gegeben hatte.

Villa Americana. Herr Theodor Reder erbot sich, auf seinem Lande und auf eigene Kosten ein großes Schulgebäude für die staatlichen Volksschulen herzustellen unter Beobachtung der von der Regierung zu machenden Bauvorschriften. Nach Fertigstellung des Gebäudes soll der Staat eine Miete zahlen, deren Höhe alsdann festzusetzen ist.

Campinas. Die 19 jährige Schwarze Maria da Conceição war mit dem ebenfalls schwarzen Nicolau Moreira verheiratet, der ihr aber die eheliche Treue nicht recht hielt, sondern sich öfters Seitensprünge erlaubte, die Maria in rasende Eifersucht versetzten. Sie beschloß in ihrer Verzweiflung, sich das Leben zu nehmen und führte diesen Vorsatz auch aus. Gestern morgen gegen acht Uhr ging sie auf der Bahnstrecke nach Vallinhos zu. Ihre Mutter und zwei junge Burschen hatten sie begleitet, da sie ihr schon nicht recht trauten und ein Unglück verhindern wollten. Als der Zug von S. Paulo heranbrauste, warf sie sich auf die Schienen, wurde aber von ihrer Mutter und den beiden jungen Menschen wieder zurückgerissen. Sie wehrte sich indessen mit Fußstritten, Faustschlägen und Bissen so kräftig, daß es ihr gelang, sich loszureißen und sich vor den Zug zu werfen, der nur noch wenige Meter entfernt war. Sie war sofort tot.

Bundeshauptstadt.

Weihnachtsfeier der Deutschen Schule. Von schönem Wetter begünstigt nahm das am vorigen Sonntag im Parque Fluminense abgehaltene Weihnachtsfest der Deutschen Schule einen günstigen Verlauf. Der Theatersaal und die Logen, bis auf einige hinten gelegene waren vom Publikum voll besetzt, welches dem von den Darstellern auf der Bühne und dem vielstimmigen vor derselben auf einem Podium plazierten Schülersängerchor Gebotenen mit freudiger Ueberraschung lauschte. Es wurde zunächst Schneewittchen aufgeführt. Kein geringerer als Meister Carl Reinecke hat es sich zur Aufgabe gemacht, einige schöne deutsche Märchen nach den von Friedrich Röber verfaßten Texten musikalisch zu bearbeiten und 3 stimmige Chöre und Soli zu schaffen, deren ergreifende Weisen nach alten klassischen Mustern meisterhaft durchgearbeitet sind. Die jungen Freundinnen der Schule Fräulein Johanna und Agnes Prechel hatten die Solis wieder gütigerweise übernommen und ihre lieblichen wohlgeschulden Stimmen gingen den Zuhörern zu Herzen, und anhaltender Applaus wurde ihren hübschen Leistungen zuteil. Denselben erhielten auch die Chöre, meist dreistimmig, welche von Herrn Gibsone gründlich einstudiert, sicher und klangvoll zum Vortrag gebracht wurden. Die Perle des Musikwerks ist das Schlaflied der Zwerge, welches unter freundlicher Mitwirkung geschätzter Dilettantinnen von einem numerisch verminderten Schülerchor verständnisvoll vorgetragen, seine Wirkung nicht verfehlte. Die Klavierbegleitung lag in den bewährten Händen von Fräulein Berg. Es war ein glücklicher Gedanke, mit der Musik lebende Bilder aus dem reizenden Märchen zu verbinden, welche auf der Bühne von der Lehrerin Fräulein Emma Zwick unter sachverständiger Führung seitens des Herrn Malers Benno Treidler dargestellt wurden und in ihrer künstlerischen Auffassung und Farbenpracht Herz und Auge erfreuten. Wir sahen die Königin vor ihrem Zauberspiegel, Schneewittchen im Walde, bei den Zwergen, im Glasarge und als Braut des Prinzen, auch die kleinen possierlichen 7 Zwerge. Die Deklamatorin entledigte sich ihrer Aufgabe durchaus zufriedenstellend. Die Vorführung der Märchendichtung wurde sehr beifällig aufgenommen. Es kam dann im zweiten Teil Körners lustiges Kabinetstückchen „Die Gouvernante“ zur Aufführung. Man hatte Empirekostüme gewählt, und ein hübsches farbenreiches Bild entrollte sich vor den Augen der Zuschauer, welche dem verständnisvollen Spiel der lustigen Mädchen, die auch laut und deutlich sprachen, mit dem größten Vergnügen folgten. Auch in der Verkleidungsszene waren die Darstellerinnen naturgetreu und frei von jeder Uebertreibung. Es folgte dann „Eine heitere Schlittenfahrt“, eine Art Kindersinfonie von Chwatal, von 17 Schülern und Schülerinnen der Anstalt unter der Leitung von Fräulein Zwick präzise vorgetragen. Die Musik ist allerliebste und die Klangwirkung der vielen mehr oder weniger natürlichen Instrumente ist drastisch und ermangelt nicht des Humorvollen. Dem Schluß der Aufführungen machte Körners Posse „Der Nachtwächter“, in der sich die Mitwirkenden durch flottes und verständiges Spiel sowie durch gute Deklamation auszeichneten. Die theatralischen Aufführungen waren wie gewöhnlich von Herrn Gibsone einstudiert worden. Im Garten wurden unterdessen Gruppen der Mitwirkenden im „Schneewittchen“ und das Kinderorchester photographisch aufgenommen. Auf einen Weihnachtsbaum mußte diesmal verzichtet werden, da der drüben bestellte erst nach dem Fest ankam, auch war es unter dem Druck der politischen Verhältnisse leider nicht möglich gewesen, eine Gartenmusik zu bekommen. Demungeachtet verlief aber das Fest, welches mit Weihnachtsbescherung für die Kinder und der Tombola schloß, nach jeder Richtung hin befriedigend und alle werden an die im Parque Fluminense heiter verlebten Stunden mit Freuden zurückdenken.

Unter den zahlreichen Anwesenden bemerkten wir den Herrn Konsul, den Herrn Militärattaché bei der Kaiserlichen Gesandtschaft und viele Mitglieder der deutschen Kolonie mit ihren Familien.

— Die entlassenen Matrosen der Kriegsflotte machen wieder von sich reden, natürlich keineswegs in günstigem Sinne. Eine große Anzahl von ihnen reiste mit dem Dampfer „Manaos“ nach dem Norden der Republik. Als das Schiff in Cabedello Station machte, gingen die Exmatrosen an Land, wo sie bald übel zu hausen begannen. Sie versuchten sogar in den entfernteren Stadtteilen Häuser in Brand zu stecken. Die Polizei steckte einige von ihnen ein und schickte die andern an Bord zurück. Es dauerte aber nicht lange, so bemächtigten sie sich einiger Boote des Schiffes und kehrten verstärkt und wohlbewaffnet an Land zurück, wo sie die Polizei angriffen. Diese wehrte sich jedoch mit Erfolg, zwei von den Angreifern wurden erschossen und viele andere verwundet. Auch drei Personen aus dem Volke wurden verwundet. Die Haupträdelsführer wurden in Eisen gelegt und der Dampfer erhielt Befehl, seine Reise möglichst zu beschleunigen. — Diese Gesellschaft wird der Regierung noch viel zu schaffen machen. Jetzt hört man wieder, daß eine Menge von ihnen als Arbeiter für die in Matto Grosso etc. im Bau befindlichen Telegraphenlinien angenommen wurden. Das wird eine wahre Strafe für die Leiter dieser Arbeiten sein, die ohnedies in dem gänzlich unkultivierten Lande keinen leichten Stand haben. Wie sollen sie diese Bande im Zaume halten? Wenn man sie wenigstens entwaffnen wollte und dafür sorgen, daß sie sich keine Schießseisen mehr anschaffen können!

— Gestern Nachmittag fand im Senatsgebäude eine Besprechung zwischen dem Vorstände der neuen konservativ-republikanischen Partei und den Deputierten und Senatoren für den Staat Rio, die zur Fahne Nilo Peçanhas schwören, über die Frage der Intervention in jenem Staate statt. Ueber das Ergebnis der Beratung wurde absolutes Stillschweigen bewahrt, doch verlautet, daß man über die Maßnahmen beriet, die es ermöglichen könnten, die Interventionsangelegenheit trotz dem Widerstande der Minorität zu erledigen. — Es wäre wirklich an der Zeit, daß in dieser Frage Klarheit geschaffen würde, denn am 31. d. M. läuft die Amtsperiode des Präsidenten Backer ab, und dann tritt völlige Anarchie ein. Herr Botelho, der rechtmäßig gewählte Präsident, hat übrigens dieser Tage erklärt, daß er die finanziellen Verpflichtungen, die die gegenwärtige Regierung des Staates ohne Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften eingegangen sei, nicht anerkennen werde. Das kann nette Ueberraschungen für gewisse Leute geben!

— Die Untersuchungskommission in der Angelegenheit des Bombardements von Manaus übersandte gestern die Untersuchungsakten dem Kriegs-Departement. Die Untersuchung hat die Schuld des Obersten Pantaleão Telles klar ergeben. Der Angeklagte wird daher vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Hoffentlich wird diesem Kriegshelden diesmal endlich der Lohn für alle seine Taten zu Teil, den er unbegreiflicher Weise früher nie erhalten hat. Von Rechts wegen müßte er schon seit Jahren hinter Schloß und Riegel sitzen.

— Die Polizei hat wieder einen guten Fang gemacht. Sie verhaftete gestern einen Mann von der Besatzung der „Minas Geraes“, in dessen Besitz sich die goldene Uhrkette des ermordeten Kapitäns Baptista das Neves fand.

— Sonnabend konferierte der Bundespräsident mit den Wortführern der Vertretungen der Einzelstaaten in der Kammer über die Lage im Staate Rio de Janeiro. Er bat die Herren, dahin zu wirken, daß der Kongreß die Sache noch vor Schluß der jetzigen Sitzungsperiode erledige. Der Präsident erklärte sich persönlich weder für noch gegen einen der beiden gegnerischen Staatspräsidenten. Wie man hört, will der abtretende Präsident Backer „seinem“ Nachfolger die Würde im Regierungsgebäude übertragen, während der Kandidat der

Partei Nilo Peçanhas, der sich ja ebenfalls als gewählt betrachtet, das Amt in einem Privathaus vor der ihm günstigen gesetzgebenden Versammlung übernehmen will. Polizei und Beamtschaft ist natürlich auf Seite Backers.

— Der Streit um die Herrschaft an der medizinischen Fakultät spitzt sich immer mehr zu. Die Regierung hat bekanntlich zwei Professoren, die Doktoren Miguel Pereira und Augusto Brandão, wegen Ungehorsams dem Minister des Innern gegenüber mit Verlust ihres Gehaltes auf 6 Monate vom Amte suspendiert. Die meisten ihrer Kollegen stehen nun auf der Seite der Gemaßregelten, ebenso die Mehrzahl der Studentenschaft. Infolgedessen wird die herrschende Anarchie immer größer, da weder die dem Direktor der Fakultät feindlichen Professoren noch die Studenten zu den Prüfungen erscheinen. Vorgestern teilte Herr Dr. Hilario de Gouvêa dem Minister des Innern, mit dem er über die Lage konferierte, mit, daß nur sieben von 153 Studenten des fünften Jahreskurses geprüft werden konnten, in den übrigen 5 Jahreskursen konnten überhaupt keine Prüfungen abgehalten werden, weil teils die Examinatoren, teils die Examinanden nicht erschienen. Nur bei den mit der medizinischen Fakultät verbundenen zahnärztlichen und pharmazeutischen Kursen konnten einige Prüfungen stattfinden. Die Regierung sah sich gezwungen, um den ewigen Radauszenen ein Ende zu machen, das Gebäude der Fakultät militärisch besetzen zu lassen. 100 Mann Infanterie und 100 Mann Kavallerie von der Polizeibrigade besetzten das Innere des Gebäudes, der Polizeikommissar des Bezirkes und noch ein Hilfskommissar halten sich ständig darin auf. Von außen wird es durch Sicherheitsagenten und Polizisten bewacht. Auf Befehl des Ministers dürfen nur die zu prüfenden Studenten und die Examinatoren eingelassen werden. — Es ist ein gutes Zeichen, daß der Minister einmal Ernst macht. Wenn die Herren Professoren und Studenten, denen soviel am alten Schlandrian liegt, sich nicht fügen wollen, können sie ja gehen. Das Land wird kaum etwas dabei verlieren, wenn einige zweifelhaft ausgebildete junge Aerzte weniger auf die Menschheit losgelassen werden. Die Studenten, die ein ernstes wissenschaftliches Streben besitzen und wirklich etwas lernen wollen, machen den Rummel schon nicht mit.

— Der Bundespräsident besuchte gestern das Kriegsministerium, wo er nahezu 3 Stunden verweilte. Er wurde vom Kriegsminister, den Generalen José Caetano de Faria und José Cristiano Pinheiro Bittencourt, dem Obersten Alvares da Fonseca und anderen Offizieren empfangen. In einer Ansprache drückte er seine Freude aus, die alten Kameraden besuchen zu können, die ihn vor und nach seiner Wahl tatkräftig unterstützt hätten und die ihm hoffentlich auch in Zukunft ergehen bleiben würden. Alsdann besichtigte der Präsident sowohl die einzelnen Abteilungen des Ministeriums, als auch den Generalstab des 9. Militärbezirks und die Kaserne des 1. Infanterieregiments. Dem General Menna Barreto stattete er einen persönlichen Besuch ab.

— Die Hitze ist seit einigen Tagen so groß, daß bereits mehrere Fälle von Sonnenstich vorkamen. Auch der Führer der Lanzenreiter, die den Wagen des Bundespräsidenten nach dem Kriegsministerium begleiteten, Oberleutnant Schmidt, erkrankte und mußte das Kommando abgeben.

— In der gestrigen Kammersitzung wurde das Budget des Ministeriums des Innern in dritter, dasjenige des Finanzministeriums und des Kriegsministeriums in zweiter Lesung genehmigt.

— Herr Alfredo Pujol gehörte bekanntlich zu den entschiedensten Gegnern der sogenannten Militärkandidatur. Um so bemerkenswerter ist ein Brief, den er aus Paris an Herrn Pedro de Toledo richtete. Er schreibt: „Ihre Ernennung zum Minister war der gerechte Lohn für ihr eifriges Eintreten zugunsten der Militärkandidatur. Niemand hat diesen Irrtum überzeugter bekämpft als ich, Niemand aber wünscht glühender

als ich, daß unser Land unter der jetzt beginnenden Regierung gehoben werde und glücklich sei. Indem ich, als alter Kamerad, Ihnen zu der Auszeichnung Glück wünsche, ist es mein aufrichtiger Wunsch, daß Sie Gelegenheit haben mögen, dem Lande die Dienste zu leisten, deren Ihre ausdauernde und patriotische Tätigkeit fähig ist, ohne daß Sie von jenen beeinflusst werden, die sich für die Wächter des Landes halten und die doch in der Tat nur die Interessen ihrer Kirchturmpolitik wahrnehmen.“ Dieser Brief ehrt den Absender ebenso, wie den Empfänger, und es wäre gut, wenn auch die anderen Gegner der „Militärkandidatur“ sich endlich auf den Standpunkt Herrn Pujols stellten, daß man nach der Entscheidung alles tun müsse, um die Tätigkeit der gewählten Regierung zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes zu unterstützen.

— An Bord der Dampfer „Acre“ und „Laguna“ sind etwa 700 entlassene Seeleute unserer Kriegsmarine nach dem Norden abgereist.

— Der Landwirtschaftsminister ist von seinem Unwohlsein völlig wiederhergestellt und erschien gestern wieder im Ministerium.

— An Stelle des pensionierten Herrn Pindahyba de Mattos wurde Herr Edmundo Muniz Barreto zum Richter beim Obersten Bundesgericht ernannt.

— Die Prägung von Silbermünzen soll in energischer Weise fortgesetzt werden. Zu diesem Zweck wurde der Ankauf von 30 Tonnen Silber für das Münzamt angeordnet. Die Regierung verdient sich mit diesem Vorgehen den Dank aller Bevölkerungsschichten, die sehnsüchtig auf die Befreiung von den schmutzigen und zerfetzten Papierlappen warten.

Aus den Bundesstaaten.

Parana. Aus Curityba wird gemeldet, daß die Personenzüge von Ponta Grossa nach Curityba vom 1. Januar ab jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend von der Station der S. Paulo—Rio Grandebahn abfahren werden, nicht mehr, wie bisher, von der Station der Paranabahn.

— Der russische Untertan J. Albertus erbat von der Bundesregierung die Konzession zum Bau einer Eisenbahn von dem Wasserfall Sete Quedas bis an die Küste. Er gedenkt an dieser Bahn Kolonien anzulegen, auf dem Fluß Parana einen Schiffsdienst einzurichten und die Kraft des Wasserfalles Sete Quedas auszubeuten.

— Der junge Student Villela Guimarães verbrachte die Weihnachtsferien auf dem Gute seines Vaters bei Conchas. Auf einem Spaziergange wurde er von einem wütenden Stier angegriffen, der ihn auf die Hörner nahm und so heftig gegen einen Baum stieß, daß er fast augenblicklich getötet wurde. Auch der Stier fand durch den heftigen Anprall den Tod.

Rio Grande do Sul. In der letzten Woche ist es den Zollwächtern gelungen, mehrere Schmugglerbanden abzufassen, und zwar wurde ein Transport geschmuggelter Waren in Bagé, einer in S. Borja, zwei in Quarahim und einer in Sant' Anna do Livramento mit Beschlag belegt. Letzterer bestand außer 210 Ochsen und 6 Pferden auch aus wertvollen Waren.

Vermischte Nachrichten.

Landwirtschaftliches. Ein Obstbaum, bei dem Blütenholz und Laub gleichmäßig vertreten sind, trägt auch gut. Vielfach meinen Gartenfreunde freilich, daß derjenige Baum die größten Ernten gebe, welcher am reichlichsten geblüht hat; das ist ein Irrtum! Allerdings veranlaßt eine reiche Blüte recht häufig reichen Ansatz; ob aber dieser Ansatz ausgebildet wird, ist Sache der Belauhung; denn sie ist die Ernährerin des jungen Ansatzes, sie ist es, die ihn bis zur Ernte fördert. Außer den Bäumen, bei welchen neben einem reichen Blütenansatz eine entsprechend leistungsfähige Laubmenge vorhanden ist,

gibt es auch solche, welche zu viel Blütenholz besitzen. Das sind knospensüchtige Bäume, wie sie der Obstzüchter von Beruf nennt. Andere wieder sind Durchgänger, weil sie immer nur ins Laub treiben, nie aber an die Fruchterzeugung denken. Bei zweckentsprechender Behandlung kann man beide Arten von Bäumen schnell und leicht zur Fruchtbarkeit zwingen. Es gibt zahlreiche, mehr oder minder wirksame Mittel hierzu. Ein solches liegt schon in der Düngung. Durchgängern gibt man in der Zeit von Anfang Juni bis Mitte September alle 3 bis 4 Wochen eine Düngung von Superphosphat. Dieses Düngemittel wird bei jemaliger Düngung in einem Bereiche, der 2 Yard über den Kronenumfang hinausgeht, in einer Menge von 40 Gramm auf die Quadratyard und flach untergegraben. Knospensüchtige Bäume erhalten für den Quadratmeter von Ende Mai bis Mitte August auf jeden Quadratmeter 15 Gramm Chilisalpeter, der bei Regenwetter einfach oberflächlich ausgestreut wird. Es gibt viel mehr Durchgänger als knospensüchtige Bäume. Glücklicherweise hat auch der Gärtner reichlich Mittel, derartige Durchgänger von ihrer Ueppigkeit zu kurieren. Will die Phosphorsäuredüngung nicht helfen, dann nimmt man den Baum heraus und verpflanzt ihn, kann ihn auch auf denselben Standort aufs neue pflanzen. Bei Bäumen im höheres Alter ist das zu gefährlich und man wendet dieses Verfahren in gemilderter Form an, indem man in der Mitte zwischen Stamm und Kronenumfang einen Graben von $\frac{1}{2}$ Yard Tiefe aushebt, die im Bereich dieses Grabens wachsenden Wurzeln absticht oder abschneidet und den Graben wieder zufüllt. Die dadurch bedingte Schwächung des Wachstums führt zur absoluten Sicherheit. Ein anderes, mehr allmählich wirkendes, aber auch für den Liebhaber weniger gefährliches Mittel ist das Anlegen von Drahtschlingen. Man legt am Grunde eines Astes einen gut verzinkten Draht oder besser noch einen Kupferdraht und zwingt ihn mit Hilfe einer Zange so fest um die Rinde, daß er einschnürt und die Gefäße einengt. Dann kann der Saft nicht mehr so üppig in die Krone dringen und bei der mangelnden Saatzufuhr werden die Laubknospen schnell zu Blütenaugen umgewandelt. Man sollte nicht alle Zweige einer Krone in dieser Weise ringeln, sondern in jedem Jahre zwei oder drei. Wo in dieser Weise verfahren wird, gibt es keine unfruchtbaren Obstbäume mehr. Außerdem gibt es in dieser Zeit noch gar mancherlei im Garten zu tun. Ein abgeerntetes Gartenbeet darf bei intensiver Gartenbewirtschaftung keine zwei Tage lang hrach liegen. Da gibt es eine ganze Menge Gemüse, die rechtzeitig auf ein lecr gewordenes Beet ausgesät, zum Herbst noch ausgezeichnete Erträge bringen. So zum Beispiel Frühbohnen, Früherbsen, Sommerrettich, Radieschen. Spinat; auch Gurken können noch, wenn die Jahreszeit nicht zu weit vorgerückt ist, mit Erfolg gelegt werden, die dann zum Herbst wundervolle Einlegegurken und die hellichten kleinen Zuckergurken liefern. Bedingung ist nur, daß der Gartenfreund die abgeernteten Gartenbeete vor der Neubestellung tüchtig mit Jauche düngt. Eine alte Bauernregel sagt: Zwei Eimer Jauche sind mehr wert, als eine Karre Dung. Und diese Regel stimmt! Auch Kohlpflanzen wie Sellerie, Porec, Salat, rote Rüben, Teltower Rübchen, Karotten, Endivien und ähnliche Gemüse können noch mit der Hoffnung auf reichliches Gedeihen gepflanzt und gesät werden. Für später aber darf man nicht das Pflanzen einiger Wintergemüse vergessen! Sät man Grünkohl aus, so ist hier die ersten Tage ein Beschatten notwendig und viel Feuchtigkeit erforderlich. Wird das Beet einmal zu trocken, so gehen die zarten Keime der Kohlsamen sofort zugrunde. Bei Kohlpflanzungen sind Zwischenpflanzungen jetzt nicht mehr am Platze. Ratsamer ist es jedoch, so etwa im August, wenn die Beete das zweite Mal gesäuhert werden, ganz dünn Spinatsamen auf die Beete zu streuen und dann die Samen leicht mit einzuhacken. Der Spinat entwickelt sich auf diesen kräftig gedüngten Beeten ganz vorzüglich und findet auch zugleich unter den Kohlpflanzen, die ja während

des Winters auf den Beeten belassen werden und von hier nach Bedarf in die Küche wandern, einen ganz vortrefflichen Schutz gegen Schnee und Frost. Es ist eine Freude, zu sehen, wie gut sich der Spinat auf solchem Beetgrunde entwickelt und über die kalte Jahreszeit hinüber rettet. Auch das würzige Rapszchen, dieses vollherzige Salatkräutlein, sollte viel mehr Beachtung finden, als dies bis jetzt der Fall ist; wer einmal seinen Wert erkannt hat, wird das Pflänzchen wohl nimmer missen mögen. Anbau wie beim Spinat.

Made in Germany. Nach einem langen Kampfe zwischen den interessierten Parteien hat die Regierung der Union den Befehl erteilt, unter keinen Umständen Weihnachtskarten, Bilderbücher und andere Erzeugnisse der Lithographie und der Buchdruckerei zuzulassen, wenn sie nicht deutlich den Vermerk tragen, der das Land bezeichnet, wo sie hergestellt worden sind. Bisher haben die Zollbeamten diese Bestimmung des Tarifs nicht sehr streng befolgt und die Ware zugelassen, wenn die Pakete den verlangten Vermerk aufwiesen. Das Schatzamt hat den Einwurf, daß die Bezeichnung jedes einzelnen Stückes die Ware schädigt, zurückgewiesen und wird unter allen Umständen darauf bestehen, daß die Vorschrift genau befolgt wird. Importeure und Detaillisten sind über die Verordnung empört. Die Importeure sagen, daß sie in Zukunft gezwungen sein werden, die Weihnachtskarten direkt von den Fabrikanten zu kaufen, statt im offenen Markte, wie das bisher geschah. Die bunten Karten, die zu Glückwünschen gelegentlich des Weihnachtsfestes wie auch zu Neujahr und Ostern zur Verwendung kommen, werden in Deutschland oder Frankreich gedruckt oder lithographiert, tragen aber niemals die Bezeichnung, daß sie dort angefertigt worden sind. Amerikanische Importeure haben bisher ihre Auswahl unter den vorhandenen Mustern getroffen, werden aber jetzt gezwungen sein, besondere Bestellungen bei den Fabrikanten zu machen, da sie nur auf solche Weise die Bestimmungen des Schatzamtes erfüllen können. Das verringert nicht allein die Auswahl und Mannigfaltigkeit der angekauften Posten, sondern es macht die Ware auch teurer, wenn die Fabrikanten sie besonders für Amerika anfertigen müssen. Dazu kommt, daß bei lithographierten Karten, die ja für den diesjährigen Bedarf bereits fertiggestellt sind, die Karten noch einmal durch die Presse gehen oder die Steine geändert werden müssen, um den Vermerk „Made in Germany“ hinzuzufügen. Auch das steigert die Kosten, und der Konsument muß natürlich dafür bezahlen. In den Vereinigten Staaten werden große Massen von Bilderbüchern verkauft, die in Deutschland gedruckt, aber von amerikanischer Firmen verlegt sind. Besonders eine Firma in Ohio liefert solche Bücher und verkauft ungeheure Quantitäten davon im ganzen Lande. Niemand hat bis jetzt gewußt, daß diese Bücher nicht in Amerika gemacht werden, weil der Name des Verlegers in großer Schrift auf dem Titelblatt stand und das „Made in Germany“ entweder gar nicht oder nur ganz versteckt erschien. In Zukunft werden auch diese Bücher den Vermerk deutlich genug aufweisen müssen, daß die Käufer ihn erkennen. Die Bestimmung, daß alle im Auslande hergestellten Waren eine Bezeichnung tragen müssen, die ihren Ursprung verrät, wurde dem Tarif eingefügt, weil die amerikanische Schutzzoll-Liga und eine Anzahl Gewerkschaften darauf drangen. Sie glaubten, dadurch der amerikanischen Industrie und den amerikanischen Arbeitern einen Dienst zu erweisen. Wenn der Käufer genau zu erkennen vermöchte, woher die Waren stammten, würde ihrer Ansicht nach der Patriotismus ihn veranlassen, im Auslande angefertigte Gegenstände zurückzuweisen und dafür einheimisches Fabrikat zu kaufen. Dieser fromme Glaube hat sich in keiner Weise bestätigt; im Gegenteil kaufen die Amerikaner heute noch die Waren, die am besten und billigsten sind und kümmern sich nicht darum, wer sie gemacht hat. Man will nun die Schrauben etwas fester anziehen, aber das wird auch nichts nützen.

Wie Monaco Verfassungsstaat wurde. Zu der schon gemeldeten Umwandlung Monacos in einen Verfassungsstaat schreibt man aus Monte Carlo: Ohne Bomben, ohne Straßenkämpfe ist das Ziel erreicht worden. Der 16. Oktober hat endlich den Monegassen das Ziel ihrer Wünsche gebracht. Fürst Albert von Monaco hat sich entschlossen, seinem Völkchen eine Verfassung zu geben. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß der hochgebildete, wissenschaftlich so bedeutende Fürst für die Verfassungskämpfe seines Landes kein Verständnis zeigte und den Wünschen seiner Monegassen bis zuletzt nicht entgegenkommen wollte. Trotz der Versprechungen, die Fürst Albert im Frühjahr gemacht, blieb alles beim alten: der Fürst lebte auf seinen Domänen in Frankreich oder in seinem Palais in Paris und überließ die Monegassen sich selbst. Im Laufe des Sommers wurden Sitzungen und Volksversammlungen abgehalten, Beschlüsse an den Fürsten gesandt, aber alles war umsonst, der Fürst gab keine Antwort, und der bevollmächtigte fürstliche Gouverneur, der französische Admiral a. D. v. Hauteville, tat alles, um die Regierung des Fürsten in den Augen seiner Untertanen noch mehr bloßzustellen. Da kam die portugiesische Revolution, und ihr überraschender Erfolg wirkte ansteckend auf die Monegassen. Eine Abordnung des Gemeinderates fuhr nach Paris: der Fürst ließ sie zehn Tage warten, um dann zu erklären, er empfangen sie nicht. Wutentbrannt kehrte die Abordnung nach Monaco zurück, und die Bevölkerung geriet in bedrohliche Aufregung. Dabei tauchten allerhand phantastische Gerüchte auf. Es hieß, die Franzosen schürten den Aufruhr, um die Besetzung des Fürstentums durch Frankreich herbeizuführen. Andererseits hieß es, italienische Emissäre seien im Solde Deutschlands tätig, um den Sturz des Fürsten zu beschleunigen und die Erhebung des Herzogs Wilhelm von Urach-Württemberg auf den Thron durchzusetzen. In diese erregte Stimmung hinein klang es wie ein Hohn, daß der Fürst telegraphisch erklärte, er sei bereit, jetzt die Abordnung zu empfangen, sie solle nach Luzern kommen. Der Gemeinderat stellte nun am 14. Oktober dem Fürsten ein Ultimatum: Abschaffung der absoluten Regierungsform, Abberufung des Gouverneurs und seiner ausländischen (das heißt französischen Beamten), Einführung einer ordentlichen Finanzwirtschaft durch das Parlament, Trennung der Güter des Fürsten von denen des Staates, Einführung einer Zivilliste und freie Verfügung über die Einkünfte des Landes (Spielbank-Pachtsumme) durch das Parlament. Nur 48 Stunden gab man dem Fürsten auf das telegraphisch übermittelte Ultimatum Zeit zum Ueberlegen. Es folgten nun die Ueberraschungen: vor allem die Ankunft des Erbprinzen Ludwig. Seit Jahren mit dem Vater entzweit, hatte der Erbprinz das Fürstentum seit langer Zeit nicht mehr betreten. Er war gegen den Willen des Vaters eine nicht standesgemäße Ehe eingegangen, aus welcher ihm ein Töchterchen Charlotte geboren war. Die Ehe wurde wegen Verschuldens der Ehefrau nach der Geburt des Kindes wieder getrennt und es begann zwischen dem Prinzen und seiner früheren Gattin ein unter oft romanhaften Episoden durchgeführter Kampf um den Besitz des Kindes, in welchem der Prinz nur mit großer Mühe Sieger blieb. Zwischen Vater und Sohn aber waren die Beziehungen aufs äußerste gespannt. So zwar, daß man bestimmt mit der Ausschließung des Erbprinzen von der Thronfolge und mit dem Uebergang des Thrones an das Haus Urach-Württemberg rechnete. Und nun erschien der wegen dieser Dinge beim Volk wenig beliebte Erbprinz als Vertreter des Vaters. Niemand weiß, wann die Versöhnung zwischen Vater und Sohn erfolgte, aber sie war Tatsache. War diese unerwartete Ankunft des Erbprinzen schon eine Ueberraschung, so war es eine noch größere, daß Erbprinz Ludwig sich als geschickter Vermittler zwischen seinem fürstlichen Vater und dem Volk zeigte und in wenigen Stunden Herr der Lage wurde. Noch in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober konnte der Erbprinz dem Landesgemeinderat

mitteilen, daß der Fürst auf seinen Rat hin alle Forderungen des Volkes bewilligt habe. Mit einer rührenden Huldigung der Monegassen an den Erbprinzen im altherwürdigen Residenzschloß von Monaco endete dieser Kampf des kleinen Volkes um seine Rechte.

Abdul Hamids Odalisten. Die Odalisten des türkischen Ex-Sultans bilden für die türkische Regierung eine wahre Verlegenheit. In einer ihrer letzten Sitzungen hatte sich sogar die türkische Kammer mit dieser „Odalistenfrage“ zu beschäftigen. Man hatte ihre Zahl allgemein auf etwa zweihundert angenommen, allein das Finanzministerium ist zu dem betrüblichen Ergebnis gelangt, daß der Harem Abdul Hamids Alles in Allem nicht weniger als 746 Köpfe umfaßte, wobei natürlich die dazu gehörige Dienerschaft mit eingerechnet ist. Die Odalisten haben nun von dem früheren Gebieter noch 184.000 türkische Pfund zu verlangen, was etwa einer Million Francs gleichkommt. Die Regierung will aber nicht auf die Zahlung dieser Summe eingehen, sondern machte der Kammer den Vorschlag, dem gesamten Harempersonal des verflorenen Sultans ein Jahrzehnt lang persönliche Pensionen auszusprechen. Die zwischen hundert und fünfhundert Piaster monatlich zu bezogen sollen. 100 Piaster sind etwa 4 Dollars und 500 Piaster etwa 21 Dollars, woraus zu ersehen ist, daß die künftige Los der Schönen, die einst in den Zaubergärten der Stadt Moskau ihr Leben genießen konnten, keineswegs ein glänzendes sein wird. Aber den Herren Abgeordneten erschien nach den Berichten der Konstantinopolitanen Presse selbst der Vorschlag des Ministeriums noch zu freigiebig. Einige Abgeordnete riefen: „Verheiratet sie doch!“ Indeß der Minister machte darauf aufmerksam, daß diese Mädchen ganz allein und heimatlos in der Welt ständen und keinerlei Aussicht hätten, Ehemänner zu finden. Andere Abgeordnete regten an, man solle die Odalisten des Ex-Sultans, die zum großen Teil Albanesinnen und Araberinnen von Ursprung sind, in ihre Heimatprovinzen zurücksenden und denen die Fürsorge für sie überlassen. Aber da erhob sich bei den Vertretern dieser Provinzen ein Sturm der Entrüstung. Sie machten geltend, daß die Familien dieser Damen seinerzeit schönes Geld für die Mädchen erhalten hätten, als sie sie nach Konstantinopel verkauften, und daß man darum den Provinzen nicht zumuten könne, jetzt für sie aufzukommen. Andere Abgeordnete wollten überhaupt von einer Fürsorge für diese verwitweten Odalisten nichts wissen, so lange noch die Witwen und die Mütter der Soldaten, die für das Vaterland geblutet hätten, in Dürftigkeit leben müßten. Schließlich nahm die Kammer den Regierungsvorschlag aber doch an, und so dürfen die Freundinnen Abdul Hamids wenigstens bis zum Jahre 1920 auf kleine Pensionen rechnen.

Deutsche Sprache in Amerika.

Daß zwischen uns zu neuem Siege
Die deutsche Sprache früh erblüht,
Sing deutsche Mutter an der Wiege
Dem Kind ein deutsches Wiegenlied; —
Die Muttersprache darfst du geben
Dem Liebling mit, in dieses Land,
Die Muttersprache nur kann weben
Das innigste Familienband.

Sprich mit dem Kind von deutschen Gauen,
Es liebe unsrer Heimat Bild,
Laß in die Märchenwelt es schauen
Dort das Kinderherz erfüllt. —
Laß es nach deutscher Art beglücken
Mit Osterspiel und Weihnachtsbaum,
Auf welche wir so gerne blicken
Als einen schönen Jugendtraum.

Belehr es, was seit alten Tagen
Von uns die Weltgeschichte bringt,
Wie stets der Deutsche ohne Zagen
Mit um die Siegespalme ringt.
Der deutsche Eichbaum allerwegen
Aufstrebt in seinem stolzen Schmuck,
Uns allerorten kommt entgegen
Ein deutscher Gruß und Händedruck.

Sorgt, daß in unsrer Kinder Seelen
Für uns ein deutsches Plätzchen sei.
Wenn sie mit Recht als Heimat wählen
Amerika, so groß und frei! —
Lehrt sie, daß hier die Nationen
Sich einen sollten wohlgesinnt,
Weil die Geschlechter, die hier wohnen
Doch alle Emigranten sind.

Aus dem Winterwald.

Morgengang.

Heut trägt der Winterwald Perücken,
Der Raubreif puderte sie weiss,
Und die verschlafnen Föhren nicken
Im Zwiellicht melancholisch leis.

Laut hallt es nur von meinen Sohlen,
Wie unterkellert dröhnt der Grund —
Da hebt das Schweigen auch verstohlen
Die Hand schon zum vereisten Mund.

Und plötzlich fühl ich mich umgeben
Von Augen, die vergrämt und bang
In Busch und Knick die Wimpern heben, —
Und dämpf erschrocken meinen Gang....

Schneefall.

Die Flocken stieben, stieben ohne Ende.
Weiss ist das Feld und weiss ist auch der Wald.
Unruhig irrt das Damwild durchs Gelände,
Und schreiend hüpfet der Specht in seinen Spalt.
Selbst Reinecke klemmt scheu die Rute ein
Und schleicht zur Fähe in den Bau hinein.
Ein Hase nur bleibt fromm im Felde sitzen.
Sodass der Schnee ihn gänzlich überkommt.
Er denkt verschneit: „Was kann die Flucht mir nützen?
Der grosse Lampe weiss schon, was mir frommt!
Und frier' ich ein, dann taut im Zeitenlauf
Ein höherer Lenz zu höherer Lust mich auf!“

Winterkonzert.

Der Bussard klagt, die Böcke bellen,
Das Schwarzwild grunzt durch den Bestand.
Das letzte Gras gefror in Wellen
Stockhart auf hartgefrorenem Land.

Die Füchse kläffen scharf und traben,
Ein kranker Hase quiekt und stirbt,
Und krächzend sammeln sich die Raben:
Sie sorgen schon, dass nichts verdirbt!

Auf seiner Kanzel im Reviere
Schlägt hager und abscheulich nackt,
Breitgrinsend zur Musik der Tiere,
Der Hunger den verfluchten Takt!

Georg Busse — Palma.

Flottenmeutereien.

Die Vorgänge auf unseren Kriegsschiffen lenken die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Erscheinung, die unseres Erachtens ein größeres Maß von Beachtung verdient, als sie bisher findet, und an der kein Staat, der eine Flotte besitzt, achtlos vorübergehen kann.

Es handelt sich um die Wahrnehmung, daß es bei der Marine weit leichter zu Meutereien aus politischen und anderen Motiven zu kommen scheint, als bei den Landtruppen. Tatsache ist, daß an fast allen revolutionären Erhebungen der letzten Jahre die Marine der betreffenden Länder einen hervorragenden Anteil, wenn nicht die Führung, gehabt hat. Die Sache begann mit der Meuterei auf dem russischen Linienschiffe „Knäjs Potemkin“ im Schwarzen Meere. Dann folgten die Parteinahme der Marine für die Revolution in der Türkei und in Portugal. Auch in Griechenland hat sie eine zweifelhafte Rolle gespielt. Sind allerdings bei der Meuterei unserer Marine politische Motive nur ganz indirekt mit im Spiel gewesen, so ist die Erscheinung doch darum nicht weniger ernst.

Die Frage, die sich demgegenüber erhebt, ist zunächst die, auf welche Ursachen es zurückgeführt werden muß, daß in der Marine sich eine größere Disposition zu derartigen Verbrechen zeigt, als in der Landarmee. Wir sollten meinen, diese Frage wäre wichtig genug, um den Gegenstand eingehender Untersuchungen zu bilden. Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, eine solche Untersuchung vorzunehmen, wir müssen uns darauf beschränken, einige Gesichtspunkte aufzuzeigen, die eine Erklärung der unerfreulichen Erscheinung zu bieten scheinen.

Am nächsten liegt es, die größere Disposition der Marine zu meuterischen Unternehmungen darauf zurückzuführen, daß in den Marinen vielfach ein anderer Geist herrscht, als im Landheere. Das ist auch natürlich. Die Besatzung der Kriegsschiffe ist erheblich anderen Eindrücken und Einflüssen ausgesetzt, als die Insassen einer Infanterie-, Kavallerie- oder Artilleriekaserne es sind. Sie kommt in ferne Länder, lernt dort andere Verhältnisse und Anschauungen kennen, als sie in der Heimat herrschen, zieht Vergleiche und sieht die Welt schließlich mit anderen Augen an, als die Kameraden in den Festlandsgarnisonen es tun. Damit aber ist schon eine Brücke geschlagen, die von dem einfachen soldatischen Pflichtgefühl, das den größten inneren Halt gegenüber allen revolutionären Anfechtungen gewährt, zu einer Weltanschauung führt, die den einzelnen befriedigen mag, aber der Erhaltung der Zuverlässigkeit der Marine nicht zuträglich ist.

Dazu kommt, daß die Mannschaften von Kriegsschiffen, weil sie viel mehr in der Welt herumkommen, als die Angehörigen der Landarmee, in weit höherem Maße als diese der Gefahr ausgesetzt sind, durch böse Vorbilder verführt zu werden. Das hat sich gerade in unserem Falle sehr deutlich gezeigt. Wir teilen vollkommen die Auffassung, daß das Beispiel, welches den Matrosen der „S. Paulo“ ihre portugiesischen Kameraden während der portugiesischen Revolution gegeben haben, ansteckend gewirkt hat: Bekanntlich befand sich während der Revolutionstage in Lissabon die „S. Paulo“ mit dem Marschall Hermes an Bord auf dem Tejo. Unsere Matrosen haben ähnlich wie die republikanischen Matrosen auf dem portugiesischen Panzerschiff „D. Carlos“ ihre Offiziere ermordet und haben nun für wenige Tage sich in den Besitz zweier der furchtbarsten Kriegs- und Zerstörungsinstrumente der Welt gesetzt, von denen jedes außerdem auch noch einen Wert von zirka 40.000 Contos darstellt. Und sie nützen diesen Besitz aus, um eine Schreckensherrschaft einzurichten und die Durchsetzung ihrer Forderungen zu erzwingen. Sie haben ihre Geschütze gegen Rio de Janeiro gerichtet. Sie haben unschuldige Frauen und Kinder durch ihr Feuer getötet und Häuser zerstört und die Regierung hat sich schließlich zur Nachgie-

bigkeit gegen die Meuterer gezwungen gesehen, nur um die wertvollen Schiffe wieder in die Hand zu bekommen und die Hauptstadt vor Vernichtung zu schützen. Solche Vorgänge geben doch zu denken. Wie die Revolutionen ansteckend wirken, zumal wenn sie erfolgreich sind, so ist auch bei derartigen Marineexzessen mit der Gefahr zu rechnen, daß sie in anderen Ländern ähnliche Versuche auslösen.

Eine weitere Erklärung der Tatsache, daß die Marine leichter zur Meuterei neigt, als die Landtruppe, wird in der relativ größeren Leichtigkeit der Erzielung eines wenigstens vorübergehenden Erfolges der verbrecherischen Unternehmung zu suchen sein. Ein Kriegsschiff ist schließlich trotz der eisernten Disziplin, die auf ihm herrscht, von aufrührerischen Elementen eher zu bewältigen und in Besitz zu nehmen, als etwa eine große Garnisonstadt oder eine Festung. Und wenn die Meuterer erst einmal Herr des Schiffes geworden, vermögen sie in ganz anderer Weise, als es einer Landtruppe möglich sein würde, von ihrer Macht Gebrauch machend, die schwersten Bedrohungen und Gewalttaten zu hegen. Das übt natürlich auf entsprechend veranlagte Gemüter einen gewissen Reiz aus, der auf dem Lande nicht vorhanden ist, weil dort die Möglichkeit des Erfolges einer partiellen Truppenmeuterei ausgeschlossen erscheint. Angenommen, es käme in einer Garnison zu einer Meuterei, so würde sie doch sofort durch überlegene Militärmacht, aus den Nachhargarnisonen schleunigst herangezogen, niedergeworfen und unschädlich gemacht, und es wäre völlig ausgeschlossen, daß die Meuternden etwa Bedrohungszüge durch das Land unternehmen und größeres Unheil stiften könnten.

Das scheinen uns vorläufig die beiden Punkte zu sein, von denen aus eine Erklärung der größeren Versuchung der Marine zu Meutereien und dergleichen möglich ist. Weit schwieriger ist die Antwort auf die Frage, was geschehen kann, um dieser Disposition der Marine zu steuern. Die große „Generalreinigung“, die gegenwärtig durch Ausscheidung der zweifelhaften Elemente vorgenommen wird, kann nur kurze Zeit helfen, wenn der Geist der Marine nicht ein anderer wird. Dazu aber bedarf es der sorgfältigsten Auslese der neuen Mannschaften, der sorgfältigsten Erziehung in den Marineschulen. Und vor allem muß der Geist unseres ganzen Volkes besser werden. Solange wir uns nicht der Zügellosigkeit, der „lateinischen Anarchie“ entwöhnen können, für die wir Tag für Tag so bedauerliche Beispiele erhalten, so lange wird sich auch die Marine nicht ändern, denn die Matrosen können nicht gut anders und besser sein als die übrigen Volksgenossen. Zu dieser Verdrängung der Anarchie, zur Einflanzung des Rechts- und Autoritätsgefühls und der Disziplin heizutragen, ist eine der vornehmsten Aufgaben, die uns germanischen Einwanderern in der neuen Heimat gestellt sind. Mögen wir dessen immer eingedenk bleiben!

Aus aller Welt.

— Dem Wallraf-Richartz-Museum in Köln hat Herr Warnehanhsesitzer Leonhard Tietz das bekannte Gemälde „Hallelu“ von Courbet im Werte von 75.000 Mark zum Geschenk gemacht.

— Der letzte Akt eines Ehedramas spielte sich in den letzten Wochen vor dem neuen Landgericht III am Tegeler Weg in Charlottenburg (Berlin) ab. Nach einem Ehescheidungsprozeß, der zu seinem Ungunsten entschieden wurde, erschloß der Magistratssekretär Bormann aus Spandau seine Gattin. Der Mörder wurde sofort verhaftet und in das Charlottenburger Untersuchungsgefängnis gebracht. Das Ehepaar Bormann, das in Spandan in der Klosterstraße wohnte, war seit 11 Jahren verheiratet. Der Ehe entsprossen zwei Kinder. Während sich das Eheleben in den ersten Jahren glücklich gestaltete, kam

es später zu Differenzen, da der Mann ein Spieler war und es auch mit der ehelichen Treue nicht sehr genau nahm. Da dieses Verhältnis der beiden Ehegatten sich im Laufe der letzten Jahre immer mehr zuspitzte, strengte die Frau, die Tochter eines Wagenfabrikanten, gegen ihren Mann die Ehescheidungsklage an. Nun stand der Endtermin des Prozesses vor dem Landgericht III in Charlottenburg zur Verhandlung. Beide Ehegatten erschienen vor Gericht mit ihren Zeugen. Gegen 11 Uhr wurde das Urteil gefällt, das den Mann für den schuldigen Teil erklärte und ihm die Ausübung der Erziehungsrechte an seinen zwei Kindern absprach. Der Mann, der diesen Ausgang des Prozesses wohl erwartet hatte, trug einen geladenen Revolver bei sich. Nach der Urteilsfällung verließ er in sichtlich Erregung das Gerichtsgebäude und wandte sich dem Bahnhof Jungfernheide zu. Etwa eine halbe Stunde später verließ Frau Bormann in Begleitung ihres Vaters und eines Zeugen, der Pfarrer in Spandau ist, gleichfalls das Gebäude. Sie ging langsam mit ihren Begleitern den Tegeler Weg entlang. Etwa zwanzig Schritte von dem Hauptportal des Gerichtes entfernt schritt der Magistratssekretär den drei Personen anscheinend ruhig entgegen. Als er sich unmittelbar vor ihnen befand, machte er Miene, den Vater seiner geschiedenen Frau anzusprechen. Der Vater rief ihm aber schon von weitem zu: „Ich habe mit Ihnen nichts mehr zu tun.“ Bormann zuckte zurück und griff in seine Manteltasche. Die Frau, die zwischen ihrem Vater und dem Pastor ging, hielt den Kopf gesenkt und wollte gleichfalls an ihrem früheren Manne vorbeigehen. In diesem Augenblicke trat Bormann auf sie mit erhobenem Revolver zu und gab einen Schuß ab, der aber fehlging. Ehe der Vater und der Pastor den Magistratssekretär zurückhalten konnten, feuerte der geschiedene Gatte einen zweiten Schuß auf die Frau ab. Er hielt dabei die Mündung des Revolvers hinter das rechte Ohr der Frau, um sicher zu treffen. Mit einem kurzen Aufschrei brach Frau Bormann vornüber zusammen. Der Schuß hatte die Weichteile des Gehirns verletzt und wirkte sofort tödlich. Einen Augenblick blieb Bormann wie versteinert stehen. Dann wandte er sich zur Flucht. Die in der Nähe beschäftigten Arbeiter einer Aufladestelle für Kähne hatten jedoch den Vorgang beobachtet und stürzten sich auf den Flihenden, als er im Begriff war, den Revolver neu zu laden. Nach längerem Ringen gelang es, den sich heftig Strämbenden zu überwinden. Er rief dabei fortgesetzt: „Was wollen Sie denn von mir? Sie kennen die Verhältnisse doch nicht! Lassen Sie mich los, die Frau hat mir meine Kinder genommen.“ Die Arbeiter brachten Bormann dann nach der zuständigen Revierwache der Charlottenburger Polizei in der Königin Luise-Straße. Inzwischen hatten sich andere Personen um die erschossene Frau, die mit dem Gesicht auf dem Steinpflaster des Trottoirs lag, bemüht. Man holte einen Arzt und legte die Leiche hinter den Zaun eines Vorgartens. Nachdem der Tod einwandfrei festgestellt worden war, wurde die Leiche von einem Leichenwagen der Stadt Charlottenburg nach dem Schauhaus überführt.

— Der Marktflecken Daridsche, der auf halbem Wege zwischen Konstantinopel und Ismid bei der Station Gebse an der anatolischen Bahn am Meerbusen von Ismid liegt, ist, wie aus Konstantinopel gemeldet wird, bei heftigem Südwind anscheinend fast vollkommen abgebrannt, da 800 bis 1000 Häuser vernichtet worden sind. Daridsche ist hauptsächlich griechisch und nur einige abgelegene Quartiere, den Türken gehörend, sollen gerettet sein.

— Aus London kommt die Nachricht: Nach einer Meldung des Chemikers Sir William Ramsay wird jetzt in Limehouse aus Pechblende von Cornwall nach einem neuen Verfahren monatlich ein halbes Gramm Radium hergestellt. Es sei möglich gewesen, in zwei Monaten eine Quantität Radium zu gewinnen, für deren Herstellung im Auslande zwei Jahre erforderlich gewesen wären.

— Ein Urenkel des Herzogs von Wellington, Lord George Wellesley, der vierte Sohn des gegenwärtigen Herzogs von Wellington, ging eines Abends nach dem Diner mit Lord Claud Nigel Hamilton, dem Sohne des Herzogs von Abercron, an der Themse spazieren. Da vernahmen die Herren verzweifelte Hilferufe und sahen, daß auf der Brücke viele Menschen zusammengelaufen waren, die alle nach einem Punkte in der Mitte des Stromes stierten. Schnell entschlossen warf der junge Lord seinen Rock ab und sprang in die Tiefe. Noch zur rechten Zeit erreichte er die Stelle, wo ein junges Mädchen mit dem Tod in den Wellen kämpfte, und brachte sie in anscheinend leblosem Zustande an das Ufer. Er wollte sich unerkannt wieder entfernen, aber die Polizei bestand darauf, seinen Namen zu wissen, und nur diesem Umstande hat es die zwanzigjährige May Haveland zu verdanken, daß sie heute weiß, daß ein Urenkel des „Eisernen Herzogs“ ihr das Leben gerettet hat. Die hübsche junge Dame erholte sich in dem Hospital, in das sie gebracht worden war, sehr schnell wieder. Nun wurde sie dem Richter unter der Anklage des versuchten Selbstmordes vorgeführt. Sie versprach hoch und heilig, „es nie wieder tun zu wollen“, worauf sie straffrei entlassen wurde. Miß Haveland ist Maschinenschreiberin in der City. In der Liebe zu einem jungen Buchhalter enttäuscht, faßte sie den Entschluß, ihr Leben zu enden. Als sie mit ihrer jüngeren Schwester über die Putneybrücke spazierte, kletterte sie plötzlich über das Geländer und sprang in die kalte Flut hinab. Natürlich wird sie von allen anderen Schreibmaschinendamen der City darum beneidet, von einem Herzogssohn gerettet worden zu sein. Lord George Wellesley ist erst 21 Jahre alt und steht bei den Garde-Grenadieren. Er begab sich in das Haus eines Freundes, trocknete dort seine Kleider und besuchte dann wie gewöhnlich seinen Klub, ohne ein Wort von dem Abenteuer verlauten zu lassen.

— Dem bekannten Porträtmaler Philipp Laszlo-London ist von der italienischen Regierung der Auftrag zuteil geworden, sein Selbstporträt für die Uffizion-Galerie in Florenz zu malen.

— Der Oberlehrer in der königlichen Tabstummenanstalt in Dresden Schulknecht hat Selbstmord verübt. Gegen den Oberlehrer schwebte ein gerichtliches Verfahren, da er sich jahrelang gegen die Anstaltsinsassen, Knaben und Mädchen, vergangen haben soll.

— Die Liebestragödie im Harz, die sich, wie berichtet, in der Nähe der idyllischen Bahnstation Dreiannen-Hohne abspielte, ist noch immer in tiefes Dunkel gehüllt. Es werden folgende Einzelheiten dazu berichtet: In einem dortigen Hotel wurde der 32 Jahre alte Prokurist Francke, der Sohn eines Charlottenburger Hotelbesitzers, tot in seinem Zimmer aufgefunden. Wenige Stunden später fand man in dem Walde zwischen Schierke und Dreiannen-Hohne die Leiche eines zweiundzwanzigjährigen Mädchens, dessen Personalien noch nicht ermittelt werden konnten. Die Ermittlungen ergaben, daß beide an Morphinumvergiftung gestorben waren. Zweifellos liegt ein Doppelselbstmord vor. Die jungen Leute waren noch am Tag vorher zusammen gesehen worden. Francke zeigte ein sehr aufgeregtes Wesen. Die Leichen wurden polizeilich beschlagnahmt und vorläufig im Leichenhaus in Schierke untergebracht. Das Motiv der Tat ist noch nicht aufgeklärt. Das Mädchen stammt vermutlich aus Hamburg, wo Francke als Prokurist angestellt war.

— Der Oesterreichische Flottenverein zählt jetzt bereits 8000 Mitglieder. Welchen gewaltigen Aufschwung dieser Verein im letzten Jahre genommen hat, beweist wohl am besten der Umstand, daß am Ende des vorigen Jahres die Mitgliederzahl nur 2500 betrug, also in einem Jahre 5500 neue Mitglieder hinzugekommen sind, ein Zuwachs, den wohl kein anderer Verein der Monarchie in so kurzer Zeit aufweisen kann. Im vergangenen Monat traten allein 800 neue Mitglieder bei. Der Verein zählt schon jetzt 52 Ortsgruppen, darunter viele im

Ausland. An der Spitze der Zweigvereine in Graz, Salzburg, Serajewo und Brünn stehen die dortigen Landeschefs, und immer reger wird das Interesse, das den patriotischen Bemühungen dieser neuartigen Organisation in den maßgebendsten Kreisen der Monarchie entgegengebracht wird.

São Paulo

— Der österreichisch-ungarische Konsul, Herr Dr. Bertoni, hat uns als Ablösung der Neujahrsgratulationen für den österreichisch-ungarischen Hilfsverein „Kaiser Franz Joseph-Stiftung“ 10 Milreis überwiesen. Für denselben Zweck übermittelte uns Herr Schani Sochorek 5 Milreis. Die „Deutsche Zeitung“ selbst zeichnet für jeden der drei Hilfsvereine ihres Leserkreises, den deutschen, österreichischen und schweizerischen, 10 Milreis.

— Herr Wilhelm Gronau und Frau übergaben uns als Ablösung der Neujahrsgratulationen 6 Milreis für die Deutsche Schule S. Paulo und den gleichen Betrag für die Deutsche Schule Villa Marianna.

— Unter Beobachtung der üblichen Förmlichkeiten wurde gestern der neugewählte Staatssenator Herr Dr. José Luiz Flacquer in seine Würde eingeführt.

— Morgen um 7 Uhr abends wird die Deputiertenkammer ihrem Präsidenten, Herrn Dr. Carlos de Campos, sowie dem „Leader“, Herrn Dr. Frontes Junior, in der Rotisserie ein Festessen geben.

— Die verschiedenen für die Hinterbliebenen des verunglückten Fliegers Picollo eröffneten Subskriptionen ergaben bereits gegen 10 Contos.

— Die rühmlich bekannten hiesigen Juweliere und Goldarbeiter, Worms Irmãos, Casa Michel, in der Rua 15 de Novembro, erfreuten uns durch Uebersendung einer Zigarrenschaale und eines Schreibtischkalenders in geschmackvoller Ausführung. Verbindlichen Dank für die Aufmerksamkeit.

— Der Ackerbausekretär genehmigte das Gesuch der Munizipalkammer von Iguape, der neueröffneten Sektion in der Kolonie Pariquea-assu dem österreichischen Konsul in S. Paulo zu Ehren den Namen „Dr. Carlos Bertoni“ zu geben. Wir gratulieren Herrn Dr. Bertoni herzlich zu diesem Beweis hoher Achtung und Wertschätzung, deren er sich in unserem Staate erfreut.

— Um nicht ungerecht zu erscheinen, wollen wir der gestern gebrachten Notiz über die Bahn S. Paulo resp. Santos—Juquia heute die offiziellen Aufklärungen folgen lassen, wie sie das Ackerbausekretariat des Staates den Zeitungen lieferte: „Der Verzicht auf die Vergünstigungen geschah nicht im Interesse der „Brazilian Railway“, sondern in dem des Staates. Sowohl der „Brazilian Railway“ wie der „Sul Paulista“ wurden seiner Zeit Eisenbahnkonzessionen erteilt, die die Bevölkerung des Ribeiratales zum Zwecke hatten. Die Bahn der „Sul Paulista“ sollte von S. Paulo ausgehen und in Santo Antonio de Juquia endigen. Die Bahn der „Brazilian Railway“ sollte von Santos nach Juquia oder einem anderen geeigneten Punkte gehen. Erstere Linie sollte ungefähr 200 km, letztere 158 km lang werden. Da also zwei Linien mit gleichen Privilegien ausgestattet waren — Zinsgarantie, Zonenprivileg und Landkonzessionen zu beiden Seiten der Linie — so ist klar, daß die eine überflüssig war. Beim Studium der Frage vom Standpunkte des Interesses des Staatsschatzes und des öffentlichen Interesses im allgemeinen stellte sich heraus, daß, wenn eine der beiden Unternehmungen von der Bildfläche zu verschwinden hätte, dies am Besten die „Sul Paulista“ sein würde, deren Kapital viel höher, deren Strecke viel länger und der vielen natürlichen Hindernisse wegen kostspieliger zu erbauen ist. Da nun die Leitung der Gesellschaft sich geneigt zeigte, gegen eine Entschädigung auf ihre Rechte zu verzichten, so erwirkte die Regierung die Bereitwilligkeit

der „Brazilian Railway“, diese Entschädigung zu zahlen. Bei dieser Finanzoperation gewann der Staat — denn die Last der übernommenen Zinsgarantie wurde um mehr als die Hälfte vermindert, und es gewann auch die Gegend, denn von den zwei Linien wird sie durch diejenige bedient werden, die ihr schnelleren Transport und billigere Frachten nach dem Exporthafen gewährleisten kann. Man wird nicht einmal einwerfen können, daß infolge dieser Lösung der Teil des Staates zwischen der Stadt S. Paulo und einem Punkte diessens des Ribeiraflusses ohne Eisenbahnverbindung bleiben wird, denn einmal war diese Verbindung niemals das Hauptmotiv für die Gewährung der zwei Konzessionen und dann wird niemand daran verhindert werden, eine Eisenbahn nach dieser Gegend zu bauen, denn die Tatsache des Verzichtes der „Sul Paulista“ schließt durchaus nicht die Unmöglichkeit der Erbauung einer Bahn unter den Staatsschatz weniger belastenden Bedingungen ein.“ — Ja, die Vorteile sind ja nicht zu verkennen, aber die Konkurrenz der Linien wäre doch für die Bewohner der betreffenden Gegenden gerade was „Schnelligkeit des Transportes und Billigkeit der Frachten“ anbetrifft, von großem Vorteil gewesen. Und dann würden doch die beiden Bahnen, die außerdem ganz verschiedene Endpunkte gehabt hätten, zum größten Teile räumlich recht getrennte Gebiete durchlaufen haben, sodaß sie einander kaum im Wege gewesen wären und jede großen Nutzen gestiftet hätte.

— Der Allgemeine Arbeiterverein S. Paulo veranstaltet am Sonnabend im Lokal der Turnerschaft von 1890 eine Silvesterfeier, bestehend aus Verlosung, Kinderbescherung und Ball. Für die freundliche Einladung danken wir verbindlichst.

— Der Soldat Eustachio Gomes da Silva, der die in unserer vorgestrigen Nummer ausführlich beschriebenen wüsten Ausschreitungen beging, scheint auch sonst keineswegs eine tadellose Führung gehabt zu haben. So wurde er vor nicht langer Zeit mit 25 Tagen strengen Arrest bestraft, weil er Durchstechereien mit Staatseigentum getrieben hatte. Auch die Mauserpistole, deren er sich bediente, dürfte er nicht auf ehrlichem Wege erworben haben. Vor ungefähr 6 Monaten wurde in einem Hotel der Rua Maua am Luzbahnhof eine ganz neue Mauserpistole nebst Munition gestohlen, über deren Verbleib die Polizei niemals etwas herausbringen konnte. Genau zu derselben Zeit fing Eustachio an, in einem Kosthaus, das von der Frau seines Kameraden José Moreno da Silva in der Rua S. Lazaro gehalten wird, seine Mahlzeiten einzunehmen. Er bat damals, ihm die Mauserpistole aufzuheben, da er sie in der Kaserne nicht bei sich haben dürfe. Sonntag nun, als er vom Dienst in der Mooca davongelaufen war, erschien er vor dem Kosthaus, bat um ein Glas Wasser und ließ sich die Pistole nebst Munition geben, worauf er seinen wilden Ritt antrat. Er kann also nicht ganz ohne Ueberlegung gehandelt haben. — Der Unteroffizier Antonio Gonçalves, der totgesagt wurde, war nur in eine tiefe Ohnmacht gefallen, so daß man ihn für tot hielt und die Nachricht davon der Presse mitteilte. Er kam dann wieder zu sich und befindet sich nach wie vor im Militärhospital in Behandlung, doch ist sein Zustand äußerst bedenklich.

— Den Landwirten unter unseren Lesern dürfte die Mitteilung willkommen sein, daß nach Artikel 2, Abschnitt XI No. 1 des Haushaltsgesetzes des Bundesstaates für die Landwirtschaft bestimmte Instrumente (Pflüge, Eggen, Sämaschinen etc.) vom Einfuhrzoll befreit sind und nur eine Schreibgebühr von 5 Prozent ihres Wertes bezahlen. Die Landwirtschaft kann aus diesem Entgegenkommen der Bundesregierung großen Nutzen ziehen.

— Die deutsche Europapost ist nicht, wie man erwarten mußte, am Montag mit der „Araguaya“, sondern erst gestern mit der „Cap Arcona“ in Rio eingetroffen, offenbar weil sie des starken Weihnachtsverkehrs wegen in Lissabon den Anschluß verpaßte. Die Verteilung findet daher erst heute statt.

Was aber wird aus dem riesigen Berg von Drucksachen, der in der Postfachabteilung nun schon seit Wochen lagert und nicht kleiner, sondern von Woche zu Woche größer wird?

— Seit einiger Zeit schon schwebt bei der hiesigen Postdirektion eine Untersuchung über den Verbleib eines Postsackes, der am 14. dieses Monats zusammen mit noch 42 anderen von Uberaba (Minas) nach S. Paulo abging, aber nicht hier ankam. Der Postsack enthielt 12:500\$ in barem Geld, was sein Verschwinden ja begreiflich, sein Wiederauftauchen aber desto unwahrscheinlicher erscheinen läßt. Die „Abwesenheit“ des wertvollen Stückes wurde bereits in Ribeirão Preto bemerkt.

— Das Ackerbausekretariat verfügte folgende Zahlungen: Mk. 8.316.00 an Herm. Stoltz & Co., 20\$000 an Lion & Co., 114\$200 an Guilherme Rathsam & Co., 168\$000 an Antonio Ohlenhorst u. Sohn, 603\$000 an Paul Eberlein, 672\$000 an Rothschild & Co., 49\$500 an Guilherme Wessel.

Sant'Anna. Von den gestern zum ersten Male auftretenden Kräften gefielen am meisten die „Tenox“, die wirklich ausgezeichnete Akrobaten sind und auch mit dementsprechenden Beifall ausgezeichnet wurden. Die Debriège erntete ebenfalls reichen Beifall, ebenso die meisten übrigen Nummern des Programmes.

Chantecler-Theatre. Heute, wie jeden Donnerstag, große Soirée für die elegante Welt. An die Kinder werden Lose verteilt werden, die zur Teilnahme an der am Dreikönigstage vorzunehmenden großen Verlosung von zwei reizenden und wertvollen Geschenken berechtigen. Außerdem kommt ein reichhaltiges und interessantes Programm zur Vorführung.

Polytheama. Heute zum ersten Male die für S. Paulo neue Operette in 3 Akten „Die Töchter von Jackson & Co.“ Die Operette wurde in Rio de Janeiro und Buenos Aires mit dem größten Erfolge aufgeführt und erlebte viele Wiederholungen. Der Text ist von M. Ordonneau, die Musik von G. Clerice.

Theatro S. José. Die gestrige Vorstellung von „Carmen“ war schlecht besucht, was bei dem Regenwetter ja auch kein Wunder war. Die Vorstellung war recht gut zu nennen, besonders wurde Maria Azzoli als „Carmen“ sowohl dem gesanglichen als dem schauspielerischen Teile ihrer Aufgabe sehr gut gerecht. Heute wird die bekannte Oper von Puccini „Borème“ wiederholt.

Bijou-Theatre. Gestern gefiel besonders der dramatische Film „Ave Maria“ von Ambrosio. Heute „Pathé Journal No. 22“ und mehrere andere hochinteressante Films, wie denn die Verwaltung des „Bijou-Theatre“ unzweifelhaft mit Erfolg bemüht ist, dem Publikum immer das Neueste und Beste zu bieten.

Munizipien.

Santos. Die Fabrik von Bananemehl und getrockneten Bananen in Villa Alzira, Avenida Conselheiro Nebias, fängt bereits an, ihre Produkte zu exportieren. Vorgestern gingen 500 Büchsen „Bananine“, d. h. feinstes, nur aus der für diesen Zweck am besten geeigneten Bananensorte „Nanica“ hergestelltes Bananemehl, sowie 500 Kistchen mit getrockneten Bananen nach Buenos Aires an das „Café Paulista“ der Herren Alves Lima & Co. ab.

— Der 9jährige Sohn Luiz des in Saboo wohnhaften Luiz Magno da Graça spielte gestern in einem Steinbruche am Morro do Saboo, als er plötzlich auf einen lose liegenden Steinblock trat, der umkippte und so unglücklich auf den Knaben fiel, daß diesem der rechte Oberschenkel gebrochen wurde.

Ribeirão Preto. Auf der Straße, die von Lagoinhas nach dem Gute des Herrn Diandas Ferraz führt, fuhrn vorgestern mehrere Karren, von denen einer mit Kindern besetzt war, die von der Kolonistenansiedlung des genannten

Gutes kamen. Unterwegs bekam das Fuhrwerk einen heftigen Stoß, als es über ein im Wege liegendes Holzstück wegfuhr. Durch den Stoß wurde eines der Kinder namens Luiz Furlani, so unglücklich herausgeschleudert, daß es sofort tot war.

Espirito Santo do Pinhal. Gestern um 6 Uhr nachmittags war der Angestellte des „Eden Club“ Antenor Cosme damit beschäftigt, einen Revolver zu untersuchen und wollte die Waffe eben weglegen, als ein Schuß losging, der den 8-jährigen Thomaz Alfaia, der sich in der Nähe befand, so schwer verwundete, daß er trotz der sofort zur Stelle befindlichen Hilfe in kurzer Zeit starb.

— Manuel Reis, der an der nach dem Baron von Ibitinga gehörigen Gute Floresta im Bezirk Nova Souza führenden Straße ein Geschäft besitzt, und die Familie Xavier da Silva, die ebenfalls im Munizip ansässig ist, waren einander seit langer Zeit bitterfeind. Vorgestern schien nun der Familie Xavier da Silva die Zeit gekommen, um den Streit zum endgültigen Austrag zu bringen. Sebastião, José und Francisco Xavier da Silva taten sich mit noch anderen Angehörigen derselben Familie zusammen und griffen wohlbewaffnet das Geschäftshaus Manuel Reis' an. Dieser befand sich in Gesellschaft seiner Familie, seines Verwandten Joaquim Baptista und eines Angestellten, als die Mordbuben plötzlich heranstürmten. Manuel Reis und Joaquim Baptista brachen bald blutüberströmt zusammen. Der Angestellte und die Familie Manuels konnten sich, wenn auch verwundet, durch die Flucht retten. Die Mörder schossen auf den schon leblosen Körper des Joaquim Baptista, der durch einen Messerstich ins Herz getötet worden war, als er seinem Verwandten Manuel Reis zu Hilfe eilen wollte, noch ihre Gewehre ab und gingen dann ruhig ihrer Wege, nachdem sie noch alles, was ihnen in die Hände fiel, zerstört hatten. Manuel Reis wurde noch lebend, aber mit unzähligen Messerstichen und einer Schußwunde am Kopf, aufgefunden und nach Mogy Guassu gebracht. Sein Zustand ist hoffnungslos. Die Polizei hat die Verfolgung der Verbrecher aufgenommen.

Araraquara. Vorgestern um 10 Uhr nachts entwichen aus dem hiesigen Gefängnis 8 Gefangene. Sie hatten sich aus einem Stück Parobaholz einen Keil hergestellt und damit die Wand der Latrine durchgebrochen. Der Aufseher hatte gegen 5 Uhr nachmittags alle Zellen revidiert und nichts Verdächtiges gefunden, es ist zu verwundern, wie die Gefangenen die mühevollen Arbeit in so kurzer Zeit leisten konnten, denn das Loch in der Mauer ist groß genug, um 2 Mann auf einmal Durchlaß zu gewähren. Ein Polizist, der gerade dienstfrei war, traf den zuletzt entflohenen Insassen des Gefängnisses, einen gewissen Pedro Morcira, auf der Straße und verhaftete ihn. Pedro ging auch ruhig mit, indem er erklärte, er habe überhaupt nicht durchbrennen wollen, sondern habe sogar den Fluchtplan seiner Genossen denunzieren wollen, habe aber von diesen Prügel bekommen.

Bundeshauptstadt.

— Wer die finanzielle Lage Brasiliens nach den in der letzten Zeit vorgeschlagenen und von der Kammer angenommenen Zusatzanträge zum Budget beurteilen will, muß zu dem Schlusse kommen, daß wir im Golde schwimmen. Die Kammer hat so ziemlich alles angenommen, was vorgeschlagen wurde. Gewiß bezieht sich ein Teil der bewilligten Anträge auf sehr nützliche und notwendige Dinge, ein sehr großer Teil aber ist ohne jede Prüfung so als Anhängsel mitgenommen worden. Stellt man die einzelnen Posten zusammen, so kommt man zu dem Schlusse, daß die Mehrbewilligungen eine geradezu bedenkliche Höhe erreicht haben, und täglich kommen noch neue dazu. Allein im Budget des Kriegsministeriums beträgt das „Mehr“ gegen dieses Jahres 18.000 Contos, nämlich 8000 Contos im Voranschlag, 3000 Contos durch

Zusatzanträge und 7000 Contos für die beschlossenen Gehaltserhöhungen für Militärpersonen etc. Im Budget des Landwirtschaftsministeriums beträgt die Erhöhung im ganzen 5000 Contos, in dem des Verkehrsministeriums 10.000 Contos, in dem des Finanzministeriums 1000 Contos, wobei nur die Mehrforderung im Voranschlag berechnet ist, die noch nicht alle durchberatene Zusatzanträge werden auch noch eine nüttsche Summe darstellen. Verhältnismäßig sehr bescheiden ist das Ministerium des Aeußern mit seinen armseligen 200 Contos Mehrbedarf, auch das Ministerium des Innern braucht „nur“ 1000 Contos mehr, einschließlich der Zusatzanträge. Das Marineministerium dagegen hat 5000 Contos Gold und 2000 Contos Papier teils mehr gefordert, teils in Zusatzanträgen bewilligt erhalten. Schließlich sind noch für die beschlossene Gehaltserhöhung des Telegraphenpersonals 5000 Contos nötig und für die verschiedenen anderen Beamtenkategorien gegen 500 Contos. Das macht zusammen 5000 Contos in Gold und — 41.200 Contos in Papier. Weniger wird es auf keinen Fall, im Gegenteil, es wird ganz gewiß noch mehr dazu bewilligt. Der Kongreß scheint der Meinung zu sein, es komme ja doch auf einige Millionen mehr oder weniger gar nicht an.

— In der gestrigen Senatssitzung wurde nicht, wie man erwartet hatte, die Abstimmung über die Konversionskasse herbeigeführt, die vielmehr auf heute verschoben wurde. Herr Severino Vieira fand es nämlich für nötig, die Aufmerksamkeit (oder Unaufmerksamkeit) des Hauses zwei volle Stunden in Anspruch zu nehmen, um in letzter Stunde einen Änderungsantrag einzubringen, demzufolge der Kurs auf 17 anstatt auf 16 d. und die Depotgrenze auf 40 anstatt auf 60 Millionen Pfund Sterling festgesetzt werden soll. Der Antrag ist natürlich eine völlig zwecklose Demonstration, die nichts weiter beweist, als daß es dem ehrenwerten Senator an Disziplin fehlt. Immerhin gelang es dem Hause noch, den Etat des Landwirtschaftsministeriums zu verabschieden.

— Herr Frota Pessoa muß den Gouverneur von Ceara, Hrn. Nogueira Accioly, tief ins Herz geschlossen beziehungsweise schwer im Magen liegen haben. Er hat nämlich seine Anzeige wegen Betrug, den der Gouverneur durch unrechtmäßige Liquidation von Senatorendäten begangen haben soll, gestern vor dem Bundesrichter Sa e Albuquerque erneuert, nachdem seine erste Anzeige ergebnislos geblieben war, da die Gesetzgebende Versammlung die Genehmigung zur Verfolgung Herrn Accioly's verweigerte.

— Der Konfirmandenunterricht in der hiesigen deutsch-evangelischen Kirche beginnt Mitte Februar. Anmeldungen werden im Pfarrhaus, Rua Barão de Petropolis 120, Chalet 2, und von Mitte Januar ab auch in der Deutschen Schule, Rua do Rezende 116, entgegengenommen.

— Gestern sollte die neue Verhandlung gegen die Mörder der Studenten auf dem Largo de S. Francisco beginnen. Da aber nur 32 Geschworene erschienen, so mußte die Vertagung auf heute erfolgen, nachdem der Richter Dr. Ovidio Romero nicht weniger als 480 Fragen formuliert hatte, die die Geschworenen zu beantworten haben werden. Die Studenten aller Hochschulen haben wiederum Delegierte bestimmt, die den Sitzungen beiwohnen werden.

— Die Heilung der Wunde, die der Général Menna Barreto während der zweiten Meuterei erlitten hatte, ist doch nicht so glatt vor sich gegangen, wie es anfangs schien. Gestern brach sie vielmehr von neuem auf, so daß die Aerzte sich veranlaßt sahen, eine Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen vorzunehmen, um das etwaige Vorhandensein von weiteren Granatsplittern festzustellen.

— Einen immerhin interessanten Nachklang zur Meuterei des Seebataillons bringt der „Correio da Manhã“ in seiner vorgestrigen Nummer. Der Kommandant des Seebataillons, Marques da Rocha, besuchte in Begleitung des Leutnants Mario

Hermes am 11. dieses Monats die Cobrainsel und suchte u. a. auch seine Privatwohnung auf, wo er, wie auch in einigen anderen Offizierswohnungen, alles in schönster Ordnung vorfand. Es war nicht das geringste Anzeichen einer Plünderung seitens der Meuterer zu bemerken. Das war am Vormittag. Am Nachmittag desselben Tages wurde die Insel von einer starken Abteilung Linieninfanterie unter dem Kommando des Obersten Fontoura besetzt. Als nun der Kommandant Marques da Rocha am nächsten Tage wieder nach der Insel kam, fand er seine Wohnung und auch die übrigen Offizierswohnungen zu seinem Erstaunen vollständig ausgeplündert vor. Er zog aus dieser Tatsache den einzig möglichen logischen Schluß, sehr zum Mißvergnügen des Obersten Fontoura, der heftig protestierte. Der Kommandant hatte jedoch den Leutnant Mario Hermes als Zeugen aufzuweisen und beschwerte sich beim Präsidenten der Republik über das Vorgefallene.

— Es geht das Gerücht, daß Baron Rio Branco Urlaub bitten werde. Während seiner Abwesenheit soll ihn entweder der Gesandte in Kolumbien Dr. Eneas Martins, oder der in Paraguay, Dr. Gastão da Cunha, vertreten. (?)

— Am 18. Januar wird der Bundespräsident nach Petropolis übersiedeln, wo er bis Ende März bleiben wird. Alle Donnerstage wird er nach Rio kommen, um öffentliche Audienz zu erteilen. Die Ministerkonferenzen werden an noch zu bestimmenden Tagen in Petropolis abgehalten werden.

— Die Regierung scheint, Gott sei Dank, durchaus nicht mit sich spassen zu lassen. Gestern wurde der Oberstleutnant Simas Eneas, der einem Versetzungsbefehl nicht nachgekommen war, verhaftet und eingesperrt. Wenn man so dabei bleibt, werden wir bald eine mustergültige Disziplin im Offizierkorps haben. Manche Leute fügen hinzu: „oder eine Militärrevolte“. Wir glauben aber nicht recht an diese Möglichkeit, da die Mehrzahl der Offiziere, und namentlich die jüngeren Jahrgänge, von der Notwendigkeit der Disziplin für die Schlagfertigkeit der Armee und die Größe des Vaterlandes überzeugt sind.

— Der gestrige Ministerrat brachte die Unterzeichnung eines Dekretes, das die Oesterreicher interessieren wird. Das Generalkonsulat zweiter Klasse in Triest wurde zum Generalkonsulat erster Klasse erhoben. Man geht wohl nicht fehl, wenn man diese Maßregel dem Wunsche zuschreibt, auch von brasilianischer Seite zur Förderung der direkten wirtschaftlichen Beziehungen beizutragen, um die man bekanntlich in der Donaumonarchie seit einiger Zeit besonders eifrig bemüht ist.

— Herr Saturnino Padua, Chef der Abteilung über Grundbesitz im statistischen Amt des Bundesbezirks, hat seine Arbeiten fast zum Abschluß gebracht. Es gibt im Bundesbezirk ungefähr 75.000 Häuser, die einen Mietswert von jährlich 135.000 Contos darstellen, was zu 12 Prozent kapitalisiert, einen Wert von 1.600.000 Contos ergibt.

Aus den Bundesstaaten.

Para. In Belém kamen gestern die Herren Dr. Luiz dos Santos, Coronel Raymundo Ferreira und Mario Pinheiros an, die von der Bevölkerung des oberen Purus beauftragt sind, dem Bundespräsidenten eine Denkschrift über die Vorgänge daselbst zu überreichen. Sie richteten folgendes Telegramm an den Marschall (das man wohl auch mit einiger Vorsicht genießen muß, denn es stellt eben die Meinung der einen Partei dar): „Wir Endesunterzeichnete, in einer großen, am 30. November in Senna Madureira am oberen Purus abgehaltenen Volksversammlung zu Delegierten erwählt, um der Bundesregierung eine Denkschrift des Volkes zu überreichen, fanden bei unserer Ankunft hier falsche Nachrichten über die Vorgänge in jenem Bezirk vor, die natürlich auch bereits bis zur Bundeshauptstadt gelangten. Es ist nicht richtig, daß Hr. Elisario Tavora seines Amtes als Präsident des Appellations-

gerichtet entsetzt wurde. Dieser Herr zog sich, da er ein-sah, daß er bei der Bevölkerung wegen der Unterstützung, die er einer ganz unbedeutenden Gruppe revolutionärer Autonomisten angedeihen ließ, jedes Ansehen verloren hatte, freiwillig nach Manaos zurück, wo er sich als Opfer von Verfolgungen aufspielt, die niemals existiert haben. Herr E. Tavora spielt dieselbe Komödie, wie einige seiner Anhänger, deren Zahl 20 nicht überschreitet. Wir versichern, im Namen des Volkes, daß die Handlungsweise der Hauptleute Samuel Barreira und Menesal de Vasconcellos in jeder Beziehung vorwurfsfrei war etc.“

Gottes Friede.

Nach dem unveröffentlichten Manuskript von Selma Lagerlöf, der Trägerin des vorjährigen Nobelpreises für Literatur, aus dem Schwedischen übersetzt von Karl Herb.

Es war einmal ein altes Bauernhaus und heilige Nacht. Schwer lastete der Himmel auf der Erde, über die der eisige Nordwind brauste. Es war am Spätnachmittag, da jeder sich beeilt, mit der Arbeit rechtzeitig fertig zu werden.

Im Baderaum glüht ein prasselndes Feuer, daß die Lohe lodern aus dem Schornstein schlägt, während Myriaden Funken und Aschenstäubchen glühend zum Himmel steigen, um erloschen, grau und lautlos auf die weißbeschnittenen Dächer der Stallgebäude nieder zu sinken. Eine sprühende Feuersäule erhebt sich leuchtend über dem großen Hof. — Weihnachten ist nahe herbeigekommen.

Die Magd trällert in Festesstimmung ein fröhliches Lied, obgleich das Wasser, mit dem sie die Diele scheuert, brühheiß aus dem Herde kommend, gleich darauf doch wieder eiskalt ist. Die Knechte, die unter dem Schuppen die Weihnachtsklötze spalten, hauen beinahe zwei auf einmal durch und handhaben ihre schweren Aeste wie ein Spielzeug.

„O du fröhliche, o du selige.“

Eine alte Frau tritt aus dem Backhaus, auf den Armen eine hohe Beuge langer, runder, knusperiger Weihnachtsstollen. Langsam schleppt sie ihre süße Last über den großen Wirtschaftshof hinüber in das rot gemalte Leutehaus; vorsichtig, um nirgends anzustoßen, tritt sie in den Eßraum und legt die Stollen auf eine Bank. Dann breitet sie das beste, hausgewebte Linnen über die langen Tische und legt die Brote darauf, vor jeden Platz ein größeres und ein kleineres.

Abschreckend häßlich war die Frau. Ueber ihren ursprünglich brandroten Haaren lag ein grauweißer Schleier, wie von darüber gestreuter Asche; schwer und geschwollen fielen die Lider über die eingesunkenen Augen und um Mund und Kinn lagerte eine eigentümliche Härte, wie wenn die Muskeln plötzlich erstarrt wären.

Heute aber, in dieser Weihnachtsnacht, ruhte auch auf diesem strengen Gesicht der Ausdruck solch tiefen Festesfriedens, daß man darüber seine Häßlichkeit beinahe vergessen könnte.

Vielleicht nur eine einzige Person auf dem großen Hof kam nicht zum völligen Genusse der Vorfreude an dem heiligen Fest: die junge Magd, die die Klötze und Bündel für die Badestube herrichtete. Sie stand vor dem lodern den offenen Kamin, eine ganze Beuge kleingehauener Aeste zu ihren Füßen. Doch fehlten ihr handfeste Weidenzweige, um sie zu Bündeln zu verschnüren. Ein langes, breites Fenster mit unzähligen kleinen Scheiben gab dem Raum ein graues, kaltes Winterlicht, das, mit der roten Glut des Kamins sich mengend, seltsame Reflexe auf Decke und Boden zauberte. Je höher die Flamme stieg, desto trauriger wurde die Magd. Kaum in die Glut geworfen, zerfielen die dünnen, leichtgeschnürten Bündel. So würde es niemals ein geschürtes Feuer werden und bis zum nächsten Weihnachtsfest wird sie von allen Seiten wegen ihrer Ungeschicklichkeit gehänselt werden.

Im schlimmsten Kummer sah sie gerade den Kommen, den sie am meisten fürchtete: Ingmar Ingmarson, den Herrn des Hofes. Jedenfalls wollte er selbst sich davon überzeugen, ob die Badestube heiß genug und die Weihnachtsbüschel gut verschnürt.

Der alte Ingmarson liebte alles Alte. Und gerade, weil die Bauern angingen, die alten Sitten und Gebräuche zu verachten, das hergebrachte Weihnachtsbad zu vernachlässigen, hielt er darauf, daß auf seinem Hof alles beim Alten blieb, und zwar genau so, wie es die Vorfahren hielten.

Ein alter Lammpez umschloß die hagere Gestalt Ingmar Ingmarsons, seine Beine staken in weiten Beinkleidern von weichgegerbten Fellen, und an den Füßen trug er schwere Lederstiefel ohne Nähte, mit Klammern zusammen gehalten. Mit leisen, langsamen Schritten trat er näher, gebückt unter der Last seiner Jahre. Man konnte ihn für einen Bettler halten. Sein Gesicht war gleich geschnitten und eben so häßlich, wie das seiner Frau. Sie waren Verwandte. Und dennoch verehrte die Magd sie beide, wie jeden, der ihnen ähnlich sah.

War es schon viel, der alten und weitverzweigten Familie der Ingmars anzugehören, welche immer, seit Alters her, die erste des Landes gewesen, so beherrschte der alte Ingmar Ingmarson sie alle als reichster, klügster und mächtigster der ganzen Sippe.

Ingmar trat auf die junge Magd zu, ergriff eines der Bündel und warf es in die Luft. Die einzelnen Zweige flogen weit umher, einer fiel mitten auf den Weihnachtstisch, ein anderer verfang sich in dem breitausladenden Bethimmel, während ein dritter vorzeitig seinen Platz im Kamin suchte, daß die Funken hoch emporstoben.

„Na, na, Kleine!“ rief der alte Ingmarson, aus vollem Herzen lachend. „Glaubst du, daß man sich bei Ingmarsons mit solchen Bündeln badet, oder hast du es etwa darauf abgesehen, der Weihnachtsnarr zu sein?“

Als sie sah, daß der Herr die Sache nicht gar zu ernsthaft nahm, faßte sie wieder Mut und meinte, sie würde die Bündel wohl fester schnüren, wenn sie nur Ruten dazu hätte.

„Dann mußt du eben sehen, Kleine, wo du welche herbe-kommst,“ antwortete der Greis gutgelaunt, denn er war in der besten Weihnachtsstimmung.

Damit verließ er den großen Saal, überstieg bedächtig die andere Magd, die immer noch auf den Knien liegend die Diele scheuerte, und schaute sich unter der Tür im Hof um, ob niemand zur Hand wäre, den er zum Rutenschneiden schicken könnte. Die Knechte waren jedoch immer noch im Schuppen beim Hacken der Klötze, der Sohn warf aus dem Speicher Heu auf die Tenne zum Weihnachtsschmaus für das Vieh, die beiden Schwiegersöhne zogen noch den letzten Wagen in die Remise, damit auch der Hof Feierstimmung erhielt. Niemand war somit abkömmlich, den er hätte schicken können.

So entschloß sich denn der Greis, in aller Ruhe selbst zu gehen. Er überschritt quer den Hof, als wollte er den Stall in Augenschein nehmen, blickte kurz vor ihm zurück, um sich zu überzeugen, daß ihn niemand beobachtete, und verschwand dann hinter dem Hühnerhaus, von dem ein Weg nach dem Wald führte. Ingmar wollte nicht, daß ihn jemand weggehen sähe, sein Sohn oder einer seiner Schwiegersöhne hätten ihn sonst bitten können, auf dem Hof zu bleiben. Und alte Leute tun gerne, was ihnen gerade in den Sinn kommt.

Er stieg den Weg hinan, der erst über einen kleinen Hügel quer durch das Feld und einen kleinen Tannenhain nach dem Wald führte. An dessen Rand angekommen, verließ er den gebahnten Pfad und stapfte durch den hohen, blendend weißen Schnee, um nach kleinen Bäumchen zu suchen, die er etlicher junger Zweige berauben konnte.

Gerade eben hatte der Sturm seinen Zweck endlich erreicht, den er den ganzen Tag über mit Ausdauer verfolgte. Den tiefgehenden grauen Wolken hatte er ihre Schneelast entris-

sen und stürzte sich jetzt mit einem blitzenden, sinnverwirrenden Gefolge weißer Flocken auf den Wald.

Ingmar Ingmarson hatte sich tief zur Erde gebückt, um ein paar junge, geschmeidige Schößlinge zu schneiden, als der Sturm mit seiner Schneelast auf dem Rücken heranbrauste. Wie der Greis sich wieder aufrichtete, warf ihm der unholde Geselle ein ganzes Bündel Flocken mitten ins Gesicht. Seine Augen waren mit Schnee gefüllt und unter der Wucht des plötzlich auf ihn einströmenden Orkans drehte er sich einige Male wie ein Kreisel um sich selbst.

Das kam alles davon, daß Ingmar Ingmarson alt war. In seiner Jugend wäre es selbst dem heftigsten Schneesturm nicht gelungen, ihn schwindeln zu machen. Heute schien aber alles sich um ihn zu drehen, wie wenn die Bäume unter dem Schneeschleier die Weihnachtspolka tanzten. Als er zum Hof zurückkehren wollte, schlug er gerade die entgegengesetzte Richtung ein. Immer höher wuchs der Tannenwald empor, der hinter der Laubholzlisière aufstieg, darin der Sturm sein gelendes Lied pfiß.

Wohl bemerkte der alte Bauer, daß er unter Tannen schritt, er glaubte sich aber in dem kleinen Gehölz, das an seine Felder stieß, und ging ruhig des Weges weiter.

Immer tiefer und tiefer geriet er in den Wald, die Nacht fiel auf Flügeln des Sturmes, der mehr und mehr an Gewalt verlor. Still und ruhig wurde es unter den Bäumen, deren Kronen nur sich ächzend beugten und knarrend aneinander rieben. Nun erst bemerkte Ingmarson, daß er irre gegangen, und kehrte um.

Der Gedanke, daß er, dem die ganze Gegend auf Meilen in der Runde seit Jahrzehnten bekannt war, wie sein eigener Hof, sich hatte derart täuschen können, verwirrte ihm völlig den Kopf, und während er durch den dichten, weglosen Wald dahinschritt, konnte er seine Gedanken nicht genügend sammeln, um zu erkennen, wo er sich befand. Er suchte den Weg erst auf der einen Seite, dann auf der anderen. Endlich fand er zufällig wieder seine eigenen Fußstapfen, aber die Nacht verdichtete sich zu schnell, als daß er ihnen lange hätte folgen können. Und immer höher und dichter wurden noch des Waldes ragende Tannen. Je weiter er ging, desto tiefer kam er in den Forst.

Das war doch wahrlich zu dumm, sich derart auf eigenem Grund und Boden zu verirren. Nun konnte er den ganzen Abend durch den Wald laufen und würde zu spät zum Weihnachtsbad kommen. Er drehte seine Pelzmütze auf dem struppigen Kopf herum und schnallte die Knierrömer seiner Lederhosen wieder fest. Doch gab ihm all dies seine Ruhe nicht völlig wieder. Und als es dunkler und dunkler um ihn wurde, drängte sich ihm mehr und mehr die Furcht auf, am Ende gar die ganze heilige Nacht draußen zubringen zu müssen.

Er lehnte sich gegen einen Baum und blieb eine Zeitlang unbeweglich, um seine Gedanken zu sammeln. Er kannte doch seinen eigenen Wald! Seit nahe an 80 Jahren hatte er ihn nach allen Richtungen durchstreift, daß jeder seiner Bäume ihm ein vertrauter, alter Freund war. Als Kind hatte er in ihm des Vaters Lämmer geweidet, den wandernden Vögeln Schlingen gelegt, als junger Bursche den Holzfällern beim Schlag geholfen; er hatte alte Bäume fallen, junge setzen und wachsen sehen! Und nun sollte er sich verirrt haben?

Ein Spuk der heiligen Nächte mußte ihn narren!

Endlich glaubte er die Gegend doch zu erkennen und die Richtung, die ihn nach Hause führte. Pfadlos stapfte er durch den Schnee, aber nicht seinem Hof entgegen, sondern nur wieder tiefer in den Hochwald.

Plötzlich fühlte er durch die Schneedecke unter seinen Füßen nicht mehr die knorrigen Wurzeln der Tannen, sondern ebenen, festen Boden und begriff, daß er doch einen Weg gefunden hatte. Er versuchte, ihm zu folgen, weil er sich sagte, daß jeder Weg wenigstens irgendwohin führen müsse. Dieser

brachte ihn aber nach einer Lichtung, wo der Sturm freies Spiel hatte, von einem Pfad keine Rede mehr war, wo ihn dichtes, wirbelndes Schneegestöber wieder umhüllte.

Der Kampf mit dem Schneesturm ermüdete den Greis und von Zeit zu Zeit setzte er sich auf einen gestürzten Baum, oder einen Felsen, um neue Kraft zu sammeln. Aber kaum hatte er sich niedergelassen, begann er auch schon einzunicken. Er wußte nur zu genau, daß es die letzte Ruhe war, wenn er dem Schlaf Herrschaft über sich gab. Nur fortgesetzte Bewegung konnte ihn retten. Aber je mehr er zu gehen versuchte, desto weniger vermochte er dem Bedürfnis nach Ruhe zu widerstehen. Einerlei, dachte er, und sollte sie mich auch das Leben kosten.

Das unbewegliche Sitzen in tiefster Ermattung umschmeichelte seinen erschöpften Körper mit solch selbigem Genießen, daß ihn der Gedanke an den Tod nicht mehr schreckte. Mit einer gewissen Befriedigung dachte er voraus an die erbauliche Predigt, die man an seinem Begräbnis in der Kirche halten würde. Er erinnerte sich der schönen Worte, die der Pastor am Saß seines Vaters gesprochen; auch seinem Andenken würden solche gewidmet werden. Man würde davon sprechen, daß er das älteste Familiengut des Landes zu eigen besessen, daß er das Haupt der ersten Sippe der Gegend gewesen. Man würde auch von der Verantwortung reden, die auf seinen Schultern ruht.

Ach ja, seit frühester Jugend wußte er, welch schwere Last die Verantwortung ist für einen Ingmar Ingmarson, der all seine persönlichen Gedanken und Wünsche der Ehre des Namens opfern muß.

Wie ein Blitzstrahl warf dieser Gedanke einen blendenden Schein in die dämmerröde Flut seiner halbschlafenden Sinne.

Ein Ingmarson durfte nicht im eigenen Wald erfrieren, wie ein heimatloser Bettler! Eine derartige Erinnerung durfte er, dessen Ahnen alle in Kampf und Arbeit gestorben, der Familie nicht hinterlassen.

Und wieder nahm er seine ziellose Wanderung auf. Dicht hatten ihn die fallenden Flocken schon umhüllt, die nun in mächtigen Flocken an seinem Schafspelz fielen, als er erschreckt aufsprang.

Aber mehr und mehr übermannte ihn doch wieder die Mattigkeit. War es nicht auch ein Kampf, in dem er fiel, wenn der Schlaf ihm zum Sieger geworden? War es wirklich ehrlos, einem solchen Gegner zu unterliegen?

Grübelnd ließ er sich wieder nieder, noch milder und sanfter wurde ihm der Gedanke an den Tod nach langem, mühevollen und ehrenvollem Leben. Er gedachte all der Zeremonien, mit der sein Leichnam umgeben werden würde. Er sah den großen Eßtisch oben im Festsale des ersten Stockes festlich gedeckt, den Pastor und seine Frau neben dem Friedensrichter in Amtstracht an den Ehrenplätzen, die Frau Bürgermeister in ihrem schwarzen, knisternden Seidenkleid, die massive Goldkette um den Hals, neben ihrem Mann.

Der ganze Raum weiß ausgeschlagen, neue, weiße Vorhänge an den Fenstern, weiße Ueberzüge über allen Möbeln.

Der ganze Weg von der Halle bis zur Kirche mit Tannenzweigen bestreut.

Während vierzehn Tagen vor der Beerdigung Waschen und Scheuern, Backen und Braten zur Feier des Begräbnisses des Familienoberhauptes und wenn allein zwanzig Fuhrer Holz dabei drauf gingen. Die Ingmars konnten sich das leisten.

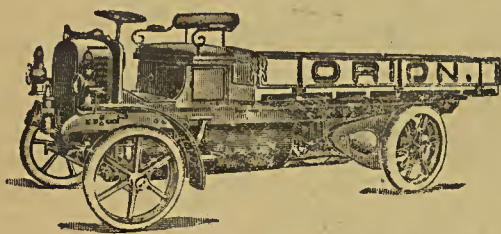
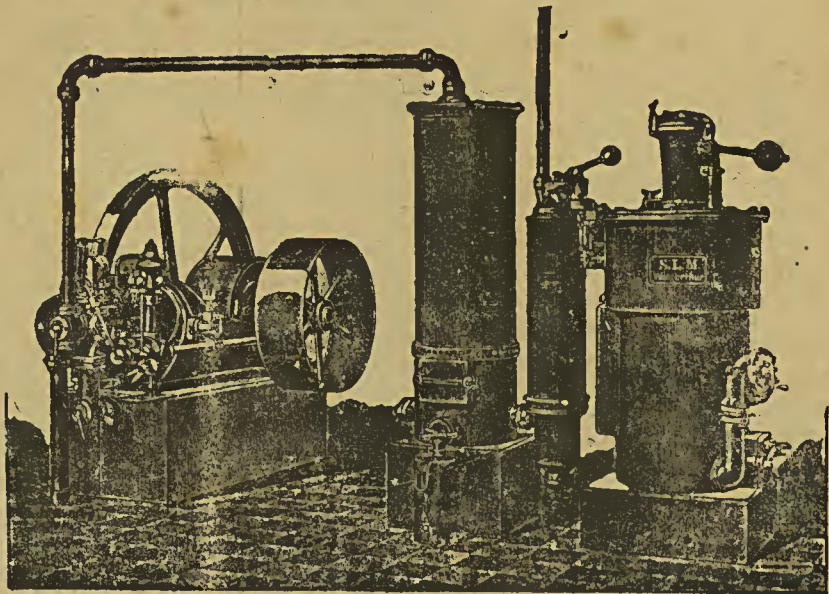
Im Mittelzimmer des Erdgeschosses sein Sarg feierlich aufgebahrt, Weihrauch durch alle Räume schwebend, untermischt mit dem kräftigen Duft verbrannter grüner Tannenzweige. Psalmen ertönen am Sarg des Verstorbenen, solange der Deckel zugeschraubt wird: silberne Zweige als alte Familienstücke liegen darüber gebreitet.

(Schluß folgt.)

Sauggas-Motore Winterthur

der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik WINTERTHUR,

**solideste und ver-
vollkommnetste
Konstruktion,
daher denkbar bil-
ligster Consum.**



Omnibus- und Last- Automobile „ORION“

sind die **sparsamsten, widerstandsfähigsten** und am **leichtesten** zu handhaben.

C. G. HAUBOLD JR., CHEMNITZ. Spezialität in Färberei-, Appretur- und Merzerisier-Maschinen. Eis- und Kälte-Maschinen.
BENNO SCHILDE, HERSFELD. Hordentrockenapparate.

Einzig Repräsentanten in Brasilien:

Müller & Co. Rua Primeiro de Março N. 100 **Rio de Janeiro**

Munding's NEKTAR



Für Wiederverk. u. Fabrikant. gr. Rabatt.
Erstklassig alkohol- u. chemikalienfrei,
natürlicher Labe- und Volks-Trunk! — 16 Sort. Früchte u. Alpenkräut.
Besser, gesünder, als alle bisher am Markt ersch. ähnl. Produkte. Urstoff-Must. genügt f. 9—10 Lt. Getränk nebst Rezept u. nur geg. Voreinsdg. v. M. 1,20 i. Briefm. all. Länder.
N. Munding, Innsbruck, Hof- und Kammerlieferant. Wien, Kochk.-Ausst. 1908 gold. Med. Paris 1908, Ehrenkreuz und goldene Medaille.

Jeder Deutsche über See lese

das von kerndeutschem Humor durchwehte, anerkannt schönste und dabei billigste, farbig illustrierte, nicht-politische Witzblatt für die Familie:

Meggendorfer Blätter, München,

Farbig illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst.

— Jede Woche eine neue inhaltsreiche Nummer! —

Man verlange gegen Einsendung von Mk. 7.20 ein Halbjahr lang, von Mk. 14.40 ein Jahr lang portofreie Zusendung vom Verlag der **Meggendorfer Blätter, München** Theaterstrasse 47. — Probenummern auf Verlangen kostenfrei

Feuilleton.

Die Hand der Nemesis.

Roman von Gustav Rehfeld.

(Fortsetzung.)

Die Augen des Greises glänzten fieberisch, sein Atem war keuchend, auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen.

„Hören wir auf davon, Herr Baron!“ bat die junge Frau sanft. „Sie regen sich zu sehr auf! Und lassen Sie mich los, — Sie tun mir weh!“

„Nicht eher, als bis Sie auf meine Frage eine ernstliche Antwort geben!“

„Nun denn, ja, — aber jetzt lassen Sie mich frei!“

Der Baron gehorchte.

„Da sehen Sie!“ sagte Klara Maiwald, auf die roten Fleckeweisend, die sein Druck auf ihren Händen erzeugt hatte. „Wenn Sie Ihre Frau dereinst auch so behandeln wollen, ist das nicht gerade vielversprechend!“

Sofort fiel er vor ihr nieder auf die Kniee und flehte sie um Verzeihung an.

„Gut,“ erwiderte sie, „ich will Ihnen verzeihen, aber nur unter einer Bedingung!“

„Und die wäre?“

„Daß Sie nie wieder auf dieses unsinnige Projekt zurückkommen!“

„Aber, Klara, ich liebe Sie, — Sie müssen die Meine werden!“ rief er erschreckt.

„Es ist möglich, daß Sie mich lieben, denn — ich gebe es zu — ich bin nicht häßlich und kann ja wohl von einem Manne geliebt werden! Ich finde aber, daß Sie zuviel an sich zu wenig an eine Person denken, die dabei sehr beteiligt ist!“ sagte sie trauernd.

„Und die wäre?“

„Nun, — natürlich ich!“

Der Baron erhob sich und stammelte:

„Sagen Sie nein, Klara? Freilich, — ich bin ein Greis, — ich habe nichts in und an mir, was einer jungen, schönen Frau, wie Sie sind, gefallen könnte, — aber dennoch glaubte ich Ihnen einige Zuneigung eingeflößt zu haben! Und dann — Ihre Jugend, Ihre Schönheit fallen freilich schwer ins Gewicht, aber andererseits — die Stellung, die ich Ihnen zu bieten habe! Sagen Sie wirklich nein, wirklich nein?“

Sie betrachtete ihn lange mit einem faszinierendem Blick, der ihn bannte, der ihn vor Leidenschaft erzittern ließ. Dann näherte sie ihm ihr schönes, blühendes Gesicht und sagte leise:

„Sie irren, Herr Baron, ich sage nicht nein, — aber — ich habe eben mancherlei zu erwägen! Sie denken nur an sich, an das Vergnügen, eine hübsche junge Frau zu haben! So gestatten Sie mir, daß ich meinerseits auch an mich denke!“

„O, Klara,“ rief der Greis hingerissen, „ich habe, — glauben Sie mir — nichts als Ihr Glück im Auge! Können Sie daran zweifeln?“

„Vielleicht! Wissen Sie, was man sagen wird, wenn man unsere Heirat erfährt? Daß ich das eingefädelt habe, daß ich im höchsten Grade berechnend bin, daß ich die Abgeschiedenheit, in welcher wir leben, benutzte, Sie zu beeinflussen!“

„Unmöglich! Bin ich nicht mein freier Herr?“

„Man wird sagen,“ fuhr sie fort, „daß ich Sie allmählich isoliert habe, um Sie besser beherrschen zu können! Man wird mir alle möglichen Untugenden andichten, und ich werde mich nicht verteidigen können, aus dem einfachen Grunde, weil der Schein gegen mich ist und weil man dem einzigen Menschen, der mich beschützen kann, am wenigsten glauben wird!“

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie sagen!“ versetzte der Baron nachdenklich. „Indessen die Zukunft wird besser als alles andere beweisen, daß Sie des Ranges, zu dem ich Sie

erhebe, durchaus würdig sind, — würdig in Ihrer Tugend, in Ihrer Güte, in Ihrer Ergebenheit und Treue!“

Sie senkte das Haupt.

„Ich bin noch nicht fertig!“ flüsterte sie wehmütig, während ihre Augen wie von Tränen glänzten. „Sie wissen, ich kam als schlichte Krankenwärterin zu Ihnen, als Dienerin! Ich wohnte in den Räumen der Dienerschaft, ich aß am Tische der Leute, — es würde heute noch so sein, wenn Ihre Güte mich nicht aus meiner Niedrigkeit hervorgehoben hätte, wofür ich Ihnen ewig dankbar bin! Aber — diese Heirat — bedenken Sie das wohl — wird Sie lächerlich machen und mich wird man verabscheuen!“

„Klara!“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie fragen nichts nach dem Urteil der Welt! Welche Demütigungen, welche Kränkungen werden mir aber daraus erwachsen?“

Jetzt hatte sie wirklich Tränen in den Augen; ihre Stimme bebte vor verhaltenem Schluchzen. Und für den Greis war dieser anscheinend grenzenlose Schmerz eine neue Anziehungskraft, zugleich ein neuer Beweis von der Reinheit der Geliebten. Er nahm sie in seinen Arm, ohne daß sie diesmal widerstrebte, und küßte sie andächtig, — fast mehr als ein Vater, denn als ein Liebender.

„O, Sie sind so gut!“ hauchte die junge Frau, das Haupt an seiner Brust bergend. „Sie verdienen es, glücklich zu sein! Aber — ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt! Ich — ich —“

„Nun, sprechen Sie!“

„Ich — ich habe eine Tochter, meine kleine Nora, die ich mehr als mein Leben liebe! Was wird aus ihr, wenn ich in diese Heirat willige? Werden Sie auch gegen sie so gütig und liebevoll wie gegen mich sein?“

„Ich werde ihr Vater, sie wird meine Tochter sein, — sie wird bei uns als unser Kind aufwachsen, und wir werden sie gemeinschaftlich erziehen! Geben Sie nun Ihr Jawort!“

Sie verharrte einige Zeit im Stillschweigen.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie dann, „etwas in mir empört sich gegen diese Heirat. Ich fürchte, Sie werden, was Sie getan, allzusehnell bereuen, und was dann? Lassen Sie mich nachdenken! Ich sage nicht nein, ich fürchte mich nur, — sonst — sonst — wäre ich ja so glücklich, Ihnen anzugehören!“ — — —

Mehrere Wochen vergingen, während welcher Klara Maiwald die soeben geschilderte Unterhaltung vollständig vergessen zu haben schien. Sie fuhr fort, eine ruhige, fast gleichgültige Haltung zu beobachten, und verstand es vortrefflich, jedesmal, wenn der Baron auf seinen Plan zurückkommen wollte, eine derartig abweisende Miene anzunehmen, daß er aus Furcht, sie könne ihn abschlägig bescheiden, nicht weiter darauf einzugehen wagte. Erst nach längerer Zeit, als er zu erkennen glaubte, daß die junge Frau niemals von selbst auf jenes Gespräch zurückkommen würde, sagte er eines Tages verliebter denn je:

„Teuerste Klara, ich glaube Ihnen nun genügend Zeit gelassen zu haben, mit sich zu Rate zu gehen, ob Sie auf meinen Antrag eingeben wollen und können! Wollen Sie mir Ihre Entscheidung mitteilen?“

Sie sah ihn an und — schwieg.

Der Greis betrachtete sie unruhig. Bedeutete das ein Nein?

„Klara,“ fuhr er fort, „soll ich Ihnen die Worte, die ich Ihnen damals sagte, wiederholen?“

„O, nein!“ sagte sie verschämt.

„Klara, ich liebe Sie! Wollen Sie mein Weib, mein geliebtes Weib werden?“ stieß er, am ganzen Körper förmlich erbebend, hervor.

„O, Herr Baron, — haben Sie es sich denn auch genügend überlegt?“ sagte sie wie zagend.

„Bei mir bedarf es der Ueberlegung nicht!“ erwiderte er lächelnd.

„Sie werden diesen Schritt nie bereuen?“ ließ sie jedoch zu fragen nicht nach.

„Nie!“

„Und Sie werden meine Tochter lieben, als ob sie Ihr eigen Fleisch und Blut wäre?“

„Das werde ich! Haben Sie doch Vertrauen zu mir, Klara! Glauben Sie mir doch, daß mein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet sein wird, Sie glücklich zu machen!“

Wieder verharrete sie einige Zeit im Schweigen. Da neigte er sich zu ihr und fragte:

„Ist es denn so schwer, das eine kleine Wort auszusprechen?“

„Nun denn: ja!“ flüsterte sie, das Haupt an seine Brust sinken lassend. „Aber — Sie hegehen eine Torheit!“

„Sie vielleicht, ich nicht!“ rief er voll überströmendem Glücksgefühl, das schöne Weib mit jugendlichem Feuer umarmend und küssend. — weil sie es so wollte.

Er war sich alles andere als dessen bewußt und so konnte er denn auch nicht sich fragen:

„Und wenn sie es nicht so wollte?“

Das war ein Staunen weit und breit, als es bekannt wurde. Zuerst glaubte man es nicht. Der sonst so adelsstolze, immens reiche Baron von Blomberg wollte seine Krankenpflegerin heiraten? Unmöglich! Als aber das standesamtliche Aufgebot erschien, dem das kirchliche folgte, mußte man sich wohl oder übel mit der Tatsache abfinden.

Doktor Willert war einer der ersten, der die Neuigkeit erfuhr. Er wunderte sich nicht im geringsten darüber; hatte er die Katastrophe doch vorausgesehen. Ohne Zeit zu verlieren, telegraphierte er an Viktor:

„Ihr Vater ist mit Klara Maiwald aufgeboten!“

Der junge Baron befand sich zur Zeit in Wien, der dortigen deutschen Gesandtschaft attachiert. Bis jetzt hatte er immer noch gehofft, ein guter Geist würde seinen Vater vor der grenzenlosen Torheit einer Heirat mit seiner Pflegerin bewahren, als er die Depesche des alten Arztes empfing und dadurch in eine leicht erklärliche Aufregung geriet. Schon war er im Begriff, nach Ehrenberg abzureisen und einen letzten Versuch zu unternehmen, den Entschluß seines Vaters zu ändern, als ein Brief mit der ihm wohlbekannten Handschrift desselben eintraf.

Der Inhalt desselben war folgender:

„Mein Sohn! Ich vermute, daß dich die Nachricht von meiner bevorstehenden Vermählung mit Frau Klara Maiwald überraschen wird und daß du Versuche anstellen wirst, mich in meinem Entschluß wankend zu machen. Ich bitte dich, laß das, — jeder Versuch würde fruchtlos sein! Wenn du mich recht erfreuen willst, so komme zu meiner Hochzeit. Meine Braut ist durch und durch edel und vornehm gesinnt, sie wird dir nichts nachtragen!
Dein Vater!“

Der junge Mann zerknüllte zornig das Papier.

„Er kennt mich schlecht,“ dachte er. „wenn er meint, daß ich durch meine Gegenwart einen Bund sanktionieren könnte, der für unsere alte Familie eine Schande bedeutet!“ —

Der Baron hatte anfangs die Absicht gehabt, die Feier seiner zweiten Vermählung durch ein großartiges Fest zu begeben. zu dem der gesamte Adel der Umgegend eingeladen werden sollte, und es kostete Klara Maiwald nicht wenig Mühe, ihn zur Verzichtleistung auf diese Idee, an deren kläglichem Scheitern sie nicht zweifelte, zu bewegen. Schließlich aber gab er nach und begnügte sich damit, seine zahlreichen Beamten und Arbeiter zu bewirten. Auch darauf hätte die junge Frau gern verzichtet. Sie wußte, daß man ihr nicht wohlwollte, daß man sie im Gegenteil allgemein verabscheute und verachtete, und wäre mit dem Triumph, Baronin Blomberg geworden zu sein, gern zufrieden gewesen. Indessen zeigte der Greis sich diesmal so hartnäckig, daß sie ihm seinen Willen lassen mußte.

Die Dorfkirche, in welcher die kirchliche Einsegnung der Ehe erfolgte, war zum Brechen voll. Aus dem weitesten Um-

kreise waren Neugierige herbeigeeilt, den bekannten Baron von Blomberg mit seiner Pflegerin vor dem Traualtar zu sehen. Natürlich fühlte Klara, wie wenig Sympathie, wie viel mehr Hohn und Spott diese zahlreiche Menge ihr entgegenbrachte, aber durch nichts verriet sie, daß alle die dreisten Blicke, daß dieses laute, ungenierte Flüstern und Kichern den geringsten Eindruck auf sie machte. In würdiger, jedoch bescheidener Haltung stand sie an der Seite des sich straff und jugendlich haltenden Barons, hörte scheinbar andächtig der kurzen Ansprache des Ortsgeistlichen zu und empfing in tiefster Rührung den Segen.

Ebenso bewahrte sie auch ihren künftigen Untergebenen gegenüber eine hescheidene Zurückhaltung. Wer sie aber hernach gesehen hätte, als sie sich in ihrem Zimmer allein befand, als wilder Triumph, Rachsucht, Haß ihre Züge verzerrten, als sie mit dämonischem Lächeln sich im hohen Trumeau betrachtete, als sie die kleine Faust drohend ballte, — wer das gesehen hätte, der würde gewußt haben, daß dieses Weib vor nichts zurückschreckte, daß sie voll kaltherziger Berechnung, voll arger List, voll boshafter Ränke war. Aber das sah eben niemand.

Klara hatte auch ihre Tochter zu ihrer Vermählungsfeier kommen lassen. Nora zählte jetzt zwölf Jahre, war ihrer Mutter wie aus den Augen geschnitten und versprach eine große Schönheit zu werden. Im festen Verkehr mit Mädchen aus den besten Familien hatte sie deren Manieren angenommen und zeichnete sich im Charakter, wie im Benehmen in jeder Weise aus. Dennoch und obwohl sie der Baron — schon um der Ähnlichkeit mit ihrer Mutter willen — sehr gern mochte, blieb sie nicht lange im Schlosse, sondern wurde nach wenigen Tagen in ihre Pension zurückgeschickt.

„Wir müssen eine geeignete Erzieherin suchen!“ sagte der alte Herr. „Haben wir die gefunden, nehmen wir Nora wieder zu uns und sie bleibt dann hier!“

Dies geschah ungefähr zwei Monate später. Selbstverständlich wurde die Kleine ganz wie eine Baroness Blomberg, ganz wie das rechtmäßige Kind des alten Schloßherrn aufgezogen.

Der letztere gewöhnte sich leicht an seine vollständige Isoliertheit. Keiner seiner Nachbarn, keiner seiner ehemaligen Freunde und Bekannten setzte den Verkehr mit ihm fort. Er sah sich von allen gemieden, selbst von seinem Sohn, der auf seinen Wunsch von Wien nach London versetzt worden war. Der Greis fragte nicht danach. Er hatte Klara und war glücklich. Sein Vertrauen zu ihr war so groß, daß er ihr die Führung seiner sämtlichen Geschäfte überließ, und die junge Frau, im Besitz einer gründlichen Bildung und eines scharfen Verstandes, arbeitete sich schnell in die schwierigsten Probleme hinein.

Der Baron hatte ihr im Ehekontrakt die Summe von sechshunderttausend Mark ausgesetzt. Als sie sich in gut fingierter Bescheidenheit mit aller Macht gegen diese Großmut gestäubt, hatte er so lange gefleht, bis sie nachgegeben. Die ehemalige Krankenpflegerin verstand es nun, ihr künftiges Vermögen in derartig lukrativen industriellen Unternehmungen anzulegen, daß es rapid wuchs. So war sie gegen jede Eventualität gesichert.

Uebrigens unterließ sie in ihrem eigenen Interesse nicht, ihren Gemahl aufs heste zu pflegen.

„Ich hin deine Frau,“ sagte sie oft lächelnd, „aber nicht minder auch deine Pflegerin, und muß dafür sorgen, daß du gesund bleibst!“

Und in der Tat blieb der Greis, anstatt, wie Doktor Willert angenommen hatte, nach der Hochzeit schnell dahinzuwelken, andauernd rüstig, kräftig und gesund, dank der klugen Fürsorge seiner Frau.

Der Arzt schüttelte den Kopf über dieses unerwartete Re-

sultat und fuhr fort, auf die Schloßbewohner ein scharfes Auge zu haben.

VI.

Sechs Jahre waren seit der zweiten Heirat des Barons Ottokar vergangen, und in dieser Zeit hatte sich auf Schloß Ehrenberg wenig geändert. Die junge Frau zählte jetzt fünfunddreißig Jahre, erschien aber bedeutend jünger und war im Vollbesitz einer glänzenden, üppigen, berückenden Schönheit. Eine glänzende Folie verlieh ihr Nora, ihre gleichfalls zu voller Weibesschöne erblühte achtzehnjährige Tochter. Das junge Mädchen war, wie bereits erwähnt, das Ebenbild der Mutter, hoch, schlank, brünett, plastisch gestaltet. Aber dennoch schied die beiden Frauen manches voneinander. Trug das Gesicht Klaras einen stolzen, kalten Ausdruck, so war bei Nora jeder Zug voll Güte, Anmut und Lieblichkeit. Wohl waren die Augen gleich denen der Mutter groß und flammend, aber sie brannten nicht, sie verzehrten nicht, sie waren der Spiegel einer kindlich reinen, edlen Seele. Ihr Lachen war offen und herzlich, ihr Gebahren sorglos, voll Sicherheit und Ebenmaß. Sie war im Schlosse die seltene, köstliche Blume, die noch niemand berührt, weil noch keiner ihren Reiz, ihren Duft erfahren hatte.

Und der Baron? Vielleicht war sein Haar weißer, seine Stirn runzlicher geworden, aber sein Gang war elastisch, sein Blick klar, sein Wesen unverändert, seine Gesundheit tadellos, — dank der unermüdlichen Sorgfalt seiner Gemahlin.

Nun aber sollten Ereignisse eintreten, die dem ruhigen Leben auf Schloß Ehrenberg ein Ende machten, weil — der Baron seinem Weibe den letzten, seit Jahren hartnäckig verfolgten Wunsch erfüllte.

Eines Tages begab der alte Herr sich nach L., der nächstgelegenen Stadt, und suchte eifertig das Bureau seines langjährigen Rechtsanwalts, des Justizrats Kraatz, auf.

„Herr Justizrat,“ begann er ohne Umschweife, „Sie kennen meine Vermögensverhältnisse und wissen, daß dieselben nichts zu wünschen übrig lassen!“

„Ganz recht, Herr Baron!“ erwiderte Kraatz, nicht wenig erstaunt.

„Ebenso,“ fuhr der Greis fort, „weiß doch wohl jeder im weitesten Umkreise, daß — daß ich gar nicht in — in Geldverlegenheit kommen kann!“

„Aber ich bitte Sie, Herr Baron, welche Idee!“

„Ich — möchte dies vorausschicken, weil es Sie, wie ja vielleicht auch so manchen, in Erstaunen setzen dürfte, was — nun, was ich zu tun beabsichtige! Ich möchte nämlich mein Gut Wormsfelde mit allem, was drum- und dranhängt, verkaufen!“

Der Justizrat sprang förmlich in die Höhe.

„Ich habe wohl nicht recht gehört!“ rief er bestürzt. „Herr Baron, — Sie wollen Wormsfelde, dieses wertvollste Ihrer Güter, diese Goldgrube im wahrsten Sinne des Wortes, verkaufen?“

„Ganz recht,“ nickte der alte Herr etwas verlegen, „das heißt, falls sich ein Käufer findet, der im stande ist, bar zu zahlen!“

„Das kann unmöglich Ihr Ernst sein!“

„Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil Ihnen Wormsfelde mit seinem herrlichen Boden, seinem großartigen Waldbestande und seinen industriellen Etablissements eine Einnahme gewährt, wie Sie sie von dem dafür zu erzielenden Kapital niemals erhalten dürften, — niemals!“

„Sagen Sie das nicht, — ich gebe Wormsfelde nicht unter drei Millionen weg!“ lächelte der Baron gezwungen.

„Aber weshalb?“ murmelte der Justizrat, seinen Klienten kopfschüttelnd betrachtend. „Herr Baron, — ist es Ihr Ernst?“

„Ganz entschieden! Glauben Sie nicht, daß ich ins Blaue

hinein rede, — ich habe es mir reiflich überlegt! Und nun — Ihre Antwort?“

„Darf ich mir zuvor eine Frage gestatten?“

„Bitte!“

„Ich muß vorausschicken, Herr Baron, daß es mir fern liegt, Sie beleidigen zu wollen!“

„Davon bin ich überzeugt, mein alter Freund!“

„Ist es wirklich unumgänglich nötig, daß Sie Wormsfelde verkaufen? Falls Sie Geld brauchen, — ich bin, wie Sie wissen, vermögend, — ich stelle Ihnen jede Summe zur Verfügung!“

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrat,“ erwiderte der Greis, merklich alteriert, „aber ich brauche kein Geld, ich bin durchaus nicht in irgend welcher Verlegenheit, wie ich schon eingangs zu Ihnen sagte!“

„Dann begreife ich es nicht!“ murmelte Kraatz kopfschüttelnd. „Herr Baron, — ich bin schon lange Jahre Ihr Rechtsanwalt, — ich darf wohl sagen: ich habe Sie nie schlecht beraten —“

„Nein, — das erkenne ich gern an!“

„Somit habe ich die Pflicht, ich könnte eigentlich sagen: das Recht, Sie im Interesse Ihres Sohnes und Erben zu fragen, was Sie mit dem Erlös für Wormsfelde zu machen gedenken?“

Der alte Herr schwieg einige Zeit. Ein Kampf schien sich in ihm zu vollziehen. Endlich sagte er zögernd:

„Ich habe — eine — große Spekulation im Sinne, zu deren Ausführung ich einer großen Summe bedarf!“

Der Justizrat sah ihn traurig an. Er hatte seinerzeit den Ehekontrakt zwischen dem Baron und Klara Maiwald angefertigt, in welchem der letzteren die Summe von sechshunderttausend Mark ausgesetzt worden war. Vergeblich hatte er dagegen opponiert, — sein Klient bestand auf seinem Willen. Mit Recht befürchtete er auch hier den verderblichen Einfluß der zweiten Frau.

„Ist der alte Mann wirklich noch im Vollbesitz seines Verstandes?“ dachte er, den Baron betrachtend. „Entschieden muß ich seinen Sohn benachrichtigen, — sonst geht ihm sein ganzes Erbe verloren!“

Plötzlich hob der Greis den Kopf und sagte trocken, als wenn er den Gedankengang des Rechtsanwalts erraten hätte:

„Haben Sie mich verstanden, Herr Justizrat, oder muß ich meine Worte wiederholen?“

„Ich habe verstanden, Herr Baron,“ versetzte Kraatz kalt, „und ich werde Ihren Wünschen gemäß handeln!“

Der alte Edelmann verabschiedete sich kurz und ging. —

Als er in sein Schloß zurückkehrte, traf er seine Gemahlin auf der Terasse. Sie schien seiner zu harren und näherte sich ihm lebhaft. Arm in Arm betraten sie den Salon, ohne zunächst ein Wort zu wechseln.

Der Baron war es, der zuerst auf den Zweck seiner kurzen Reise zu sprechen kam.

„Ich war in L.,“ sagte er, „und habe dem Justizrat Auftrag gegeben, für Wormsfelde einen Käufer zu suchen!“

„Da hast du recht daran getan, Ottokar!“ entgegnete Klara mit berückendem Lächeln. „Weshalb solltest du dich mit einer so komplizierten Verwaltung placken? Die Arbeitslast ist viel zu groß für dich! Hast du dich ihrer entledigt, wirst du noch einmal so glücklich sein! Und wenn du den Erlös für Wormsfelde günstig plazierst, wirst du auch ebensoviel Ertrag davon haben!“

Der Baron wiegte zweifelnd das Haupt.

„Das glaube ich nicht,“ sagte er, „aber das ist auch gleichgültig! Du hast es gewollt, Klara, und dein Wille ist mir Befehl!“

Du bist das Muster eines Ehegatten!“ erwiderte sie scherzend. „Folge nur immer meinem Rat, — du sollst es nie zu bereuen haben!“

Und sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn

glühend. Dann lief sie, wie über ihr eigenes Ungestüm beschämt, hinaus. Der Greis sah ihr mit grenzenloser Zärtlichkeit nach.

„Wie ich sie liebe!“ flüsterte er. „O, wie ich sie liebe!“ — Es war nachts darauf.

Die Schloßuhr hatte die Mitternachtsstunde verkündigt und alles schlief, als die vom Salon des Parterres auf die Terrasse führende Tür leise geöffnet wurde und eine hohe, dunkle, verhüllte Gestalt hinausschlüpfte. Nachdem sie sich vorsichtig umgesehen, huschte sie lautlos die Stufen zum Park hinab. Die Sicherheit, mit welcher dies trotz der herrschenden Finsternis geschah, bewies, daß sie die Gelegenheit genau kannte. Durch eine kleine Pforte in der Parkmauer, zu welcher sie den Schlüssel bei sich führte, ging es in größter Behutsamkeit die von hohen, schattigen Kastanienbäumen gebildete Allee entlang, den Wirtschaftsgebäuden zu. Nach einer Viertelstunde waren dieselben erreicht. Jetzt wandte sie sich links, einem zweistöckigen Beamtenwohnhausa, zu, öffnete die Haustür gerade in dem Moment, als der Hund des Wächters am andern Ende des Hofes anschlug, und trat ein.

Man mußte auf sie gewartet haben, denn alsbald tat sich eine andere Tür zur Linken des Flurs auf und eine Stimme flüsterte:

„Bist du's, Klara?“

„Ich bin's!“

„Komm!“

Sie fühlte sich hineingezogen, dann wurde die Tür geschlossen.

„Einen Augenblick, — bis ich die Lampe angezündet habe!“ hieß es weiter.

Ein Streichholz knisterte, darauf wurde es hell. Baronin Klara von Blomberg, verwitwete Maiwald, und ein hochgewachsener, schöner, aber verlebt aussehender Mann mit großen, dunklen Zigeuneraugen standen einander gegenüber.

„Sind die Läden geschlossen und bist du sicher, daß uns niemand belauschen kann, Franz?“ fragte Klara leise, sich argwöhnlich umsehend.

„Alles sicher!“ beruhigte sie der Mann. „Setze dich und erzähle mir, was dich zu dieser späten Stunde zu mir führt!“

Die Baronin hatte auf dem Sofa des gut bürgerlich eingerichteten Zimmers Platz genommen und sah gedankenvoll vor sich hin. Der andere hatte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl gesetzt, nachdem die Tür von ihm sorgfältig verriegelt worden war.

„Weshalb ich komme? Weshalb ich das Risiko auf mich nehme, möglicherweise belauscht und entdeckt zu werden?“ sagte sie leise, den Blick plötzlich voll auf ihn richtend. „Ei, nun, — daß es etwas Wichtiges sein muß, kannst du dir wohl denken! Nur gut, daß ich dich heute abend zufällig traf und Gelegenheit fand, dich von meinem Besuch zu benachrichtigen! Um es kurz zu machen, Franz, mein Ziel ist erreicht, der Baron wird Wormsfelde verkaufen!“

„So!“ versetzte er gleichmütig. „Und welchen Nutzen versprichst du dir davon? Ich habe mich stets im stillen gewundert, weshalb du dich eigentlich auf den Verkauf von Wormsfelde kaprizierst! Solange das Eigentum des Barons ist, fließen die Revenuen überreichlich, und es ist dir möglich, jährlich Tausende beiseit zu legen, ohne daß er es ahnt. Ist es aber in anderen Händen, besitzt er an Stelle dessen das Kapital, so wird es dir schwerlich möglich sein, wie bisher im Trüben zu fischen!“

„Das sagst du, weil du eben zu beschränkt bist!“ erwiderte sie spöttisch. „Meinst du, mir liege etwas an den Revenuen? Das ganze Kapital will ich haben, — die drei Millionen, welche Wormsfelde mindestens wert ist!“

„Allewetter,“ rief der Mann aus, „das nenne ich bescheiden! Und du bildest dir ein, das so ohne weiteres ermöglichen zu können? Du scheinst deinen Stiefsohn, den Baron Viktor,

vergessen zu haben! Du weißt, daß er dich haßt! Er wird sich sein Erbe um mehrere Millionen nicht kürzen lassen!“

„Mit seinem Willen nicht!“ Jedes ihrer Worte klang schneidend scharf. „Aber ich werde Sorge tragen, daß das Geld verschwindet, und er wird, um das Andenken seines toten Vaters nicht zu verunglimpfen, schweigen!“

„Seines toten Vaters?“ wiederholte der von ihr mit Franz Angeredete. „Noch lebt dein Gatte und erfreut sich der besten Gesundheit!“

„Noch!“ betonte sie. „Meinst du aber, es könne mir passen, meine besten Jahre der Pflege dieses mir gleichgültigen, ich möchte sagen: widerwärtigen Greises hinzupfern?“

„Klara, versünde dich nicht!“ ermahnte er sie. „Denke daran, was der Baron für dich getan hat! Du befandest dich im größten Elend, — von der Welt verstoßen, verachtet, dem Verhungern nahe! Er nahm dich auf, machte dich reich und glücklich, er gab dir seinen Namen! Vergiß das nicht!“

Die junge Frau lachte schneidend auf.

„Sieh, sieh,“ spöttelte sie, „mein liebenswürdiger Bruder Moralprediger! Fürwahr, eine ganze neue Seite, die ich da an dir entdecke, mein Bester! Aber du mußt schon gestatten, daß ich mich darüber amüsiere! Hast du deine Vergangenheit vergessen? Es scheint so! Nun, gestatte, daß ich sie dir ein wenig in das Gedächtnis zurückerufe: In einem rheinischen Infanterieregiment diente vor einigen Jahren ein Leutnant Franz von Sieburg, der einzige Sohn eines wenig bemittelten, aber streng rechtlichen Majors a. D. Der geringe Zuschuß, welchen der Vater ihm gewähren konnte, reichte bei weitem für seine luxuriösen Lebensgewohnheiten nicht aus. Er geriet bald in Schulden, und als ihm diese über den Kopf wuchsen, begann er zu spielen, anfangs unglücklich, später glücklich, denn — er hatte es gelernt das Glück zu erzwingen! Das ging einige Zeit, bis man seine Manipulationen entdeckte. Die Folge war, daß man ihn infam kassierte, worauf sein Vater vor Gram sich eine Kugel vor den Kopf schoß. Der schimpflich entlassene Leutnant tat das nicht, — er hatte sein Leben zu lieb. Vom Spieler sank er zum Hochstapler herab, und es gelang ihm auf diese Weise, Jahre hindurch ein bequemes Leben zu führen, bis sein Schicksal ihn ereilte, die Gerichte sich seiner bemächtigten und ihm eine mehrjährige Gefängnisstrafe zu teil wurde. Endlich nach verbüßter Strafe entlassen, begann er ein Vagabundenleben zu führen und wäre sicher als Lanstreicher untergegangen, wenn ihn nicht seine Schwester, als er bei ihr ansprach, erkannt, sich seiner angenommen und ihm nicht ohne Mühe die Stelle als Oberinspektor von Ehrenberg verschafft hätte, als welcher er ein sehr gutes Gehalt bezieht und die Gelegenheit benutzt, seinen Herrn nach Kräften zu — betrügen! Haha, du und Moralprediger, mein Bester!“

Der Oberinspektor war bleich vor Wut geworden und sah seine Schwester mit einem Blick voll grimmigen Hasses an.

„Du,“ zischte er, „hältst mir das alles vor, du, die als Mädchen von siebzehn Jahren deinen Eltern mit dem Prestidigitateur, Gedankenleser, Hypnotiseur und Gaukler Carlos Rionetti, der eigentlich ein Berliner namens Maiwald war, davon lief und dadurch den Tod der Mutter veranlaßte? Du, die als Weib des fahrenden Betrügers selbst zur Betrügerin, zur Gedankenleserin, Gauklerin und zum Medium herabsank, bis dich dein Schicksal ereilte und man das Blumenmedium Klara Rionetti zu mehrmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilte? Zum Glück starb dein würdiger Gatte, während du hinter den grauen Mauern saßest, an den Folgen seines liederlichen Lebens, sonst hättest du deine elende Laufbahn weiter verfolgt, um einst gleichfalls als Landstreicherin zu enden, während dich so dein Glück, deine Vergangenheit und die erlernte Kunst in die Höhe brachten, so daß du jetzt als Baronin Blomberg in der Fülle eines gesicherten Reichtums dahinleben kannst. Ich sollte meinen, wir beide hätten uns nichts vorzuwerfen, meine gute Klara!“

Die Baronin war erleichtert.

„Woher weißt du das alles?“ stammelte sie mit erstickter Stimme.

„Haha,“ lachte er, „meinst du, die Vergangenheit der Krankenpflegerin Klara Maiwald sei so schwer zu erforschen? Da irrst du, — ich erfuhr es ohne sonderliche Mühe, und ebenso hätte der Baron sich unterrichten können, wenn er nicht — gar so vernagelt dumm gewesen wäre!“

„Hüte dich,“ bäumte das dämonische Weib sich auf, „ich bin hier die Herrin! Ebenso wie ich dich hergebracht, kann ich veranlassen, daß du ohne weiteres entlassen wirst! Ich habe Beweise deiner Veruntreuungen!“

„Bange machen gilt nicht!“ spottete der Oberinspektor. „Was würde dein Mann wohl sagen, wenn er erführe, daß ich dein Bruder sei, daß du eine derartig interessante Vergangenheit habest! Nein, nein, wenn ich dir raten soll, — laß das! Es würde dein eigener Schade sein! Und nun — hören wir auf, uns zu zanken! Sage mir, was dein Begehrt ist! Denn einzig und allein mir mitzuteilen, daß dein Gatte Wormsfelde verkaufen wolle, dazu bist du doch wohl kaum hergekommen!“

Die schöne Frau brauchte einige Zeit, ehe ihre Erregung sich legte, ihr Groll über den unbotmäßigen Bruder sich säntigte. Endlich gelang es ihr, sich zu beruhigen. Mit leiser Stimme entgegnete sie:

„Allerdings war das nicht mein Zweck, — ich habe vielmehr wohlerwogene Pläne, die sich auf den Verkauf von Wormsfelde gründen. Sobald der letztere zur Tatsache geworden und das Geld in meinen Händen ist, will ich an ihre Ausführung gehen, und du sollst mir dabei behilflich sein!“

„So sprich, — ich bin wahrhaftig neugierig!“

„Höre zu!“

Und nun begann sie eine längere Auseinandersetzung, welcher ihr Bruder aufmerksam zuhörte.

Als sie geendet, rief er kopfschüttelnd aus:

„Meinetwegen, — mir kann es recht sein, — meine Mithilfe ist dir selbstverständlich sicher! Und die fünfzigtausend Mark — eigentlich etwas wenig in Anbetracht des Riesengeschäfts, welches du dabei machst, — ich erhalte sie bestimmt!“

„Sobald mein Ziel erreicht ist, — mein Wort darauf! Und nun muß ich gehen! Lösche die Lampe und laß mich hinaus!“

Gleich darauf schlüpfte sie wieder hinaus, sah sich vor der Tür flüchtig um, ohne in der tiefen Finsternis etwas wahrzunehmen, und schlug dann sicheren Fußes den Rückweg ein. Niemand war zu sehen, noch zu hören; nichts drang an ihr Ohr als das Rauschen des Nachtwindes. So kehrte sie beruhigt in das Schloß zurück.

Und doch war ein Lauscher in der Nähe gewesen. Als sie verschwunden, löste eine dunkle Gestalt sich von den Bäumen der Kastanienallee los und begab sich langsam in den von der Dienerschaft bewohnten Schloßflügel.

„Sie war es, die stolze Baronin!“ flüsterte sie. „Ich habe sie wohl erkannt! Was hatte sie nur zur Nachtzeit bei dem Oberinspektor zu tun? Ein Liebesverhältnis etwa? Das wäre nicht übel! Ich wünschte, ich käme dahinter und könnte meinen alten Onkel rächen, den sie nach dreißigjähriger Dienstzeit im Schlosse schlankweg entließ! Freilich, — der Baron glaubt doch nur, was sie sagt, — er ist eine Puppe in ihren Händen!“

VII.

Justizrat Kraatz hatte seinen Vorsatz ausgeführt und Viktor von Blomberg von dem bevorstehenden Verkauf Wormsfelde's benachrichtigt. Dieser nahm augenblicklich Urlaub und traf acht Tage später in L. ein.

Der alte Rechtsanwalt stellte ihm den Ernst der Lage vor.

„Wenn Wormsfelde verkauft ist,“ sagte er, „was wird dann aus dem Erlös? Es ist nicht mehr Ihr Herr Vater, der das Heft in den Händen hat, der seine Güter und sein Geld verwaltet, sondern die Person, die sich damit befaßt, ist seine zweite Frau! Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die unglückliche

Idee von ihr ausgeht. Und zu welchem Zweck? Um Ihnen mit einem kühnen Handstrich mehr als die Hälfte Ihres Erbes zu nehmen! Sie wissen so gut wie ich, wenn Ihr Herr Vater stirbt, was Gott noch recht lange verhüten möge, er nicht zu gunsten der Frau über sein Vermögen verfügen darf, — Sie bleiben der Universalerbe nach dem Gesetz! Und das weiß die Baronin auch! O, ich durchschaue ihr Spiel sehr gut! Solange Ihr Herr Vater lebt, darf er disponieren, und sie führt seine Angelegenheiten zu ihren Gunsten, sie kauft und verkauft, wie es ihr gefällt, sie sorgt dafür, daß sie nach dem Ableben ihres Gemahls die Herrin Ihres Vermögens und vor allen Reklamationen sicher ist!“

„So werde ich also in absehbarer Zeit nicht mehr ein reicher Erbe, sondern ein Bettler sein!“ bemerkte Viktor bitter.

„Zweifellos!“

„Was würden Sie an meiner Stelle tun?“

„Ich würde Ihren Vater unter Sequester stellen lassen. Die mehrfachen Schlaganfälle und die damit verbundenen langen Krankheiten haben zweifelsohne seinen Geist geschwächt, sonst würde er einen so wichtigen Schritt, wie es der Verkauf Wormsfelde's ist, nicht ohne Ihre Zustimmung unternehmen. Sie sind berechtigt, Einspruch zu erheben und erforderlichenfalls den Schutz der Gerichte nachzusuchen. Man kann nicht voraussehen, wie die Entscheidung fällt, — jedenfalls aber gewinnen Sie Zeit, — die Sache zieht sich in die Länge, und Zeit gewonnen, alles gewonnen!“

„Zugleich würde ich aber auch Unehre auf unsern alten Namen bringen, da die Sache großes Aufsehen erregen müßte! Und meinen Vater würde ich empfindlich kränken! Nein, nein, um keinen Preis!“

„Bedenken Sie wohl: Sie kommen um den größten Teil Ihres Erbes!“ mahnte der Justizrat eindringlich.

Viktor schüttelte den Kopf.

„Komme, was da will!“ versetzte er mit dumpfen Tonfall.

„Ich will und mag es nicht hindern, — so nicht!“

Damit schied er. —

Tags darauf erhielt Kraatz ein Schreiben vom Baron Ottokar, in welchem ihn derselbe aufforderte, den Verkauf zu beschleunigen.

„Meinetwegen denn,“ dachte er, „ich wasche meine Hände in Unschuld!“

Vier Wochen später war das prächtige Gut, der uralte Besitz der Barone von Blomberg, in die Hände einer Aktiengesellschaft übergegangen, die mit Vergnügen den geforderten Preis von zwei Millionen achthunderttausend Mark in bar erlegte. Zu diesem Preise hatte der Baron sich unter der Bedingung sofortigen Zahlens auch noch herbeigelassen.

Als der Baron seiner Gemahlin die Nachricht von dem Verkauf überbrachte, warf sie sich voll überströmender Freude an seine Brust und küßte ihn zärtlich. Diese Umarmung war die letzte, die sie dem Greise, der sein schönes Weib vergötterte, zu teil werden ließ.

Die Komödie auf Schloß Ehrenberg, sie sollte jetzt zur Tragödie werden, so stand es im Buche des Schicksals bestimmt, — zur Tragödie für die Urheberin oder — für ihr Opfer?

Einige Tage, nachdem Frau Klara die ungeheure Summe von fast drei Millionen erhalten und mit Wissen des Barons unter ihrem eigenen Namen in der Bank von England plaziert hatte, — es sei dort am sichersten und man könne damit demnächst in englischen Werten spekulieren, hatte sie dem Greise eingeredet, — begann sie ihr Benehmen zu ändern. Das war nicht mehr die alte, beharrliche, sorgfältige Pflege, das war nicht mehr der aus ihren Augen strömende mächtige, hypnotisierende Einfluß, der seinen Willen lenkte, der ihn zwang, seine Gesundheit, seine Kraft zu wollen, — das war kühle Gleichgültigkeit, das war ein vollständig verändertes Verhalten. Die Folge war, daß der alte Herr von Stunde ab sichtlich

verfiel. Mit ängstlicher, kummervoller Miene verfolgte er jede Bewegung Klaras, die so gar keine Rücksicht mehr auf ihn nahm. Sie nicht mehr für seine Bequemlichkeit und seinen behagen sorgte, die ihn gänzlich zu übersehen schien. Zusehends nahmen seine Kräfte ab, und bald vermochte er sein Lager nicht mehr zu verlassen. Sein Ende nahte, aber es konnte nach Aussage des Arztes, des Doktors Altenau, den die Baronin notgedrungen zu Rate ziehen mußte, noch Wochen, vielleicht sogar Monate dauern, ehe es eintrat. Nur eine heftige Gemütsbewegung vermochte einen schnellen Tod herbeizuführen.

So mußte und sollte er die denn haben. Sie hatte es satt, die Krankenpflegerin eines Greises zu spielen. Sie sehnte sich mit jeder Faser ihres dämonischen Herzens nach Leben, nach Liebe, nach Genuß, nach dem Strudel der Welt. Hatte sie doch erreicht, was sie erreichen wollte, — war sie doch reich, ungeheuer reich, besaß sie doch jetzt Millionen!

So ging sie eines Abends an die Ausführung ihres verruchten Planes. Allein auf ihrem Zimmer, entwarf sie nach mehreren mißlungenen Vorsätzen folgenden Brief, den sie dann mit geschickt verstellter Handschrift kopierte:

„Herr Baron! Eigentlich geht es mich nichts an, aber ich kann es nicht mit ansehen, wie Sie betrogen werden. Ihre Frau hat ein Liebesverhältnis mit Ihrem Oberinspektor, dem Herrn von Sieburg. Wachen Sie über Ihre Ehre! Wenn Sie es nicht glauben wollen, so gehen Sie morgen rechtzeitig sechs Uhr in den Park, wo das japanische Häuschen steht. Da werden Sie die beiden überraschen und sehen, daß ich die Wahrheit rede.“

Ein Freund.“

Sie schloß das nichtswürdige Schreiben in ein Envelopp ein, versah dasselbe mit der Adresse des Barons, tat das ganze in einen zweiten Umschlag und fügte ein Billet an ihren Bruder bei, in welchem sie ihn ersuchte, den beifolgenden Brief in L. zur Post zu geben. Dann rief sie einen Diener und beauftragte ihn, das Schreiben sofort an den Oberinspektor zu befördern.

Am andern Morgen befand es sich unter den eingetroffenen Postsachen des Barons.

Gewöhnlich pflegte die Baronin die Tasche zu öffnen und den Inhalt zu durchmustern. Heute aber war sie abwesend, und der Greis machte sich selbst daran, da er sich etwas wohler fühlte. Der Brief mit der unbekanntenen Handschrift und dem Vermerk ‚Eigenhändig abzugeben‘ erregte natürlich seine Aufmerksamkeit, und er öffnete ihn alsbald. Kaum hatte er indessen einige Zeilen gelesen, als er ihn mit einem Ausruf des Ekels zusammenknüllte und fortwarf. Er wollte nichts von der infamen Anklage wissen.

Dennoch konnte er nicht verhindern, daß der Gedanke an das anonyme Schreiben sich in seinem Hirn einnistete. Schließlich hob er es widerstrebend wieder auf, glättete es und las es zu Ende.

Klara ihn betrügen! Nein, das glaubt er nicht, — das war eine elende Verleumdung, eine Machination ihrer Feinde!

In demselben Augenblick hörte er ihre Stimme im Nebenzimmer. Er rief sie und sogleich kam sie herbei. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er ihr den Brief. Wie sie indigniert, wie sie zornig sein würde, nachdem sie die nichtswürdige Verleumdung gelesen hatte!

Was war das? Sie erbleichte, — ihre Hand zitterte? Sie fand kein Wort der Verteidigung, der Entrüstung? War es denn wahr, was darin stand?

Ein betäubendes Schmerzgefühl durchzuckte die Brust des Greises.

„Klara,“ rief er, „du — du sagst nichts dazu?“

„Was soll ich dazu sagen?“ stotterte sie, ohne ihn anzusehen. „Soll ich mich gegen diese abscheuliche Anklage etwa noch verteidigen? Glaubst du es gar?“

Ohne sie anzusehen, reichte er ihr das Blatt.

„Da — verbrenne es!“

Er erwähnte nichts mehr davon. Aber der Stachel des Zweifels blieb zurück und peinigte ihn unausgesetzt.

Tags darauf schrieb Klara einen zweiten Brief. Derselbe hatte folgenden Inhalt:

„Wären Sie gestern nachmittag sechs Uhr in das japanische Häuschen gekommen, hätten Sie Ihre Gemahlin in einem sehr zärtlichen Rendezvous mit ihrem Geliebten überraschen können. Es tut mir in der Seele leid, daß ein alter, würdiger Herr wie Sie so betrogen wird. Sobald ich es vermag, sende ich Ihnen eine neue Benachrichtigung, hoffe aber, daß Sie dann diesen Zeilen mehr Glauben schenken und sich von der Wahrheit überzeugen werden!“

Der Baron erhielt das Schreiben abermals durch die Post, mit dem Stempel L.

Diesmal las er es aufmerksam durch und verbrannte es dann, ohne seiner Frau ein Wort zu sagen. Doch verfolgte er sie von jetzt ab mit argwöhnischen Blicken, so daß sie sich triumphierend sagte:

„Es hat gewirkt, — er traut mir nicht mehr!“

Zwei Tage später erhielt der alte Herr ein drittes Billet:

„Geben Sie sorgfältig acht! Ihre Frau und der Oberinspektor treiben die Dreistigkeit bereits so weit, daß sie sich in den Zimmern der Frau Baronin treffen. Es kann Ihnen nicht schwer fallen, sie dort zu überraschen!“

Als der Baron diesen Brief empfangen hatte, überkam ihn eine grenzenlose Niedergeschlagenheit, und zugleich eine außerordentliche Schwäche, die ihn zwang, das Lager aufzusuchen. Doktor Altenau kam, um nach seinem Befinden zu sehen. Sobald er gegangen war, versank der Greis in eine tiefe Ohnmacht, aus welcher er erst nach Stunden wieder erwachte. Er fühlte sich darauf so elend, daß es ihn die größte Mühe kostete, sich zu erheben und sich anzukleiden. Allein sein Wille beherrschte ihn und verlieh ihm Kraft. Er wollte, er mußte Gewißheit haben. Am Fenster sitzend, verfolgte er aufmerksam alle, die das Schloß betreten oder verließen. Zu den ersteren gehörte auch der Oberinspektor.

Eine Stunde wartete er, ob der letztere sich wieder entfernen würde. Es geschah nicht. Somit behielt der anonyme Briefschreiber recht.

„Mein Gott,“ stöhnte er, „sollte es wirklich wahr sein? Diese Elenden! Ich töte sie beide!“

Langsam und schwerfällig, mit wankenden Knien schlich er den Zimmern der Baronin zu. Mehrmals sah er sich gezwungen, stehen zu bleiben und sich an die Wand zu lehnen, da ihm der Atem fehlte.

Und drinnen das dämonische Weib lauschte gespannt an der Tür, bis sie das Schlürfen seiner Tritte vernahm.

„Jetzt kommt er!“ zischte sie ihrem mit unbeweglicher Miene dastehenden Bruder voll wilden Triumphes zu. „Nun ans Werk!“

Sie schlang die Arme um seinen Hals und lehnte sich an seine Brust, während er das Haupt zu ihr herabneigte. So kopierten sie geschickt die Stellung zweier glückversunkener Liebenden.

Jetzt wurde die Tür geöffnet. Auf der Schwelle erschien der Baron, totenbleich, Schweißperlen auf der Stirn, taumelnd. Das Paar schien ihn nicht zu bemerken.

„Mein geliebter, teurer Franz, — mein Alles!“ sprach die Elende laut genug, daß jener es verstehen konnte, und feurig den Mund des Bruders küssend.

Da — ein schwacher Aufschrei:

„Verfluchte — Verfluchte!“

Zu Boden stürzte der Greis und blieb regungslos auf dem Teppich liegen; der Mund war ihm schrecklich verzerrt, die Augen stier mit glasigem Ausdruck.

Das nichtswürdige Paar sah sich stumm an. Dann kniete Klara neben dem Körper ihres Gatten nieder und fühlte nach dem Herzschlag.

„Es schlägt nur noch schwach!“ sagte sie befriedigt. „In einer Viertelstunde ist es bestimmt zu Ende! Du kannst dich jetzt entfernen, Franz, ich werde die Diener rufen und zum Arzt schicken!“

„Und mein Geld?“

„Morgen erhältst du es!“

„Und wenn er sich noch einmal erholt?“

„Das wird er nicht, — laß das meine Sorge sein!“ erwiderte sie hart.

Der Oberinspektor schlich sich mit scheuem Blick auf den leblosen Greis hinaus, worauf die mit dem Leblosen Zurückbleibende stürmisch die Klingel zog.

„Geschwind,“ rief sie ihrem herbeieilenden Kammermädchen in gar trefflich gespielter Verzweiflung zu, „hole Hilfe! Den Arzt — um Gottes willen! Mein Gatte ist ohnmächtig geworden!“

Mit Unterstützung eines Dieners trug sie den leblosen Körper des Greises in sein Schlafzimmer und setzte sich dann an seine Seite, ihn scharf betrachtend. Wenn er lebte, bis der Doktor kam! Wenn er in seiner Anwesenheit sprach! Nein, das durfte nicht sein!

Da — jetzt kam der Sterbende zum Bewußtsein zurück. Mit seiner letzten Kraft richtete er sich empor und schleuderte ihr voll wütenden Zornes die heiseren Worte ins Gesicht:

„Verflucht, — sei verflucht!“

Und mit bleierner Schwere fiel er zurück und hauchte sein Leben aus.

Neben dem Toten aber kniete das Weib, das seinen Namen trug, und schaute mit dem gewohnten rätselhaften Sphinxlächeln auf den Verblichenen.

VIII.

Drei Tage lang blieb die Leiche des alten Barons auf dem Paradebett ausgestellt, ein Gegenstand der Neugier seiner zahlreichen Beamten und Arbeiter, sowie der gesamten Umgegend, — von welch allen niemand ahnte, daß der Tote das Opfer eines Verbrechens geworden sei, von welch allen nur drei wahre Tränen vergossen und den Verewigten beklagten. Diese drei waren der Sohn, der, durch eine Depesche aus der Residenz herbeigerufen, angesichts der stillen Majestät des Todes seinen zu sehr berechtigten Groll in einem Strom bitteren Nasses begrub, — Doktor Willert, dessen freundschaftliche Ergebenheit durch die Ungerechtigkeit des Barons nicht gemindert worden war, und ein junges Mädchen, das, zu den Füßen des Sarges kniend, unaufhörlich schluchzte: — Nora, die Tochter der Baronin.

Wie der Tote ihr eine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit gewidmet, so hatte sie, das sanfte bescheidene, schöne Kind, ihn wie einen Vater geliebt. Sie wußte, daß sie ihm alles verdankte. Durch das Unglück früh gereift, hatte sie es bald begriffen, wenn es ihr die Mutter auch nicht gesagt, und so hatte sie mit voller Inbrunst zu ihm ‚Papa‘ gesagt, wie er sie ‚mein Töchterchen‘ genannt.

Und die Baronin?

Sie hatte bei dem Toten in anscheinend grenzenlosem Schmerz gewacht, geweint und geklagt, bis Viktor eintraf. Dann zog sie sich diskret in ihr Zimmer zurück, woselbst sie so eifrig mit ihren Verzweiflungsausbrüchen fortfuhr, daß die Dienerschaft durch diese offenkundige Trauer außerordentlich gerührt ward.

Als der junge Baron im Schlosse eingetroffen war, galt sein erster Gang den sterblichen Ueberresten seines Vaters. Derselbe war auf einem prächtigen Katafalk aufgebahrt, welcher unter der verschwenderischen Fülle auserlesener Blumen fast verschwand, wie auch das Gemach in einen Garten umgewandelt war. Nachdem Viktor zu Füßen des Sarges sein Gebet verrichtet hatte, erhob er sich, um den Verewigten mit

stiller Wehmut zu betrachten. Das eingefallene Gesicht zeigte eine steinerne, düstere Ruhe, — nicht den heiteren Ausdruck eines in Frieden Heimgegangenen, sondern den Groll eines mit der Welt Zerfallenen. Oder war es eine stumme Drohung, die aus diesen welken Zügen sprach? Hatte er — so fragte Viktor sich staunend — etwa noch zuletzt seinen Irrtum erkannt?

Er war ganz im Sinnen über dieses Problem verloren, als ein leichtes Geräusch, das Rauschen eines weiblichen Gewandes, seine Aufmerksamkeit erregte. Unliebsam überrascht, blickte er auf und gewahrte nun die rührend schöne Gestalt eines in Trauergewänder gehüllten Mädchens, das, ohne sich zu bewegen, bisher ihm gegenüber am Katafalk gekniet hatte. Das liebliche Gesicht war mit Tränen überströmt, die großen Augen blickten verschleiert zu ihm empor. Eine Welt voll Schmerz, Mitgefühl und scheuer Zärtlichkeit lag darin. Unwillkürlich hatte sie ihre Stellung ein wenig verändert und so die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf sich gezogen.

Befremdet musterte er sie, so daß Purpurröte ihre Wangen färbte. Wer war sie? Im ersten Augenblick wußte er es nicht, doch dann fiel es ihm ein.

„Es ist ihre Tochter!“ dachte er. „Wie schön sie geworden ist! Freilich die ganze Mutter! Sie weint, sie betrauert meinen Vater jedenfalls aufrichtig, denn bei ihrer Jugend darf man wohl noch keine Verstellung für möglich halten und der Tote hat wirklich viel für sie getan!“

Er war im Begriff, sich abzuwenden und hinauszugehen, als Nora sich erhob und auf ihn zuschritt. Ihm schüchtern die Hand reichend, murmelte sie mit bebender Stimme:

„Herr Baron. — Sie erinnern sich wahrscheinlich meiner nicht mehr, des kleinen armselig gekleideten Mädchens, das einst in Berlin mit der Mutter bei Ihnen eintrat. Ich bin Nora Maiwald, der Schützling des teuren Dahingeschiedenen dort, die wie Sie um ihn trauert und weint!“

Unwillkürlich ergriff er ihre Hand und sah sie forschend an. Dann neigte er das Haupt und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Sie hatte nicht bloß die Züge, nein, auch die Stimme ihrer Mutter. Mußte er nicht seinen Haß auch auf sie übertragen?

Nora sah ihm verständnislos, mit schmerzlich verzogenem Gesicht nach. Warum war der Sohn nicht freundlich gegen sie, wie der Vater es gewesen war? Weshalb dieser kalte, fremde, gehässige Blick?

Und am nächsten Tage, als unter gewaltiger Beteiligung des Adels der Umgegend, der Beamten und Arbeiter des Verstorbene, das Leichenbegängnis stattfand, da waren Viktor und Nora die einzigen Leidtragenden, die hinter dem Sarge herschritten, denn die Baronin erklärte sich zu angegriffen, dem feierlichen Akt beizuwohnen. Diese gemeinsame Trauer aber wob ein unsichtbares Band um die beiden, das sie umschlang, ohne daß sie es ahnten, — sie hinterließ in ihren Seelen eine untülbare Spur. —

Am Abend dieses selben Tages erhielt Viktor, der einsam in seinem Zimmer weilte, einen Brief von der Baronin. Ueber rascht öffnete er ihn.

„Was will sie von mir?“ dachte er.

Klara teilte ihm mit, daß sie bereit sei, mit ihrer Tochter das Schloß zu verlassen und sich in einem villenähnlichen Häuschen am Eingange des Parkes, der sogenannten ‚Eremitage‘, einzurichten. Sie brauche nicht viel Platz, — wenn sie nur in der Nähe des Erbbegräbnisses, in der Nähe ihres ‚teuren Toten‘ leben dürfe, sei sie zufrieden und glücklich. Noch flehte sie ihn aber an, im Gedenken des Verewigten seinen Groll gegen sie zu vergessen und mit ihr gemeinschaftlich zu trauern, wie sein Vater dies gewünscht habe.

Als er die Zeilen durchflagen hatte, verharrte er kurze Zeit mit gerunzelter Stirn; dann zerriß er sie und warf sie in den Papierkorb.

Der Lakai, welcher den Brief gebracht hatte, war, auf Antwort harrend, an der Tür stehen geblieben und hatte nicht ohne Erstaunen dem Verfahren des jungen Barons zugesehen.

Als Viktors Blick jetzt auf ihn fiel, herrschte er ihn barsch an.

„Gehen Sie! Sagen Sie Ihrer — Herrin, daß ich keine Antwort für sie habe!“ —

Ein spöttisches Lächeln kräuselte Klaras Lippen, als sie den Bericht des Dieners anhörte.

„Es ist gut!“ sagte sie nachlässig. Bei sich dachte sie: „Der Tor! Als wenn ich seine Entscheidung nicht im voraus gewußt hätte! Er wird sich wundern, wenn er der Testamentseröffnung beiwohnt!“

Und er wunderte sich wirklich! —

Justizrat Kraatz erschien, wie der verstorbene Baron letztwillig verfügt hatte, am Tage nach der Beerdigung, um den Hinterbliebenen, dem Sohne und der Witwe, das Testament vorzulesen. Dasselbe war von dem alten Herrn ungefähr einen Monat vor seinem Tode abgefaßt und zeigte eine sichere, deutliche Handschrift. Nachdem das ungleiche Paar möglichst voneinander getrennt Platz genommen hatte, — die Baronin mit leidvollem, gesenktem Haupt, tief in Trauergewänder gehüllt, Viktor ernst und kalt, — begann der Notar:

„Unbeeinflußt und im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte schreibe ich, Ottokar Baron von Blomberg auf Schloß Ehrenberg, hiermit mein Testament nieder, zu dessen Vollstrecker ich meinen langjährigen Rechtsanwalt Justizrat Kraatz in L. bestimmt habe. Da mein Sohn Viktor mich seit Jahren nicht besucht und sich nicht im geringsten um mich bekümmert hat, — ein Zeichen, wie wenig Liebe er für seinen Vater im Busen trägt, — meine Frau Klara mir dagegen unausgesetzt die uneigennützigste Liebe und Ergebenheit beweist, wofür ich ihr an dieser Stelle meinen Dank ausspreche, — erscheint es mir nicht mehr als billig, ihnen das nach Maßgabe ihres Verdienstes um mich durch ein Testament zu vergelten, und so verfüge ich folgendermaßen: Mein Sohn Viktor erhält das ihm gesetzmäßig zustehende Erbe — Schloß und Gut Ehrenberg — mit der Verpflichtung, meiner Gattin und deren Tochter Nora Maiwald zeitlebens standesgemäße Wohnung im Hauptgebäude und entsprechenden Unterhalt zu gewähren. Das vorhandene Barvermögen jedoch fällt ausschließlich meiner Gattin und deren Tochter zu, abzüglich der unten näher angegebenen Legate.“

Und der Erlös für Wormsfelde? Naheza drei Millionen? Das Testament sagte kein Wort davon! Gehörten sie etwa auch zu dem der Baronin ausgesetzten Barvermögen? Vermutlich!

Sobald das Testament vorgelesen war, stellte der Justizrat die Frage, ob beide Universalserben sich damit einverstanden erklärten.

Während die Baronin, ihr Taschentuch vor die Augen führend und ein Schluchzen fingierend ein vernehmliches „Ja“ hauchte, antwortete Viktor mit einem entschiedenen „Nein“, erhob sich und entfernte sich, kaum das Haupt zum Gruß neigend.

In der Behausung Doktor Willerts traf er abermals mit dem Justizrat zusammen, der ihn daselbst vermutet hatte.

„Was habe ich Ihnen gesagt, Herr Baron?“ redete derselbe ihn an. „Wären Sie mir gefolgt, hätten Sie beantragt, daß Ihr Herr Vater unter Sequester gestellt wurde, dann ging Ihnen Wormsfelde nicht verloren, während so —“

„— jenes Weib mehr denn zwei Drittel unseres Vermögens eingeheimst hat!“ ergänzte Viktor bitter. „Einerlei, — ich konnte nicht so unkindlich handeln, — auch ahnte ich nicht, daß Papa so überaus schwach sein würde, um mich nicht schärfer auszudrücken!“

„Ehrenberg ist immerhin noch ein schöner, wertvoller Besitz!“ bemerkte Kraatz nachdenklich.

„Allerdings, — ich bin aber in den letzten Jahren, da ich

von meinem Vater nichts erhielt, gezwungen gewesen, mich ziemlich tief in Schulden zu stürzen. Um sie zu bezahlen, muß ich eine starke Hypothek aufnehmen. Von der Landwirtschaft verstehe ich nichts, — somit ist meine Lage nichts weniger als glänzend! Und es könnte anders sein! Besonders Wormsfelde, dieser prächtige Besitz, — Jahrhunderte in den Händen der Blombergs? Es ist zum Verzweifeln!“

Der Justizrat zuckte die Achseln, erwiderte aber nichts.

„Und dabei soll dieses Weib nach dem Testament auch noch Mitbewohnerin des Schlosses sein, solange sie lebt, — sie und ihre Tochter!“ fuhr Viktor fort. „Um sie nicht sehen zu müssen, werde ich mich veranlaßt fühlen, mein Asyl in einem der Beamtenhäuser oder im japanesischen Hause am Park zu suchen. Haha,“ lachte er schneidend auf, „vielleicht ließe die Dame sich ja herbei, mich mit der Verwaltung des Vermögens zu betrauen, welches sie mir gestohlen hat, — es müssen gegen fünf Millionen sein. — dann hätte ich wenigstens einen anständigen Nebenverdienst!“

Der Justizrat mochte erkennen, daß es Zeit sei, sich ins Mittel zu legen.

„Ihre Lage ist durchaus noch nicht so verzweifelt, Herr Baron!“ sagte er teilnahmsvoll. „Wir werden ungesäumt auf Annullierung des Testaments klagen. Die zweite Frau Ihres Herrn Vaters hat auf nichts Anspruch als auf die ihr kontraktlich ausgesetzten sechsmalunderttausend Mark, womit sie wahrlich zufrieden sein kann. Ueber den Verbleib des Geldes für Wormsfelde muß sie Rechenschaft geben; sie kann sogar gezwungen werden, es herauszurücken. Lassen Sie mich nur machen! Immer aber bleibt Ihnen noch der Ausweg einer reichen Heirat! Sie sind ein — ohne zu schmeicheln — hübscher, schneidiger junger Mann, — Sie werden leicht eine junge Dame auch aus Ihren Kreisen finden, die mit Freuden bereit ist, Ihnen die Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen!“

Viktor lächelte unwillkürlich.

„Gestehen Sie es nur, Herr Justizrat, Sie haben bereits etwas für mich in Aussicht!“

„Nun denn, — ja!“ erwiderte Kraatz, ebenfalls lächelnd. „Sie haben jetzt das dreißigste Lebensjahr überschritten, Herr Baron, da ist es also an der Zeit, daß Sie die Ehe schließen! Ich kenne da in der Umgegend eine schöne junge Dame, die sich einer Mitgift von zwei Millionen zu erfreuen haben wird, und für deren Vater ich gleichfalls, wie für den Ihren, die Geschäfte zu führen die Ehre habe. Nehmen Sie dieselbe, gründen Sie Ihren Hausstand und lassen Sie sich in Ehrenberg nieder, um nach der Väter Weise im Frieden Ihren Kohl zu bauen. Ihr Oberinspektor — nein, der nicht — Sie haben ja einen neuen, den vermutlich die Frau Baronin besorgt hat, wie alle Ihre Beamten und Diener, — kurz und gut, ein tüchtiger Oekonom findet sich schon, unter dessen Anleitung Sie Ihre Studien in der Landwirtschaft machen können. Und bei einiger Lust und Liebe wird schon alles gehen!“

„Der Name der jungen Dame?“ warf Viktor hin.

„Ich habe keine Veranlassung, Ihnen denselben zu verheimlichen,“ versetzte der Justizrat. „Sie kennen Sie übrigens: — es ist das Freifräulein Sidonie von Waldow auf Grabow, die einzige Tochter des steinreichen Freiherrn Hans von Waldow. Ein einfacher Besuch Ihrerseits wird genügen, die in den letzten Jahren unterbrochenen Beziehungen wieder aufzunehmen, und das übrige findet sich dann schon von selber. Es wird nur an Ihnen liegen, zu reussiren. Aber ich schwatze, als ob über acht Tage schon das Aufgebot erfolgen sollte, und vergesse ganz, daß meine Zeit mir zugemessen ist. — Ich darf also den Prozeß gegen die Frau Baronin einleiten?“

„Unter allen Umständen, — wenn Sie meinen, daß ich Aussicht habe, ihn zu gewinnen!“

„Die haben Sie, — große sogar!“

„Schön, dann veranlassen Sie das weitere!“

„Und die Heirat?“

„Ich sage vorläufig weder ja, noch nein! Erst möchte ich Fräulein von Waldow kennen lernen!“

„Das ist richtig!“ stimmte der Justizrat ihm bei. „Ich zweifle indes nicht, daß sie Ihnen gefallen wird!“ — —

Am Abend darauf machte Viktor einen Spaziergang durch die Felder, als er plötzlich an einer Wegbiegung eine Reiterin in elegantester Kleidung und auf prächtigem Goldfuchs auf sich zusprengen sah. Sein scharfes Auge erkannte bald Nora Maiwald. Ohne Gruß wollte er vorübergehen, als wenn er sie nicht gewahrt hätte, da war sie mit wenigen Sätzen ihres feurigen Tieres schon bei ihm und versperrte ihm den Weg.

„Ein Wort, Vik — Herr Baron!“ relete sie ihn erglühend an. „Hoffentlich haben Sie einen Moment Zeit für mich!“

„Bitte, mein Fräulein!“ erwiderte er, nun doch den Hut ziehend.

„Weshalb vermeiden Sie das Schloß, welches doch das Ihre ist, und wohnen nicht darin, sondern in dem engen, schlecht eingerichteten japanesischen Häuschen? Wir — meine Mama würde sich so sehr freuen, wenn Sie —“

„Ich habe meine Gründe dazu, mein Fräulein!“ unterbrach er sie kühl, zog abermals seinen Hut und schritt eilig davon.

Verdutzt sah sie ihm nach, dann gab sie ihrem Pferde die Gerte zu kosten und sprengte mit verhängtem Zügel heim.

Die ganze Nacht träumte sie von Viktor. Sein Bild stand ihr unausgesetzt vor Augen, wie sie ihn am Katafalk des Toten gesehen, wie sie an seiner Seite dem Sarge gefolgt und wie er ihr nun zuletzt so kalt und fremd den Rücken gedreht hatte. Sie wollte ihm zürnen, sie wollte seiner nicht mehr gedenken. Umsonst, es war stärker als ihr Wille, und vergeblich fragte sie sich: — warum nur?

„Mama,“ sagte sie am nächsten Morgen beim Frühstück, „gestern abend traf ich ihn, Viktor, und fragte ihn, weshalb er nicht im Schlosse wohne, sondern in dem Parkhäuschen!“

Die Baronin erzitterte leicht und sah ihre Tochter unruhig an. „Nun?“ fragte sie. „Und was antwortete er darauf?“

„Er schien verlegen und meinte, er habe seine Gründe dazu. Und dann grüßte er, — aber so — so gleichgültig, so fremd — und ging!“ versetzte Nora.

„Siehst du, mein Kind?“ entgegnete die Mutter. „Wenn du ihn wieder einmal triffst, dann vermeide es, ihn anzureden. Oder noch besser, — geh' ihm aus dem Wege, — suche dir andere Ziele für deine Spazierritte! Ich lasse dir gern die Freiheit, — aber Sorge dafür, daß ich es nicht zu bereuen habe!“

„Aber was schadet es denn, wenn ich mit ihm spreche, Mama?“ fragte Nora.

Die Baronin zögerte mit der Antwort. Sollte sie das unschuldsvolle Kind zum Nachdenken über Dinge veranlassen, die ihr besser fern blieben, — die ihr fern bleiben mußten?

„Was es schadet?“ versetzte sie darum gedehnt. „Ei nun, — er mag uns nicht so gern, wie sein Vater uns mochte, — es ist ihm lieber, wenn er uns nicht sieht!“

Das junge Mädchen senkte betrübt das Köpfchen.

„Mama, — er war wirklich der reine Zufall, daß wir uns trafen!“ sagte sie leise.

„Davon bin ich überzeugt, mein Kind!“ erwiderte die Baronin. Bei sich aber dachte sie sorgenvoll: „Weshalb nimmt sie es sich nur so zu Herzen?“

Regte sich, ohne daß sie es wußte, eine Stimme in ihr, die sie mahnte an die Hand, die alles vergilt: — an die Hand der Nemesis?

Seit die Mutter Nora gebeten hatte, dem jungen Baron auszuweichen, vermied sie jenen Weg, auf welchem sie Viktor getroffen hatte, und suchte vorzugsweise den Wald auf. Ein Gedanke beschäftigte sie jetzt unaufhörlich: Weshalb sollte sie den jungen Mann meiden und weshalb mochte er sie nicht, —

ihre Mutter nicht und sie nicht? Sie hatten ihm doch nichts getan!

Viktor, der sich mit Eifer dem Studium der Land- und Forstwirtschaft hingab, unterbrach dasselbe bisweilen, um ein wenig zu jagen. Seltsamerweise beseelte auch ihn das Bestreben, die Tochter seiner Feindin nicht mehr zu treffen. Er suchte daher jene Gegend, in welcher er sie gesehen hatte, nicht wieder auf, sondern richtete seine kleinen Erholungsausflüge meist nach dem Walde. So war es nur naturgemäß, daß sie, die sich meiden wollten, zusammenkommen mußten.

Etwas acht Tage später jagte er auf Rebhühner, ohne zu seinem Verdruß deren getroffen zu haben, als er den Galopp eines Pferdes vernahm. Er wandte sich und erkannte auf einen Blick Nora Maiwald, die ihm schon von weitem zunickte. Er stellte sich, als ob er es nicht sähe, und beschäftigte sich angelegentlich mit seinem Gewehr; indes vergebens, gleich darauf parierte sie ihr Tier an seiner Seite und rief ihm freundlich zu:

„Herr Baron, eben sah ich dort drüben zwei Ketten Rebhühner aufgehen, die sich dann in geringer Entfernung wieder niederließen. Auf jenem Acker, — fünf Minuten von hier, — werden Sie sie finden?“

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein,“ versetzte er frostig, „aber ich jage nicht auf Rebhühner!“

„Nicht? Auf was denn?“ rief sie erstaunt.

„Auf Hasen!“ knurrte er mißmutig.

„Auf Hasen?“ erstaunte sie. „Wissen Sie denn nicht, daß die noch Schonzeit haben?“

„Ach, ja,“ bestätigte er ärgerlich, „nun, dann jage ich lieber gar nicht! Ich empfehle mich Ihnen, mein Fräulein!“

Er pffif seinem Hunde und schritt davon, ohne sie nur mit einem Blick anzusehen. Im Grunde tat es ihm leid, sie so abweisend behandeln zu müssen, aber — weshalb war sie eben die Tochter ihrer Mutter?

Nora sah ihm betrübt nach, dann ritt sie langsam weiter, sich das Köpfchen zerbrechend, weshalb der junge Mann gegen sie nur so unliebenswürdig und abstoßend sein mochte.

In Gedanken vertieft, achtete sie nicht auf den Weg. Plötzlich fiel in geringer Entfernung von ihr ein Schuß. Der Goldfuchs, dem sie die Zügel locker gelassen hatte, scheute, bäumte sich empor und warf seine Reiterin ab, — so unglücklich, daß sie an einen Baum geschleudert wurde und bewußtlos liegen blieb. Dann setzte er in rasendem Galopp davon.

Das durchgehende Pferd erregte Viktors Aufmerksamkeit, der jener Schuß abgegeben hatte, als ein Flug Rebhühner dicht vor ihm aufging, und der sich kaum fünf Minuten entfernt befand. Er ließ sich nicht Zeit, seinem Hunde das erlegte Geflügel abzunehmen, sondern eilte, ein Unglück ahnend, sofort zurück und hatte bald den Ort erreicht, an welchem die Gestürzte in tiefer Ohnmacht lag. Ein Gefühl tiefen Mitleides überkam ihn beim Anblick des schönen, totleichen Gesichts der lieblicher Reiterin, an deren Schläfen ein schmaler Streif roten Blutes sich zeigte.

„Welch ein Unglück!“ rief er entsetzt aus. „Das arme Kind! Und mein Schuß hat das zweifelloos verschuldet! Wenn sie schwer verletzt, — wenn sie gar tot wäre!“

Verzweifelt schaute er um sich. Nirgends eine menschliche Seele zu erblicken! Und bis zum Schlosse war es wenigstens drei Kilometer Entfernung! Was also tun?

Er kniete neben Nora nieder und hob sanft ihr Haupt empor. Ihre Augen waren geschlossen, kein Hauch zeigte an, daß Leben in der schönen Hülle war. Aber der Puls schlug leise und regelmäßig.

Wenige Schritte entfernt floß ein kleiner Wasserlauf. Viktor lief hin und tauchte sein Taschentuch in das kühle, kristallene Element, dann kehrte er damit zurück und suchte das Blut von der Schläfe zu wischen und die Ohnmächtigen zur Be-

sinnung zu bringen. Mitleid und Aerger stritten sich in ihm um den Vorrang.

„Verwünscht!“ murmelte er. „Hätte ich doch nicht geschossen! Was soll ich jetzt nur anfangen? Verlassen darf ich sie nicht und hier kann sie auch nicht bleiben!“

Indem er in seinen Bemühungen, sie zum Bewußtsein zurückzubringen, fortfuhr, konnte er nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß sie sehr schön sei, — die Tochter seiner Feindin.

Endlich — endlich glitt ein leichter Seufzer über die blaß gewordenen Lippen. Dann schlug Nora die großen Augen auf und sah den jungen Baron erstaunt an. Ein unendlich liebliches Lächeln spielte um den süßen Mund. Gleichzeitig stockte das Blut in der anscheinend nicht tiefen Wunde an der Schläfe und hörte auf zu fließen.

„Sie?“ flüsterte sie halb unbewußt. „Wie kommt das? Sie waren doch weitergegangen!“

„Sie sind gestürzt, mein Fräulein,“ erwiderte Viktor, „das Pferd hat Sie abgeworfen und zwar infolge meines Schusses. Somit habe ich Ihren Unfall verschuldet! Ich mache mir lebhafte Vorwürfe darüber!“

„O, — das dürfen Sie nicht!“ lächelte Nora glücklich. „Mir fehlt ja nichts, — mir ist ganz wohl!“

„So fühlen Sie keine Schmerzen?“

„Nicht im geringsten! Höchstens der Kopf, — ein eigentümliches, aber leichtes Brausen fühle ich darin. — Aber das macht nichts!“

„Können Sie aufstehen?“ forschte er weiter.

„Ich will es versuchen!“ sagte sie gehorsam.

Und sie erhob sich mit seiner Unterstützung.

„Es geht!“ lächelte sie nach kurzem Besinnen. „Der Kopf schmerzt zwar ein wenig, die Seite auch, — aber ich kann stehen und gehen, — da, sehen Sie!“

Und sie machte einige Schritte hin und her, erst hinkend und schwankend, dann sicherer.

„Gott sei Dank!“ sagte Viktor, aufatmend. „Und ich hielt Sie anfangs für tot!“

Nora sah ihn dankbar an.

„So haben Sie sich um mich ängstigen müssen!“ sprach sie schüchtern. „Wie freundlich, daß Sie sich meiner annahmen, daß Sie um meinetwillen Ihre Jagd unterbrachen! Aber nun geht es wieder, — ich kann laufen und dort sehe ich den Almansor, — er hat sein Unrecht eingesehen und kommt gutwillig zurück. Besten Dank, Herr Baron, und adieu!“

Viktor behielt unwillkürlich die kleine bebende Hand in der seinen.

„Das darf ich nicht zugeben, daß Sie nach Hause reiten!“ rief er eifrig. „Sie könnten abermals stürzen, die Schwäche könnte Sie überwältigen! Bleiben Sie hier, — ich werde meinen Wagen holen!“

„Nein, nein!“ wehrte sie ihm jedoch. „Sie sollen sehen, — ich bin stark. — es geht!“

Sie entzog ihm erglühend die Hand und schritt langsam, etwas hinkend, ihrem unweit stehengebliebenen Pferde zu. Der Baron folgte ihr unwillkürlich und half ihr in den Sattel.

„Also zürnen Sie mir nicht, daß ich die unfreiwillige Ursache Ihres Unfalles war?“ sagte er, ihr in die Augen sehend.

„Ich bitte Sie!“ gab sie zur Antwort. „Sie konnten doch nicht dafür, und es hat mir auch nicht geschadet! Ich habe Ihnen zu danken für Ihre Freundlichkeit! Auf Wiedersehen, Herr Baron!“

Sie lächelte ihm fast glückstrahlend zu und ritt dann im schlanken Trabe davon. Viktor sah ihr kurze Zeit nach, dann wandte er sich mit unwilliger Gebärde und versuchte die unterbrochene Jagd fortzusetzen. Aber der Hund hatte gut Rebhühner, Haselhühner, Fasanen und anderes Geflügel aufreiben, — sein Herr schoß nicht, er ließ den Hahn in Ruhe.

Viktor war ärgerlich und unzufrieden mit sich selber. Er

fühlte: das junge schöne Mädchen mit den großen, strahlenden Augen hatte Eindruck auf ihn gemacht, bemerkenswerten Eindruck — auf ihn, der er ihre Mutter haßte und verachtete! Wohin sollte das führen? Unwillkürlich kam ihm ein Gedanke, der ihn spöttisch auflachen machte.

„Schade, daß sie meine Schwester ist, — haha!“ machte er. „Sonst könnte ich sie heiraten und würde auf diese Weise mein gestohlenen Vermögen wiedererhalten!“

Und dann setzte sich ein dumpfer Groll gegen das junge Mädchen in ihm fest, den er nach Kräften zu pflegen begann.

Als Nora nach dem Schlosse zurückgekehrt war, konnte sie nicht umhin, ihrer Mutter von dem erlebten Abenteuer zu erzählen, denn ihre derangierte Kleidung, ihr aufgelöstes Haar und die Wunde an der Schläfe redeten nur zu deutlich davon. Doch verschwieg sie der entsetzten Mutter, daß der Flintenschuß des jungen Barons ihr Pferd zum Durchgehen veranlaßt hatte. Sie wollte nicht, daß Viktor auch nur ein Schein der Schuld treffe. Dagegen schilderte sie mit wahrer Begeisterung, mit welcher Sorgfalt und Hingebung der junge Mann sich ihrer angenommen hatte. Ihre Augen zeigten solchen Glanz, ihre Wangen solche Röte dabei, daß die Baronin sich erstaunt, ja, mehr erschreckt fragte:

„Was bedeutet das? Sie liebt ihn doch nicht gar?“

Und dann begann sie nachzudenken:

„Es sind keine Blutsverwandte, — daß ich die zweite Frau seines Vaters gewesen bin, ist nebensächlich! Warum soll sie ihn nicht lieben? Aber Viktor — würde er jemals darauf eingehen, so schön sie auch ist? Unsinn, — es ist ein Traum! Er der Gatte meiner Tochter — unmöglich!“

Und am nächsten Tage spann sie ihre Gedanken weiter:

„Weshalb sollte es unmöglich sein? Dieses Wort stand doch sonst nicht in meinem Lexikon! Wenn sie ihn liebt, muß er sie ebenfalls lieben, denn ich will nicht, daß mein Kind unglücklich wird! Alles, was ich getan, wäre ja dann umsonst! Er muß sie lieben und heiraten! Ich will es!“

IX.

Justizrat Kraatz hatte alle Vorbereitungen zum Erbschaftsprozess gegen die Baronin getroffen, entschloß sich aber, ehe er ihn einleitete, der schlaunen Abenteurerin einen Vergleich anzubieten. Er ließ sich also eines Tages bei ihr melden und wurde auch sofort angenommen. Seine Gegenwart war ihr zwar nicht angenehm, aber er war der Sachverwalter ihres verstorbenen Gatten. Man mußte hören, was er wollte.

„Gnädige Frau,“ hatte Kraatz gesagt. „ich komme, Sie von dem Entschluß zu benachrichtigen, welchen der Herr Baron Viktor von Blomberg nach reiflicher Ueberlegung, und nachdem wir das ‚für und gegen‘ gründlich erwogen, gefaßt hat!“

„Was ist das für ein Entschluß?“ fragte die Baronin scheinbar erstaunt. „Und warum ziehen Sie mich ins Vertrauen?“

„Sie werden es sogleich erfahren!“ versetzte der Justizrat. „Der Herr Baron beabsichtigt, gegen Sie zu prozessieren!“

„Gegen mich zu prozessieren?“ wiederholte sie.

„Ja, — er wird die Annullierung des Testaments beantragen und nachweisen, daß eine Erbschafterschleichung stattgefunden hat!“

„Ach!“ Klara sah den Sprechenden überlegen an. „Und es hat sich niemand gefunden, der ihm das ausgeredet, der ihm bewiesen hat, daß ein solcher Prozeß nicht allein unnütz, sondern sogar lächerlich sein würde?“

„Erlauben Sie, gnädige Frau!“ erwiderte Kraatz, der sich in seiner Eigenliebe als tüchtiger Rechtsanwalt gekränkt fühlte. „Der Herr Baron hat zahlreiche und bewährte Freunde, die ihm sämtlich zu dem Prozeß raten mußten und denn auch geraten haben!“

„So!“ fuhr die Baronin fort zu spötteln. „Und darf man wissen, was Sie für Gründe ins Treffen zu führen gedenken?“

„Das dürfen Sie wissen!“ sagte Kraatz gereizt. „Sie haben

den verstorbenen Baron vollständig isoliert, — Sie haben sich die Geistesschwäche, welche aus seiner körperlichen Hinfälligkeit resultierte, zu nutze gemacht und dafür gesorgt, daß er ein Testament abfaßte, in welchem Sie zur Erbin von fast zwei Dritteln des Blombergischen Familienvermögens gemacht wurden!“

„Sie wissen sehr gut, daß dies eine ungerechte Beschuldigung ist! Mein Gemahl erfreute sich bis zur letzten Stunde einer seltenen Geistesfrische, und Sie, der Sie das Testament abfaßten, werden mir zugestehen müssen, daß er im höchsten Grade klar und zielbewußt war, als er sie damals zu sich berief!“

„Vielleicht!“ versetzte Kraatz, die Achseln zuckend. „Der Verkauf Wormsfeldes, von dem ich ihm so dringend abriet, könnte eher das Gegenteil beweisen. Und der Erlös dafür, nahezu drei Millionen, durfte nicht verschwinden, oder mit den übrigen Baarmitteln Ihnen vermacht werden. Diese Summe kommt dem wahren Erben, dem Baron Viktor, zu. Er ist geradezu darum bestohlen worden!“

„Klagen Sie mich etwa des Diebstahls an?“ rief die Baronin, nun doch ihre Ruhe verlierend. „Warten Sie doch erst ab, wie das Gericht entscheiden wird!“

Der Justizrat hob die Schultern.

„In Rücksicht auf den Namen, welchen er trägt, und auf das Andenken seines Vaters möchte der Herr Baron den Prozeß und das damit unweigerlich verbundene Aufsehen vermeiden und hat mich beauftragt, Sie um die Herausgabe des Kaufpreises Wormsfelde zu ersuchen. Unter dieser Bedingung will er Sie im Besitz des übrigen lassen!“

„Zu gütig von dem Herrn Baron! Wie bescheiden er ist!“ höhnte Klara.

„Das ist nicht das einzige!“ fuhr der Justizrat gleichmütig fort. „Der Herr Baron läßt Ihnen überdies noch acht Tage Frist, damit Sie sich die Sache reiflich überlegen können. Ist diese Zeit um, dann allerdings gehen wir schonungslos vor!“

„Es bedarf dieser Frist nicht, mein Herr Justizrat,“ erwiderte die Baronin, mit Mühe ihren Grimm zähmend, „mein Entschluß ist gefaßt! Ich weigere mich entschieden, auf Ihren Vorschlag, den mir zu machen eine edle Dreistigkeit bedeutet, einzugehen! Ich habe Sie bis jetzt in Geduld angehört, obgleich Sie mehrfach gegen die Achtung, die Sie einer Dame schulden, verstießen, — nun aber ist genug! Teilen Sie Ihrem Auftraggeber den Inhalt unserer Unterredung mit, sagen Sie ihm, daß, wenn er seine Interessen wahrhaft wahrnehmen will, er auf den Prozeß verzichten muß. Sagen Sie ihm ferner, daß ich ihm sein Vorgehen gegen mich verzeihe — um seines Vaters willen, der mir seinen Namen gab und den ich nie vergessen werde! Ich bin nie berechnend gewesen, merken Sie sich das! Und nun gehen Sie! Wagen Sie es noch einmal, mich in dieser Angelegenheit zu behelligen, so werde ich mich zu erinnern wissen, daß ich Diensthoten habe, die mich vor Ueberlästigen schützen können!“

„Das ist Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes!“

„So habe ich hier weiter nichts zu tun! Adieu!“ —

Der Justizrat begab sich unmittelbar darauf zu Viktor und teilte ihm mit, was er ausgerichtet hatte. Jede Rücksicht schwand damit und es wurde ausgemacht, daß der Prozeß unverzüglich begonnen werden sollte.

Der junge Mann hatte inzwischen den Freiherrn Hans von Waldow auf Grabow besucht und in dessen Tochter Sidonie ein sehr hübsches, liebenswürdiges Mädchen kennen gelernt, das wahrlich nicht der Mitgift von zwei Millionen bedurfte, um einen Verehrer dauernd zu fesseln.

Schon das erste Zusammentreffen befriedigte Viktor in hohem Maße. Er wurde von Vater und Tochter in zuvorkommender, herzlicher Weise aufgenommen und zum Wiederkommen aufgefordert.

Es war das halbwegs natürlich. Der Freiherr war ein entfernter Verwandter der Finks von Finkenstein und also auch der Mutter Viktors, — er war ferner ein sehr guter Freund des Barons Ottokar gewesen, bis dieser die Torheit beging, seine Pflegerin über ihr Niveau hinaus zu erheben. Von da ab hatte er ihn allerdings vollständig gemieden. Als nun Viktor, den er als Knaben, Jüngling und jungen Mann gekannt, ihm seinen Besuch machte, nahm er ihn mit offenen Armen auf.

Viktor empfand vom Anbeginn für Sidonie eine lebhaftere Sympathie, wie auch er ihr in keiner Weise mißfiel. Sie hatte bis dahin noch jeden ihrer zahlreichen Verehrer zurückgewiesen. Diesen zeichnete sie in jeder Hinsicht aus. So konnte Justizrat Kraatz mit Genugtuung konstatieren, daß sein Projekt auf keine Hindernisse stieß, wenn auch der junge Baron nicht verlauten ließ, ob er ernste Absichten habe. Aber er hatte deren. Zwar war es nicht Liebe, die ihn zu der reichen Erbin zog, indes immerhin ein mehr als gewöhnliches Interesse. Und so kam es denn, daß er sich bereits nach einigen Wochen näheren Verkehrs offen erklärte.

Die törichte Heirat des Barons Ottokar hatte den Unwillen des gesamten Adels der Umgegend erregt. Eine Krankenpflegerin, eine Dienerin aus ihrer niedrigen Sphäre so hoch erhoben, — das war noch nicht dagewesen. Und konnte auch Viktor für die Schwabenstreiche seines Vaters nicht verantwortlich gemacht werden, sein Name war dessenungeachtet nicht minder befleckt: — die ehemalige Bedienstete seine Stiefmutter, die das Schloß seiner Väter bewohnte!

Kein Wunder, wenn der Freiherr trotz des Interesses, welches er für Viktor empfand, trotz der Freundschaft, die er einst mit den Eltern des jungen Mannes gepflegt, seine Bewerbung ziemlich kühl aufnahm. Wären nicht die etwas kränkliche und jeder Aufregung abholde Frau von Waldow und Sidonie selbst für den jungen Baron eingetreten, hätten sie nicht den Gatten und Vater mit ihren Bitten bestürmt, er würde den mißliebigen Freiherr rundweg abgewiesen haben. Allein der Ueberredungskunst seiner Frau und dem stummen Vorwurf im Gesicht seiner Tochter vermochte er nicht zu widerstehen, — er gab seine Einwilligung. Denn er sagte sich: „Schließlich kann der arme Bursche nicht dafür, daß er solche Stiefmutter hat! Sie hat ihm den größten Teil seines Vermögens genommen, damit ist es genug, er büßt die Torheit seines Vaters überreichlich!“

Die Kunde von der Verlobung Viktors verbreitete sich schnell. Und der Bruder Klaras, Franz von Sieburg, war es, der sie seiner Schwester und seiner Nichte mitteilte, da er von den Begegnungen nichts wußte, die zwischen der letzteren und Viktor stattgefunden hatten.

(Fortsetzung.)

Telegramme der Woche.

Deutschland.

— König Friedrich August von Sachsen wird im Februar nach Afrika abreisen, um eine große Jagdexpedition nach dem Sudan zu unternehmen.

— Die beiden englischen Spione Trench und Brandon wurden vom Reichsgericht zu vier Jahren Festungshaft verurteilt. Die Verhandlungen waren öffentlich, der Zudrang des Publikums war ungeheuer.

— Man ist um das Schicksal des Dampfers „Savona“ besorgt, der schon vor längerer Zeit mit einer wertvollen Ladung von Hamburg nach Neapel unterwegs ist und von dem man nichts mehr gehört hat.

— In Hamburg wird am 10. Januar das nordamerikanische Geschwader erwartet, das sich auf seiner europäischen Besuchsreise befindet. Es werden große Festlichkeiten geplant.

— Na, wenn es nur gut abläuft. In Frankreich haben sich

die Herren Amerikaner so „anständig“ betragen, daß in Paris sogar Besprechungen zwischen dem Vertreter Nordamerikas und den französischen Behörden stattfinden mußten, in denen man über Maßregeln beriet, die geeignet wären, die amerikanischen Kriegsschiffmatrosen einigermaßen zu bändigen, wenn sie Landurlaub haben.

— Am Weihnachtsabend starb Graf Franz Ballestrem, Zentrumsführer und langjähriger Präsident des deutschen Reichstages.

— Bei dem Schiffbruch des bei Coruna in Spanien gescheiterten Hamburger Dampfers „Palermo“ sind 24 Personen ertrunken.

— Der Berichterstatter Halbroachs von der Pariser Zeitung „L'Humanité“ wurde aus Deutschland ausgewiesen wegen einer Kritik über die vom Reichskanzler im Reichstage gehaltene Programmrede.

— Der Wochenausweis der Reichsbank zeigt folgende Veränderungen: Der Metallvorrat hat um 7 Millionen Mark abgenommen, die diskontierten Wechsel haben um 6, die lombardierten Wertpapiere um 7, der Notenumlauf um 70 Millionen Mark zugenommen.

— Von den Karolinen kommt die Nachricht, daß am 18. dieses Monats die Eingeborenen von Djakadeck einen höheren Reichsbeamten namens Boeder oder Roeder und drei Subalternbeamte ermordeten. Die Ueberfallenen ihrerseits töteten fünf der Eingeborenen ehe sie unterlagen. Die deutsche Regierung sandte den Kreuzer „Komoran“ nach den Karolinen, dem noch die Kreuzer „Emden“ und „Nürnberg“ folgen sollen.

— Ein in Brisbane in Australien angekommener Dampfer brachte die Nachricht mit, daß auf der Insel Ponape (eine der Karolinen) die Eingeborenen revoltierten und neun Europäer, darunter fünf Engländer ermordeten. (Vielleicht handelt es sich in beiden Berichten um dasselbe Ereignis).

— Der Kaiser befahl die Ausarbeitung eines eingehenden Berichtes über die Möglichkeit und die Mittel, das Spionennwesen auszurotten.

— Der Großfürst Michael jagt mit mehreren Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses in Skiernewice. Man mißt diesem Zusammentreffen von Mitgliedern der beiden fürstlichen Häuser große politische Bedeutung bei.

Oesterreich-Ungarn.

— Sechs zur Garnison von Montepiano in Tirol gehörige Soldaten wurden von einer Lawine verschüttet und fanden den Tod.

— Das neue Flottenprogramm der Doppelmonarchie, von dem wir schon letzthin eine kurze Nachricht brachten, soll in spätestens sechs Jahren ausgeführt werden und 4 Dreadnoughts von 20.000 Tonnen, 2 von 23.000 Tonnen, 3 schnelle Kreuzer, 12 Hochseetorpedoboote, 10 Torpedobootszerstörer und 6 Unterseeboote umfassen. Die ersten zwei der großen Panzerschiffe sollen 1912 fertig werden, das dritte 1914 und das vierte 1915. Der Bau des ersten ist schon soweit fortgeschritten, daß es jedenfalls im Juni 1911 vom Stapel gelassen werden kann, das zweite wird einige Monate später folgen. Die Schiffe werden als Hauptbewaffnung 12 Stück 30,5 Zentimeter-Geschütze erhalten. Die Ausgaben für die Flotte werden im Jahre 1911 90 Millionen Kronen betragen.

— Die Gräfin Wolff-Metternich besuchte ihren wegen unlauterer Finanzoperationen verhafteten Mann im Gefängnisse, wo ihr dieser in den heftigsten Ausdrücken vorwarf, sie mache mit seinen Feinden gemeinsame Sache. Die Gräfin, die ihn nicht vom Gegenteil überzeugen konnte, machte aus Verzweiflung einen Selbstmordversuch, indem sie sich mit einer Schere schwer am Halse verwundete. Sie wurde ohnmächtig und mit Blut überströmt fortgeschafft.

— In Wien fand die Polizei in einem Korbe den zerstückelten Leichnam einer Frauensperson.

— Kaiser Franz Joseph verlieh dem italienischen Botschafter Herzog von Avarna das Großkreuz des Leopoldordens.

Italien.

— In Civitavecchia ermordete das 14 jährige Dienstmädchen Maria Ferrante die 6 jährige Elvira Colucci, die im Hause ihrer Dienstherrschaft wohnte. Sie hatte vor einiger Zeit die Kleine geprügelt, was diese dem Hausherrn erzählt hatte, der Maria einen scharfen Verweis erteilte und ihr mit Entlassung drohte. Als nun vorgestern die Herrschaft ausgegangen war, benutzte sie die Gelegenheit, um sich an dem Kinde zu rächen. Sie zwang Elvira niederzuknien und tötete sie mit einem Revolverschuß in den Kopf.

— Die Opfer der vorgestern gemeldeten Explosion in Somma Lombardo waren Frau Amato, die Frau des Geschäftsbesizers, ihr achtjähriger Neffe und der Arbeiter Emilio Ceriani. Das Dienstmädchen Josepha Piantanida wurde schwer verwundet unter den Trümmern hervorgezogen.

— In Venedig duellierten sich aus Gründen privater Natur der Deputierte Graf Giberto Arrivabene und der Leutnant zur See Bentivoglio. Ersterer wurde ziemlich schwer verletzt.

— Die Offiziere und Soldaten der päpstlichen Nobelgarde haben gemeutert! Natürlich, wie es von Mitgliedern einer solch altertümlichen und hochfeudalen Institution zu erwarten ist, nicht etwa wegen zu geringen Soldes, — sondern weil ihr neuer Kommandant, Oberst Repponde, nicht — adeliger Geburt ist. Es wurde ihm der Gehorsam, sogar die ihm zustehenden Ehrenerweisungen verweigert. Der Papst mußte persönlich einschreiten und, um die Gemüter zu besänftigen, den Meuterern Strafflosigkeit zusichern.

— Das vorgestern der Kammer vorgelegte Wahlreformprojekt enthält 20 Artikel, von denen einer diejenigen, die ihr Wahlrecht nicht ausüben, mit Geldstrafen von 25 bis 50 Lire und mit Ausschließung von allen öffentlichen Aemtern auf die Dauer von 5 Jahren bedroht. Von dieser Maßregel sollen nur etwa 18 Prozent der Wählerschaft ausgenommen sein, wie z. B. die Minister, die Geistlichen, Aerzte und Krankenpfleger. Man berechnet, daß durch das neue Gesetz die Zahl der Wahlberechtigten um etwa 1½ Million vermehrt werden wird.

— In Corso San Celso stürzte ein altes, in Reparatur befindliches Gebäude ein. Feuerwehr und Soldaten zogen unter den Trümmern einen Toten und 7 Schwerverwundete hervor. Schrecklich hatte eine Frau namens Maria Valente auszustecken. Sie war bis zum Hals verschüttet und litt bei den zu ihrer Rettung vorgenommenen Arbeiten die gräßlichsten Schmerzen, so daß man ihr beruhigende Mittel geben mußte. Sie bat um einen Priester, um zu beichten, aber schließlich gelang es der Feuerwehr doch, sie lebend herauszubringen. Beide Beine waren gebrochen.

— Vorgestern wurde bei den Ausgrabungen in Pompeji der vollständig versteinerte, mit reichen Schmucksachen bedeckte Körper einer Frau gefunden.

— Der frühere Ministerpräsident Giolitti leidet an Arterienverkalkung. Sein Zustand hat sich in der letzten Zeit so verschlimmert, daß er sich wahrscheinlich ins Privatleben zurückziehen müssen wird. Die von ihm geführte politische Gruppe wird sich wohl auflösen. Aus diesem Grunde wurden auch die Debatten über die Wahlreform bis nach Weihnachten verschoben.

— Aus Mantua wird gemeldet, daß im Magazin eines Konsumvereines zu Boscolo eine heftige Explosion stattfand, durch welche das ganze Gebäude zerstört wurde. 15 Personen wurden unter den Trümmern begraben, von denen 5 sterbend, die übrigen schwer verwundet hervorgezogen wurden.

— Der argentinische Gesandte beim päpstlichen Stuhl, Herr Del Campillo, ist gestern gestorben.

— Die bei den Ausgrabungen in Pompeji gefundene versteinerte Leiche einer Frau hat Perlenohrringe in Form einer

Weintraube, jeder aus 21 Perlen zusammengesetzt, Hals- und Armbänder und Amulette, alles aus Gold und Edelsteinen und sehr gut erhalten. Man glaubt, daß dies der wertvollste jemals in Pompeji gemachte Fund ist.

— Bei der Station Acquabella der Linie Mailand—Pavia stieß am Sonnabend ein Personenzug mit einem Güterzug zusammen. Beide Züge fuhren mit großer Geschwindigkeit, so daß nach dem erfolgten Zusammenstoß die Lokomotiven, Tender und Wagen nur einen einzigen großen Trümmerhaufen bildeten. Die Zahl der Opfer ist nicht genau bekannt, jedenfalls aber bedeutend.

— In Santo Stefano Quisquina, Provinz Girgenti auf Sizilien, wurden ein 90-jähriger katholischer Geistlicher und seine Magd ermordet aufgefunden; der Geistliche mit durchschnittener Kehle, die Magd erdrosselt. Man weiß nicht, ob es sich um einen Racheakt oder um einen Raubmord handelt.

— In Nogoya brachte eine Frau Zwillinge zur Welt, deren Köpfe seitwärts miteinander verwachsen sind, so daß es von hinten aussieht, als ob sie nur einen Kopf hätten. Die Kinder sind vollständig gesund und schon seit drei Wochen am Leben.

— Ein Lebensmüder namens Ventoli warf sich vor einen von Carate Brianza nach Mailand fahrenden Zug. Der Maschinist gab sofort Gegendampf, wodurch der Zug so heftig erschüttert wurde, daß viele Mitreisenden verwundet wurden, außerdem wurde Ventoli doch von der Lokomotive erfaßt und getötet.

— In Rom wurde eine Frau aus dem Volke namens Rosa Mareschi von einem Wagen der elektrischen Straßenbahn überfahren und getötet, als sie ihr zweijähriges Töchterchen retten wollte, das unter ein Automobil zu geraten drohte. Dem Kinde geschah kein Leid.

— Prinz Max von Sachsen ist in Rom angekommen. Man sagt, er wolle persönlich seine Unterwerfung unter den Willen des Papstes erklären.

— In Bari brannte das Haus des Seemanns Trizio ab, während er mit seiner Frau abwesend war. Zwei Kinder des Ehepaares und die Schwiegermutter, die im Hause schliefen, fanden den Tod in den Flammen.

— Der Vulkan Aetna ist wieder in Tätigkeit. Der Krater wirft große Mengen von Asche aus. Die Bevölkerung fürchtet eine neue Katastrophe.

— Freche Diebe stahlen tausende von Metern Kupferdraht der Telephonverbindung zwischen dem Quirinal und der königlichen Besitzung Castelporziano. Sie nahmen den Draht am hellen Tage ab und erklärten, sie seien mit dem Ersatz der Leitung beauftragte Arbeiter der staatlichen Telegraphenverwaltung.

— Professor Enrico Ferri, der wieder in seinem Vaterlande angekommen ist, erklärte einem Journalisten: „Wenn wir uns beliebt machen wollen, müssen wir unbedingt anerkennen, daß Argentinien den Argentinern, Brasilien den Brasilianern gehört.“ Er fügte hinzu, daß Deutschland und die Vereinigten Staaten sich die größte Mühe geben, die südamerikanischen Märkte zu erobern, was den Abschluß von Handels-, Einwanderungs- und Staatsangehörigkeitsverträgen zwischen den lateinischen Ländern Europas und Amerikas zur unbedingten Notwendigkeit mache. Ferri wird von den radikal-sozialistischen Blättern heftig angefeindet, weil er die argentinischen Ausnahmegesetze zu verteidigen suchte.

— In der Balbostraße zu Turin drangen vorgestern nacht zwei Diebe in die Wohnung der 90-jährigen Gräfin Alexandrina Ferreri ein. Die Gräfin schrie um Hilfe, worauf die Verbrecher sie zu erwürgen versuchten. Es kamen aber noch rechtzeitig Leute dazu, die die Räuber zur Flucht zwangen.

— Vor dem Schwurgerichte zu Viterbo gelangt der Prozeß gegen die 58 Camorristen zur Verhandlung, die u. a. der Ermordung des Ehepaares Cuocolo-Cutinelli angeklagt sind.

Der erste Trupp der Angeklagten wurde gestern von Neapel nach Viterbo transportiert. Der mitangeklagte katholische Priester Cyro Vitozzi erklärte, er werde während der Verhandlungen wichtige Enthüllungen machen.

— Nach der gestern erfolgten feierlichen Unterwerfung nahm der Papst den Prinzen Max von Sachsen wieder zu Gnaden an, empfing ihn in Audienz, behandelte ihn freundlich und bestätigte ihn in seiner Stellung als Professor der Theologie an der Universität von Freiburg in der Schweiz.

— In Messina und Reggio Calabria wurden Gedächtnisfeierlichkeiten zum zweiten Jahrestag der furchtbaren Erdbebenkatastrophe abgehalten, die diese Städte damals fast vernichtete. Es wurden feierliche Totenämter gehalten und die noch nicht aufgeräumten Trümmerstätten, die noch viele Opfer des Erdbebens bergen, mit Blumen bestreut.

— Aus Catania wird telegraphiert, daß man vorgestern nacht plötzlich eine ungeheure Explosion hörte, die im Aetna stattgefunden hatte. Die Bevölkerung geriet in panischen Schrecken, doch erklärte ein Sachverständiger, Professor Frando von der Universität Palermo, es handle sich nur um Vorgänge innerhalb des Vulkans, wie sie immer vorkommen und ungefährlich sind.

— Vorgestern fanden Erdbeben in der Provinz Aquila statt. Die Ortschaften Amatrice und Accumoli litten sehr, an vielen Häusern bekamen die Wände große Risse, Schornsteine fielen ein usw. Die Behörden ließen Schuppen bauen, um die Bewohner der beschädigten Häuser, die mit Einsturz drohen, unterzubringen. Die Bevölkerung kampiert zum großen Teil im Freien, aus Angst, die Erdschütterungen könnten sich wiederholen.

Frankreich.

— Die „Action Française (Bund französischer Monarchisten) legte eine Subskriptionsliste auf, um dem Zimmermann Lacour, der vor einiger Zeit den Ministerpräsidenten Aristides Briand angriff, ein Ehrengeschenk zu machen. Gleich am ersten Tage wurden 30.000 Francs gezeichnet. Die Marquise von Mac Mahon zeichnete an erster Stelle.

— Die Regierung brachte in der Kammer einen Gesetzentwurf ein, durch welchen Ausstände der Eisenbahnangestellten möglichst vermieden werden sollen, und zwar durch Einrichtung von Einigungsämtern und Schiedsgerichten, die die zwischen den Eisenbahngesellschaften und den Angestellten entstehenden Streitigkeiten beilegen sollen. Am Schlusse erklärt das Projekt Ausstände des im öffentlichen Dienste stehenden Personals für ungesetzlich.

— Der Führer der sozialistischen Partei, Jaurès, schloß mit einem Unternehmer einen Kontrakt, nach welchem er nächstes Jahr Konferenzen in Südamerika abzuhalten hat.

— Ueber London kommt die Meldung, daß der Präsident das über den Sekretär des Syndikates der Kohlenarbeiter, Durand, gefällte Todesurteil bestätigt hat. — Durand wurde von dem Schwurgericht zu Rouen als Anstifter der Ermordung des Vorarbeiters der Kohlenarbeiter in Havre, Dongé, zum Tode verurteilt. Die eigentlichen Mörder, die in seinem Auftrag die Tat vollbrachten, wurden zu 15 (Mathieu) und 8 (Couillandre und Lefrançois) Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Die Geschworenen reichten damals nach Fällung des Todesurteils ein Gnadengesuch für Durand ein. Nach der Verurteilung Durands wurden in allen großen Städten Frankreichs Protestversammlungen abgehalten, da die Arbeiterschaft die Tat als in der Erregung des Klassenkampfes begangen ansieht und die Todesstrafe für allzu streng hält.

— In Philippeville explodierte an Bord des Dampfers „Doran“ ein Kasten mit Munition, wodurch 12 Matrosen getötet und 15 schwer verwundet wurden.

— Der Präsident der Republik erhielt ein von 32 Mitgliedern der Deputiertenkammer unterzeichnetes Gnadengesuch für den zum Tode verurteilten Arbeiterführer Durand.

— An einem Tage, nämlich Sonnabend, kamen 3 Eisenbahnunfälle vor. Bei der Station Arbanats der Strecke Cette-Bordeaux stießen ein Schnellzug und ein Lokalzug zusammen, wobei 5 Passagiere getötet und gegen 30 verwundet wurden. Die Opfer sind fast ausschließlich auf Weihnachtsurlaub gehende Soldaten. — Bei Marmande ereignete sich ebenfalls ein Zusammenstoß, durch den einige Eisenbahnbeamte und Passagiere zu Schaden kamen. Das dritte Unglück geschah bei Monterau, weil der Lokomotivführer das auf „Halt“ gestellte Einfahrtssignal übersah. Es wurde eine Person getötet und etwa 20 mehr oder weniger schwer verwundet.

— Ein weiteres Eisenbahnunglück ist gestern in Chateaudun passiert, wo ein Schnellzug auf einen auf dem Gleise stehenden Eisenbahnwagen auffuhr. Sechs Personen wurden getötet und drei verwundet.

— Die Vereinigung der Arbeitersyndikate veröffentlichte ein heftiges Manifest gegen die Zurückweisung des für Durand eingereichten Gnadengesuches durch den Präsidenten. Das Manifest rät zur Erklärung des Generalstreikes.

— In Chapelle-sous-Brancion bei Macon ermordete ein gewisser Tallmard seinen Vater und verwundete seine eigene Frau. Dann verbarrikadierte er sich, sodaß ihm die Gendarmen drei Tage lang nicht beikommen konnten.

— Der Flieger Lafont beabsichtigte, mit einem Passagier eine Fahrt von Paris nach Brüssel zu unternehmen. Nachdem der Apparat nach dem Aufstieg in Champigny drei große Kreise beschrieben hatte, geriet der Motor in Unordnung, der Apparat stürzte ab und beide Insassen fanden den Tod.

— In Paris wurde der Bankier Gaillard unter der Anklage verhaftet, Gelder seiner Kunden unterschlagen zu haben. Das Gericht beschloß, über sein Vermögen den Konkurs zu eröffnen. Die ungedeckten Verpflichtungen sollen drei Millionen Francs überschreiten.

Belgien.

— Vom ersten Januar ab werden eingeschriebene Briefe mit Wertdeklaration zwischen Belgien und den größten Postämtern Brasiliens befördert.

England.

— „Daily News“ melden, daß der Exkönig von Portugal Vorlesungen an der Universität Oxford zu hören beabsichtige. Nächstes Jahr will er eine Reise um die Welt machen. — Warum auch nicht, die Regierungssorgen ist er ja glücklich los.

— Das Grubenunglück von Bolton soll durch eine schadhafte Sicherheitslampe, nach einer anderen Lesart durch ein unvorsichtigerweise entzündetes Streichholz verschuldet worden sein. In einem der Schächte erstickte der zweite Direktor der Mine, Herr Pays. Die Rettungsarbeiten sind sehr schwierig, da es an geeigneten Apparaten fehlt. Man schätzt die Zahl der Bergleute, die an der tiefsten Stelle der Mine arbeiteten, auf 350, die wohl alle verloren sind. Im ganzen sind bereits 150 Leichen geborgen. Man hat keine Hoffnung mehr, noch jemanden am Leben anzutreffen.

— Am Weihnachtsabend stieß bei Kirkby Stephen ein Schnellzug mit zwei ihm entgegenkommenden Lokomotiven zusammen. Die Trümmer der Wagen gerieten in Brand, so daß mehrere Verwundete, die sich nicht aus den Trümmern befreien konnten, lebendig verbrannten. So mußte das Ehepaar Gray, das mit seinem noch nicht sechsjährigen Töchterchen nach Partick fuhr, um bei einer befreundeten Familie Weihnachten zu feiern, mit ansehen, wie ihr Kind vor ihren Augen den Flammentod starb. Der Vater ist selbst schwer verwundet. Frau Gray hat vor Entsetzen die Sprache verloren. Im ganzen sollen 8 Personen tot und 20 bis 30 verwundet sein.

— Bei Bolsover wurde eine Anzahl Kinder, die sich zu einer Weihnachtsfeier begaben, von einem Eisenbahnzuge erfaßt. Drei von ihnen kamen ums Leben, zwei wurden schwer verwundet.

— Wie man hört, wird König Georg zu Neujahr 30 oder 40 neue Mitglieder des Oberhauses ernennen, die sämtlich der liberalen Partei angehören.

— Der Steuermann eines Fischerbootes entdeckte im Meer die Trümmer einer Flugmaschine. Man vermutet, daß es sich um den Apparat des Fliegers Grace handelt, der vor einigen Tagen den Kanal überflog und verschollen ist, seitdem er die Rückreise antrat.

— Der Herzog und die Herzogin von Connaught trafen von ihrer Reise nach Südafrika wieder in London ein.

Spanien.

— Das große Los der spanischen Lotterie ist auf Nummer 22.101 gefallen, der zweite Gewinn auf Nummer 1565, der dritte auf Nummer 3711.

— Im Schoße der radikalen Partei ist wegen der Haltung der Abgeordneten Azcarate und Pablo Iglesias eine Spaltung eingetreten.

— Einem Telegramm aus Cartagena zufolge rannte der spanische Dampfer „Industrial“ mit einem unbekanntem Dampfer zusammen. Es stellte sich dann heraus, daß das andere Schiff der französische Dampfer „Jean Conseil“ aus Marseille war, dessen Kessel bei dem Zusammenstoß explodierte, sodaß das Schiff sofort sank. 27 Mann der Besatzung kamen um, ein Matrose wurde gerettet und nach Valencia gebracht. Der Zusammenstoß erfolgte bei dem Kap Palos. Der Dampfer „Industrial“ kam noch bis in die Nähe von Cartagena, wo er ebenfalls sank. Seine Mannschaft wurde von einem deutschen Dampfer gerettet.

— Die Regierung erklärte Sonnabend das Parlament für aufgelöst.

— Man telegraphiert aus Teneriffa, daß ein schreckliches Unwetter die Insel Gamera verwüstete. Ein Haus stürzte ein und begrub 20 Menschen unter seinen Trümmern. Von mehreren Familien fehlt jede Nachricht.

— Ein Gefangener, der aus dem Zuchthaus zu Figueiras auszubrechen versuchte, wurde dabei ertappt. Er schoß auf seine Verfolger, da er sich einen Revolver zu verschaffen gewußt hatte und tötete einen Unteroffizier, während ein Soldat schwer verwundet wurde.

— Eine Dame in San Sebastian, die in der spanischen Lotterie 7000 Pesetas gewonnen hatte, begab sich gestern nach der Lotterieverwaltung, um ihren Gewinn abzuheben. Unterwegs wurde sie von dem einen Ende einer elektrischen Kraftleitung, die plötzlich riß, getroffen und war sofort tot.

Portugal.

— Die Regierung, über den Beschluß des Gerichtshofs, den früheren Ministerpräsidenten und Diktator João Franco außer Verfolgung zu setzen, erbot, erließ ein Dekret, durch das die in Frage kommenden Richter nach Goa in Indien versetzt werden. — Ist das die republikanische Freiheit? Das Dekret gibt als Grund für die Strafversetzung ausdrücklich den genannten Beschluß an und fordert die übrigen Magistratspersonen auf, sich ein Beispiel daran zu nehmen.

— Seit dem Ausbruch der Cholera in Funchal auf Madeira kamen 202 Personen ins Lazarett, von denen 63 starben.

— In Braga wurde ein gewisser Luiz Fuentes verhaftet, den die Polizei schon lange sucht. In Lissabon fand man nämlich eines Tages den aus Malaga zugereisten José Perea, seine Frau und einen 9 jährigen Sohn in ihren Betten erdolcht vor. Man hatte Fuentes das Haus verlassen sehen, ehe das Verbrechen entdeckt wurde, es war dann aber nicht mehr möglich gewesen, seiner habhaft zu werden, bis es nun in Braga gelang. Fuentes gab die Tat unumwunden zu und sagte aus, es handle sich um eine Blutrache; die Familien Perea und Fuentes hätten sich seit 120 Jahren gegenseitig vernichtet und nun sei er der einzige Ueberlebende. Die Richtigkeit dieser Behauptungen wurde in der Zwischenzeit — Fuentes wurde

